This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

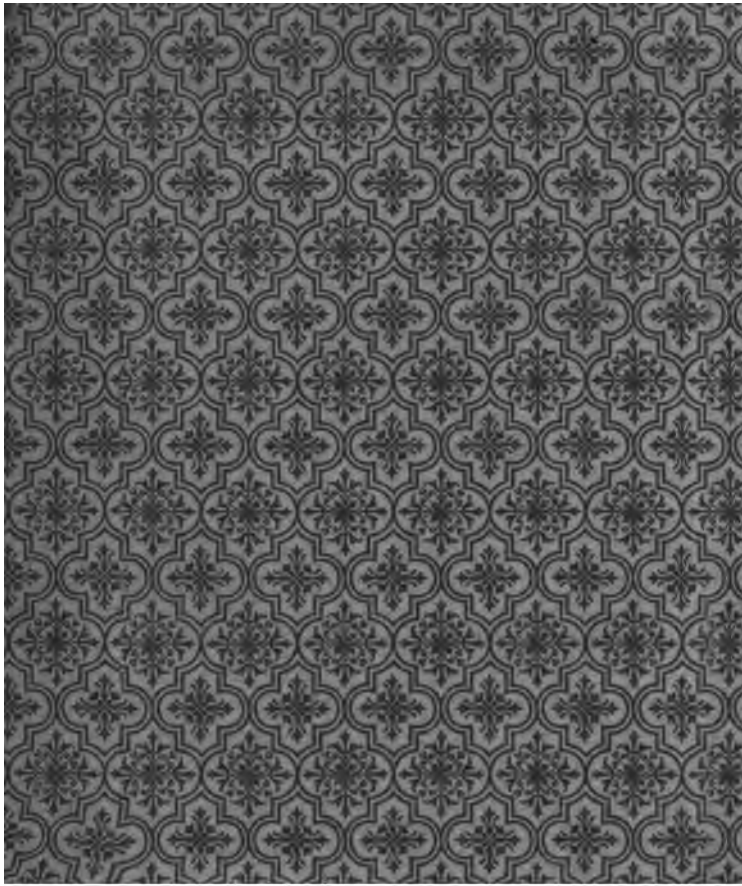
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

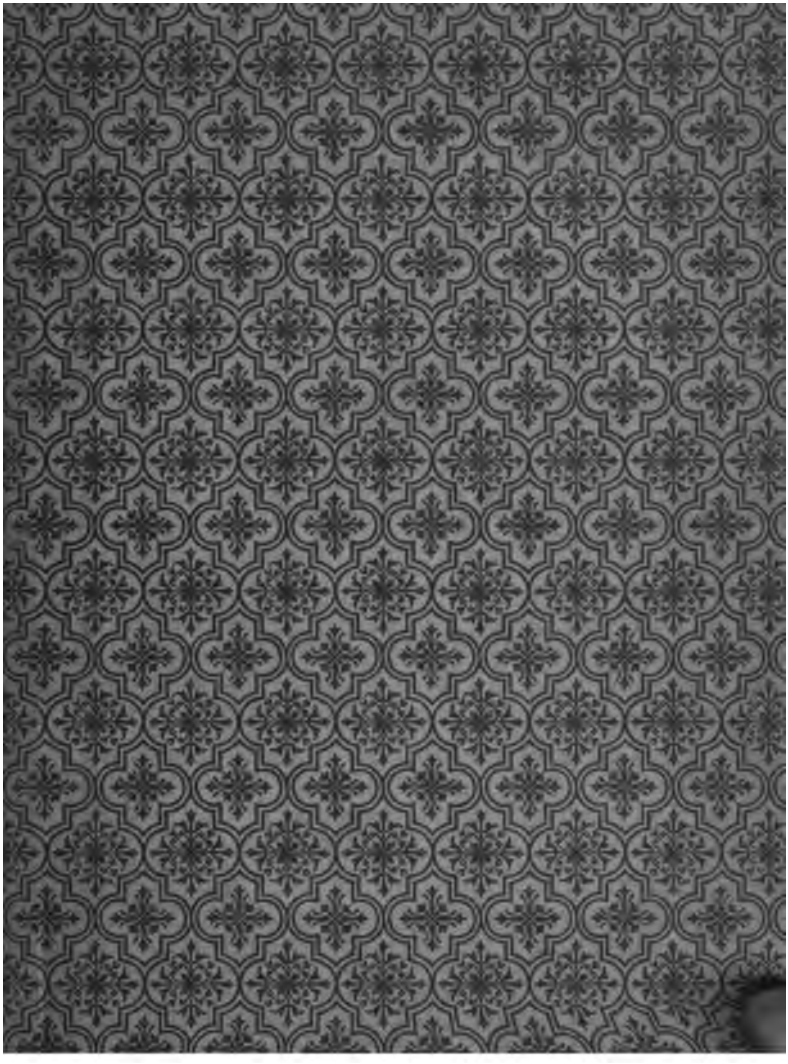
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 028 626

LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University





Schiller - Kabale und Liebe.

Goethe - Tasso.

Goethe - Die natürliche Tochter.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken

von

Heinrich Düntzer.

15. 16.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

Schillers

Kabale und Liebe.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken

von

Heinrich Düntzer.

15. 16.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Schillers

Kabale und Liebe.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

LIBRARY
OF THE
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY.

Laß doch ſehen, ob mein Adelsbrief älter iſt als der Riß zum unendlichen Weltall, oder mein Wappen gültiger als die Handſchrift des Himmels in Luiſens Augen: „Dieſes Weib iſt für dieſen Mann!“

A 4731.

I. Entstehung und Aufnahme.

Noch war Fiesko von der mannheimer Bühne nicht angenommen, ja außer mancherlei Aenderungen noch eine völlige Umgestaltung des Schlusses in Aussicht genommen, als der Dichter den Plan zu einem neuen, einem bürgerlichen Drama faßte, zu welchem es nicht eingehender Verfolgung eines geschichtlichen Stoffes und der schwierigen Umgestaltung desselben zu einer dichterischen Handlung bedurfte, die ihm bei der genuesischen Verschwörung so viel Zeit und Mühe gekostet hatten, ja noch konnte er wegen eines bühnenmäßigen Abschlusses derselben nicht mit sich einig werden. Nach dem Berichte von Schiller's Schwägerin hätte dieser auf der stuttgarter Hauptwache während des dortigen Arrestes den Plan zu Kabale und Liebe entworfen; gleichzeitig sei die Idee zu Fiesko entstanden, die ihn mehr angezogen und zur Ausführung getrieben habe. Dieser Behauptung, die sich möglicherweise auf eine ungenaue Erinnerung Schiller's selbst gründet, widerspricht der Bericht von dessen treuem Freunde Streicher, der ihn auf der traurigen Fußreise von Mannheim bis Frankfurt während der auf ihm lastenden Ungewißheit über die Annahme Fiesko's begleitete. „Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt", erzählt dieser, „ließ sich bemerken,

daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Ansicht aufmerksam machen mußte.“ In dem Briefe, den Schiller von Sachsenhausen aus wegen eines Vorschusses an Dalberg schrieb, gedachte er nur seines Fiesko, den er vor drei Wochen nicht theaterfertig machen könne, da seine Bitte eben nur auf diesen sich stützen konnte, er nicht verrathen durfte, daß ihn vor der Vollendung des angebotenen Stückes noch ein anderer dramatischer Plan beschäftige; denn wenn er äußert, beim nächsten Stücke, das er schreibe, könne er die ganze Rechnung leicht aplaniren, so liegt darin eben nichts weiteres, als daß er fortfahren werde, für die Bühne zu schreiben, nicht daß er schon an einem neuen Stücke arbeite. Nachdem Schiller diesen Brief auf die Post gegeben und ein leichtes Abendessen eingenommen, verhielt er sich schweigend, wobei er seine Blicke aufwärts richtete, woraus Streicher schloß, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Er habe sich jetzt um so behaglicher seiner Einbildungskraft überlassen, bemerkt derselbe weiter, als diese durch nichts abgelenkt gewesen. „In solchen Stunden war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt gar nicht vorhanden: daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.“ Den folgenden Morgen besuchte er einen Buchhändler, bei dem er sich nach dem berüchtigten Schauspiel die Räuber erkundigte, wo er denn sich von der großen Wirkung seines Stückes und der Anerkennung seines Talentes überzeugen konnte. Den Nachmittag und Abend überließ er sich zu Hause seinen dichterischen Eingebungen; er ging dabei auf und ab oder schrieb einige Zeilen. Erst nach dem Abendessen erklärte er dem Freunde, welche Arbeit ihn jetzt beschäftige. „Schiller ging seit der Abreise von Mannheim mit der Idee um,

ein bürgerliches Trauerſpiel zu dichten", berichtet Streicher, „und er war ſchon ſo weit im Plan deſſelben vorgerückt, daß die Hauptmomente hell und beſtimmt vor ſeinem Geiſte ſtanden. Dieſes Trauerſpiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber urſprünglich Luiſe Millerin hätte benannt werden ſollen*), wollte er mehr als einen Verſuch unternehmen, ob er ſich auch in die bürgerliche Sphäre herablaſſen könne, als daß er ſich öfters oder gar für immer dieſer Gattung hätte widmen wollen.**) Er dachte ſo eifrig darüber nach, daß in den nächſten vierzehn Tagen ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeſchrieben war." Eckardt meinte, Streicher's Mittheilung ſchließe das Entſtehen der erſten Idee von Kabale und Liebe in Stuttgart nicht aus; lange umſummten uns doch ſolche Gedanken, bis ſie ſich ausgeſtalten und geboren werden wollten. Aber er beachtet nur die letzte Aeußerung Streicher's, nicht den Bericht über die Reiſe zwiſchen Mannheim und Frankfurt, welcher ſich mit der Annahme, Schiller habe die Idee ſchon vor längerer Zeit in Stuttgart gefaßt, nicht vereinigen läßt. Das hätte ſein treuer Freund wiſſen müſſen und er hätte es nicht unerwähnt laſſen können. Auch mußte er zu der Zeit, wo es mit Fiesko noch ſo bedenklich ſtand, er aber allein in ſeinem Kopfe

*) Nach der Aeußerung Schillers an Streicher in einem Briefe vom 14. Januar des folgenden Jahres: „Mein neues Trauerſpiel, Luiſe Millerin genannt, iſt fertig", könnte man zweifeln, ob dieſer Name des Stückes früher feſtgeſtanden, da in dieſem Falle die Angabe des Titels unnöthig geweſen wäre, aber da dieſer ganze Brief eigentlich nur geſchrieben iſt, um in Mannheim den Glauben zu verbreiten, er befinde ſich nicht mehr in Bauerbach (vgl. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie von Wolzogen, S. 403 f.), er mehr andere täuſchen als Streicher Mittheilungen machen ſollte, ſo wird man aus dieſer Bezeichnung keinen Schluß ziehen können.

**) Dieſes ſcheint doch eher eine ſpätere Annahme Streichers, als daß es auf einer beſtimmten Angabe Schillers beruhte.

die Mittel zur Fristung seines Lebens finden konnte, sich schon nach Stoff zu einem neuen Drama ernstlich umsehn. Mit Recht erklärt sich Palleske gegen die von Boas ausgeführte Ansicht, Schiller habe in der Aufregung wegen des Arrestes sich persönlich an dem Herzog rächen wollen; nichts konnte ihm als Dramatiker ferner liegen, und hätte der Haß seine Muse getrieben, so würde das Stück als dessen glühe Frucht sofort gediehen und ein ganz anderes geworden sein. Auch wäre die Aufregung über den Arrest einem Drama am wenigsten günstig gewesen, wie Palleske bemerkt. Wie Schiller sich nach den Räubern zu einem historischen Stoffe getrieben fühlte, so hatten die hier entgegenstehenden Schwierigkeiten ihm einen solchen ernstlich verleidet, und so war es nicht zu verwundern, daß er, wie später, gleich nach dem Wallenstein, sich entschieden solcher enthalten wollte, und nach einem Stoff suchte, mit welchem er auf der Bühne lebendiger zu wirken hoffen durfte, zu dem es keiner besondern Freiheit bedurfte, der sich in die gangbare Bühnenzeit fügte und den die Schauspieler leichter zur Darstellung bringen konnten als bedeutende geschichtliche Charaktere und Handlungen, bei denen eine überaus große Zahl von Personen nothwendig war, Schwierigkeiten, die bei Fiesko sich ihm unangenehm genug aufdrangen.*) So war es nicht zu verwundern, daß er den von Dalberg ihm empfohlenen Stoff des Karlos fallen ließ und nun sein Glück in einer leichtern und wirk-

*) Gervinus legt viel zu viel Gewicht auf eine nach Vollendung des Stückes (am 24. August 1784) gegen Dalberg gemachte Aeußerung, er sei so eigensinnig, vielleicht so eitel gewesen, in einer entgegengesetzten Sphäre wirken, seine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da doch die hohe Tragödie für ihn da sei, in welcher er am größten und glänzendsten erscheinen könne, in welcher er vielleicht nicht erreicht werden könnte. Der Eigensinn, die Eitelkeit, welcher er sich hier etwas sonderbar Schuld gibt, kann ja nur darin bestehn, daß er, weil es ihm im historischen Trauerspiel nicht hatte gelingen wollen, im bürgerlichen eher auf Bühnenerfolg hoffen durfte.

samern Art des Dramas versuchen wollte, in einem Stoffe, zu dem ihm das damalige Hof- und Regierungstreiben Züge in Menge darbot und in dessen Darstellung sich seine bittere Verstimmung gefiel. So wurde er denn zu seinem bürgerlichen Drama getrieben.

Des Namens eines bürgerlichen Trauerspiels bediente sich wohl zuerst Gottsched, der 1751 in seiner kritischen Dichtkunst meinte, die 1735 auf Veranlassung der Schauspielerin Quinault durch Nivelle de la Chaussée aufgebrachte sogenannte Comédie larmoyante sei keine Komödie, solche Stücke sollten eher bürgerliche oder adelige Trauerspiele heißen, insofern Bürger oder Personen aus dem niedern Adel darin aufträten, oder sie seien ein Mittelding zwischen beiden, Tragikomödien. Lessing brachte 1751 in seiner Theatralischen Bibliothek unter der Aufschrift: Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele Uebersetzungen der 1749 erschienenen Schrift eines Mitgliedes der Akademie von Rochelle: Réflexions sur le Comique-larmoyant und der Abhandlung: Pro comoedia commovente, mit welcher Gellert eben zu Leipzig seine außerordentliche Professur der Philosophie angetreten hatte, und versah sie mit einer Einleitung und einem Nachworte. Von den in letzter Zeit gemachten Neuerungen in der dramatischen Dichtkunst, bemerkte Lessing hier, sei weder das Lustspiel noch das Trauerspiel verschont geblieben; das erstere habe man um einige Staffeln erhöht, das andere um einige herabgesetzt; die Franzosen hätten das rührende Lustspiel, das seine Widersacher das weinerliche nennten, die Engländer das bürgerliche Trauerspiel geschaffen. Die Beurtheilung des zweiten sparte er für einen andern Ort auf; doch, statt dieses Versprechen zu erfüllen, gab er im nächsten Jahre ein Musterstück dieser Art in seiner Miß Sara Sampson. Lessing griff zu der von Lillo 1731 in seinem mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Stücke The mercator

of London zuerst versuchten Form, da er überzeugt war, die sittliche Wirkung, welche die Komödie übe, werde auch im bürgerlichen Trauerspiele erreicht, das allgemeiner das Volk treffe als die hohe Tragödie mit ihren schrecklichen Leidenschaften, um so eindringlicher rühre und belehre, als es gerade die ihm am nächsten stehenden Verhältnisse darstelle, ja diese Art des Trauerspiels müsse an Wirkung noch den damals beliebten Familienroman bei seiner anschaulichern und in sich geschlossenern Darstellung weit übertreffen. Zu seinem Stücke wählte er einen Richardsons Clarissa ähnlichen Stoff, die Geschichte eines von einem elenden Verführer betrogenen Mädchens, bei welcher ihm zum Theil die traurige Liebesverirrung Swifts vorschwebte. Das in England spielende Stück ist ganz in englischem Tone gehalten, die Darstellung die breite des englischen Familienromans. Der Kreis, in welchen wir eingeführt werden, ist der des vornehmen bürgerlichen Lebens, die Geschichte eines edlen Mädchens, das durch die Liebe eines mit vollem Liebreiz ausgestatteten charakterlosen Wüstlings verführt und zu Grunde gerichtet wird.*) Sara Sampson hatte sich auf der Bühne, für die sie ganz eigentlich geschrieben war, eines ungemeinen Beifalls zu erfreuen. Dem deutschen Schauspiel öffnete sie eine ganz neue Bahn, indem sie den ausgetretenen französischen Weg verließ und den Schauspielern die ganz neue Aufgabe der Darstellung voller Persönlichkeiten statt der französischen Schemen gab. Eine Anzahl Nachahmungen gingen in ihren Fußtapfen. Zwei Jahre später fällt Lessings Plan einer „bürgerlichen Virginia", die, abgesondert von jeder Beziehung auf den Staat, nur das Schicksal einer Tochter schildern sollte, welche von ihrem Vater, dem ihre Tugend höher steht als ihr Leben, umgebracht wird. Dabei wollte er sich wieder aller Freiheiten der englischen Bühne be-

*) Vgl. unsere Erläuterungen zu Lessings Dramen I, 29—37.

dienen, doch kam es zunächst dazu so wenig, wie zu seinem Faust, nur gelang ihm 1759 in seinem einaktigen Trauerspiel Philotas die höchste Einfachheit einer aus dem Hauptcharakter in geradem Gange sich entwickelnden Handlung in knapper, prunkloser, nerviger Sprache. Im folgenden Jahre gab er eine Uebersetzung von Diderots Théâtre, das nach den Lustspielen Le fils naturel und Le père de famille (1757) Unterredungen brachte, in welchen der französische Dichter sich über diese neue Gattung des Dramas und die Bühne überhaupt aussprach. Diderot stellte hier fünf besondere Arten der dramatischen Gattung auf, die burleske, die komische, die ernste, die tragische und die wunderbare. Seine beiden Stücke gehörten der ernsten an, deren Gegenstand die Pflichten und Tugenden der Menschen; diese könne gemäß ihrer Stellung zwischen der komischen und tragischen Gattung bald von dieser, bald von jener eine stärkere Beimischung empfangen. Mit dieser theoretischen Vereinigung des bürgerlichen Trauerspiels und des rührenden Lustspiels zu einer Gattung konnte Lessing nicht einverstanden sein, wie hoch er auch Diderots philosophischen Geist schätzte und wie wohl es ihm auch auch that, von einem so bedeutenden Franzosen aussprechen zu hören, daß die Bühne weit stärkerer Eindrücke fähig sei, als man von dem sogenannten klassischen französischen Theater rühmen könne. Diderot selbst lieferte später eine anerkennende Anzeige von Lessings Miß Sara Sampson, die er nach einer handschriftlichen Uebersetzung in einem vornehmen Kreise hatte aufführen sehen. Aber Lessing trieb es zur Gründung einer nationalen Bühne, wie sie jedes gesittete Volk haben müsse — und so dichtete er das erste echt deutsche Drama, Minna von Barnhelm, ein aus der Zeit selbst und aus dem deutschen Gemüthe geschöpftes rührendes Lustspiel. Leider sollten sich des Dichters auf die hamburger Bühne gesetzte Hoffnungen nicht erfüllen, aber in seiner hamburgischen Dramaturgie ging er

dem noch immer als Höchstes geltenden und in schlechten Uebersetzungen auf unsern Bühnen bewunderten klassischen französischen Drama mit Gewalt zu Leibe und kämpfte für die freiere englische Richtung. Gegen Ende der Dramaturgie kommt er auf Diderots Hausvater, der mit Noth und Mühe kaum zweimal auf der pariser Bühne habe erscheinen können, aber allem Anschein nach lange, lange, und warum nicht immer? auf der deutschen sich erhalten werde, auch in Hamburg nicht oft genug gespielt werden könne. Erst mehrere Jahre nach der Dramaturgie vollendete Lessing die erste eigentlich deutsche, wenn auch in Italien spielende Tragödie in seiner Emilia Galotti, der endlichen Ausgestaltung seiner „bürgerlichen Virginia", die als ein Muster des bürgerlichen Trauerspieles gelten kann, obgleich die Familie Galotti den vornehmern Kreisen angehört und vom prinzlichen Hofe die Anschläge auf Emiliens Ehre ausgehen, die als einzigen Weg, sich den Nachstellungen des Prinzen zu entziehen, das Opfer ihres Lebens erkennt. Die Versuche des wiener Staatsrathes von Gebler im ernsthaften und rührenden Lustspiel, von denen der Minister und Clementine schon 1771 erschienen, folgten ganz Diderot; sie suchten durch Darstellung der leidenden und geprüften Tugend in möglichst getreuer Abschilderung der Sitten der mittlern und höhern Stände zu rühren und sittlich zu belehren. An rührenden bürgerlichen Schau- und Trauerspielen fehlte es nicht. Aus der Masse ragte Goethes Clavigo (1774) hervor, in welchem der treulose Verlobte, nachdem die Geliebte aus Gram gestorben, sich selbst den Tod gibt. Im folgenden Jahre wagte H. L. Wagner eine in Wien vorgekommene Geschichte in dem sechsaktigen Trauerspiel die Reue nach der That darzustellen. Die Heirat des Assessor Langen mit Friederiken, der Tochter eines Kutschers Walz, wird durch dessen Mutter, eine rangstolze Justizräthin, gehindert. Dieser will trotz des Fluches der Mutter nicht von der Geliebten

lassen, die aber den Fluch nicht auf sich nehmen mag. Die Justizräthin bewirkt durch einen Fußfall bei der Kaiserin, daß diese ihrem Sohne die Heirat und das Betreten des Hauses des Kutschers verbietet, Friederiken in ein Kloster sperren, den Bräutigam, als er das Haus betreten will, verhaften läßt. Dieser wird in zeitweiligen Irrsinn gestürzt, in welchem Walz und sein Freund Werner ihn pflegen. Als dieser geschwunden, meldet der Staatsrath Dowell brieflich, die Kaiserin habe auf seinen Bericht die Heirat erlaubt und Langen zum Rath befördert. Auch die Mutter hat jetzt ihren Widerstand aufgegeben und bittet den Sohn um Verzeihung. Doch diesen ergreift ein neuer Anfall von Raserei, in welchem er die Geliebte sterben sieht; er verlangt nach einem Dolche. Friederike, die man aus dem Kloster entlassen hat, erscheint; man theilt ihr die frohe Botschaft mit, aber sie hat schon gestern Gift genommen. Langen stürzt nach einer innigen Umarmung der Geliebten ab und tödtet sich selbst. So hat also der Rangstolz der Mutter den Sohn und dessen Geliebte in den Tod getrieben. Der Kutscher Walz ist ein treuherziger, gutmüthiger, derber Mann des Bürgerstandes. Friederike hat im Gegensatze zu ihrer Schwester Lenchen einen Anflug von Sentimentalität, ist aber nicht durch Romanlesen verdorben. Langen erscheint als schwärmerischer Liebhaber. Die Justizräthin geräth in Raserei, in der sie sich erschießen will. Das Stück wurde in Hamburg und sonst in den siebziger Jahren gespielt. Zu Mannheim gab man noch im Juli 1780 eine Bearbeitung des Stückes in fünf Akten von dem Schauspieldirektor Großmann. Walz war eine Lieblingsrolle von Schröder. Auch Schiller kannte das Stück.*) Er nahm

*) In dem Aufsatze „über das gegenwärtige deutsche Theater" aus der ersten Hälfte des Jahres 1782 heißt es: „Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert?"

aus ihm den die Liebenden zu Grunde richtenden Standesstolz, wandte aber die Sache ganz anders.

Auch Wagners 1776 erschienene Kindermörderin hatte Schiller in ihrer spätern Umarbeitung gelesen. Als er Ende Mai 1782 in Mannheim war, hatte ihm Dalberg die ihm vor drei Jahren gewidmeten Theaterstücke des noch vor ihrem Erscheinen gestorbenen Wagner mitgetheilt; sie enthielten die Umarbeitung der Kindesmörderin unter dem Titel Evchen Humbrecht und die Uebersetzung von Shakespeares Macbeth. Der junge Dramatiker sollte ihm sein Urtheil darüber geben, da Dalberg wahrscheinlich mit dem Gedanken umging, beide auf die Bühne zu bringen. Bei der Rücksendung am 15. Juli 1782, nach seinem vierzehntägigen Arrest, schreibt Schiller an Dalberg: „Wagners Kindsmörderin hat rührende Situationen und interessante Züge, doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht; sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung und hat zu viel Wasser. Um den Macbeth hat er gar nicht das geringste Verdienst. Beide Bücher (Stücke?) sende ich Eure Excellenz mit dem unterthänigsten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer solchen Arbeit zu setzen wagen." Schiller nennt das Stück noch mit dem frühern Namen, unter welchem es ihm wenigstens dem Namen nach bekannt gewesen sein muß, vielleicht in der Bearbeitung von Lessings Bruder, der es, wie es bei Schiller heißt, die Kindsmörderin nannte, während bei Wagner Kindermörderin steht, was aber nichts beweisen kann, da Kindsmörderin die Schiller geläufige Form war. Betrachten wir Wagners eigene Bearbeitung unter dem Titel: Evchen Humbrecht oder ihr Mütter, merkts euch Der im Hause des straßburger Metzgers Martin Humbrecht wohnende Lieutenant von Gröningseck hat dessen hübsche Tochter Eva überredet, ihm in Begleitung ihrer Mutter im Domino auf den Fastnachtsball zu folgen, da der Vater

gerade abwesend ist. Nach dem Balle führt er beide „zum Frühstück", ohne daß diese ahnen, daß er sie in ein schlechtes Haus bringt. In den für die Mutter bestimmten Punsch mischt er ein Schlafpulver und thut während ihres Schlafes in einem anstoßenden Zimmer der Tochter, deren Schreien niemand hört, Gewalt an. Eva ruht nicht, bis er ihr feierlich die Ehe verspricht, und sie verbietet ihm bis dahin jede Annäherung. Das ist die Vorgeschichte des Stückes. Im ersten Akte erscheint Meister Martin höchst erbittert über seine etwas alberne Frau, da er hört, daß diese mit der Tochter auf dem Balle gewesen. Ein Verwandter, Magister Humbrecht, Evchens Klavierlehrer, sucht vergebens den derben, ehrlichen Metzgermeister zu begütigen. Gröningseck kommt und schließt Freundschaft mit dem Magister, gegen den er anfangs sehr unfreundlich sich gezeigt. Evchen ist verlegen und verweint. Als die Mutter mit ihr allein ist, redet sie Evchen zu, doch das Kopfhängen zu lassen, das den Aerger des Vaters nur steigere. Dieser aber kommt in höchster Wuth, da er erfahren, daß ein in seinem Hinterhause mit ihrer Mutter wohnendes Mädchen durch einen Sergeanten sich hat verführen lassen. Evchen, im Glauben, der Vater habe von ihrer Schuld vernommen, fällt ihm zu Füßen, erfährt aber bald, wovon es sich handle. Des Vaters Wort, er würde seine eigene Tochter, wenn sie sich so weit verginge, keine Stunde im Hause dulden, trifft sie gewaltig. Erst mehrere Monate später spielt der zweite Akt. Gröningseck gedenkt die schwangere Eva, an welcher er sich so schmählich vergangen, bald zu heiraten; doch sein Freund, der Lieutenant von Hasenpoth, spottet über eine solche Donquixoterie; er solle nur die Närrin und auch den Schwarzkittel, den Magister, laufen lassen; solche tugendhafte Liebe sei „wider allen esprit de corps". Der nun bei Gröningseck eintretende Magister erzählt, wie die Schwermüthigkeit seiner Base, die immer in Young lese, stets zunehme und die böse Laune ihres Vaters sich immer ver-

schlimmere. Nach seiner Entfernung besteht Gröningseck darauf, den eben erhaltenen Urlaub zur Ordnung seiner Sachen und zur Beschleunigung seiner Heirat zu verwenden. Hasenpoth aber ruft dem Abgehenden nach, nie werde Evchen seine Frau werden; er müsse erst selbst Nachlese halten, und da ihr Geheimniß in seinen Händen sei, solle ihm der Sieg nicht schwer werden. Im vierten Akte, in welchem die zärtliche Liebe des Metzgers zu seiner Tochter sich bezeichnend ausspricht, fällt Gröningseck Evchen zu Füßen; er meldet ihr seine zweimonatliche Reise, worüber sie in höchste Aufregung geräth; sie entläßt ihn mit einem Kusse. Im fünften Akte, der an einem nebligen Herbstmorgen beginnt, hat Evchen einen von Gröningseck unterzeichneten Brief erhalten, welcher bittersten Spott über den Ort ihrer Verführung und den Vorschlag enthält, sich seinem Freunde von Hasenpoth hinzugeben. Voll Verzweiflung verläßt sie das Haus. Der Magister kommt mit einem gleichfalls mit Gröningsecks Namen unterzeichneten gestern Abend erhaltenen Brief, worin dieser schreibt, die Humbrechts möchten nur nicht an eine Heirat denken; hundert Thaler, um Evchens Kind ins Findelhaus zu bringen, wollte er wohl geben. Meister Martin bricht in fürchterliche Drohungen gegen Evchen aus; als man ihr Zimmer leer findet, läuft er bei allen Bekannten herum. Der letzte Aufzug spielt in der Wohnung der Wäscherin Marthan, wo wir Evchen mit ihrem Kinde auf dem Arm wiederfinden. Sie soll später als Säugamme eintreten, einstweilen aber fleißig im Gebetbuch lesen. Da sie auf Marthans Frage erwiedert, sie sei bei Metzger Humbrecht in Dienst gewesen, muß sie von dieser alles hören, was man von Evchen Humbrecht erzähle; sie habe sich selbst ertränkt, ihre Mutter sei vor Gram gestorben. Endlich gibt sie sich als Humbrechts Tochter zu erkennen und sie schickt Marthan ab, um die für Nachricht von ihr ausgesetzten hundert Thaler sich zu verdienen. Wenn in der ersten Fassung des Stückes

der Vater erst erscheint, als Evchen schon mit einer Nadel ihr Kind getödtet hat, so erscheint er jetzt noch zeitig genug; bei seinem Erscheinen läßt sie das erhobene Messer fallen. Grönings eck kommt; der Heirat, die Hasenpoth so schmählich hat hintertreiben wollen, steht nichts mehr im Wege. Das Ganze schließt mit der Warnung Martins: „So stehts mit der Tugend jedes Mädels, das mit Vornehmern, als es ist, parties de plaisir macht." Was Schiller aus Wagners Stück nahm, war die Liebe eines Mannes aus dem höhern Stande zu einem Mädchen des niedern Bürgerstandes, die in Folge äußerer Einwirkung zu unseligem Ende führt oder nach der spätern Fassung fast geführt hätte. Bei Wagner ist es eine Art Carlos, wie ihn Goethe im Clavigo gedichtet, der die Heirat hintertreibt und das Mädchen der Verzweiflung anheimgibt; Schiller setzte an dessen Stelle den Einfluß des hochstehenden Vaters, der, um zu seinem Zwecke zu gelangen, vor keinem noch so schändlichen Mittel zurückschreckt. Bei Wagner geht die Störung von der Vorstellung aus, daß die Soldatenehre eine solche Verbindung nicht dulde; in seinem frühern Stücke war es die Standesehre gewesen, welche der Mutter die Verbindung mit dem „Kutschermädchen" unmöglich zu machen schien. Schillers Ferdinand ist freilich Major, aber darauf wird kein Gewicht gelegt, sondern auf seinen Adel und die ihm geöffnete Laufbahn am Hofe. Lenz hatte in seinen Soldaten den ehelosen Offizierstand als Krebsschaden des bürgerlichen Lebens hingestellt und eine Abhülfe dagegen in einem ganz abenteuerlichen Mittel angedeutet. Die aus dem Bürgerstande genommenen Charaktere des Vaters, der Mutter und Tochter hat Schiller sich auf freie Weise ausgebildet, wenn sich auch manche Aehnlichkeiten mit Wagners entsprechenden Personen finden; den Liebhaber führte er ganz eigenthümlich aus, wie auch die Handlung eine durchaus andere werden mußte. Auch sollte seine Luise keine Verführte sein, der Geliebte keiner Verführung fähig.

Neben Wagners Stücke fand Schiller eine ähnliche Darstellung, wie der Standesunterschied eine Kluft zwischen den Herzen bilde, in dem nach Diderots Le père de famille gebildeten deutschen Hausvater des Freiherrn Otto von Gemmingen, in welchem das Standesvorurtheil, aber nur für den einzelnen Fall, glücklich überwunden wird. Schiller schrieb den 12. Dezember 1781 an Dalberg: „Herr (Buchhändler) Schwan schreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen sich die Mühe genommen und meinem Stück (den Räubern) die Ehre gegeben hätte, es vorzulesen. Ich höre auch, daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters sei. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut gefunden und einen vortrefflichen Mann und einen sehr schönen Geist darin bewundert habe." Der Hausvater, ein Graf Wodmar, „sieht es für ein wahres Unglück an, wenn man in ein Mädchen verliebt wird, die von einem Stande ist, daß man sich nicht mit ihr verbinden kann". Seine Tochter Sophie, die selbst unglücklich genug an einen Grafen verheiratet ist, warnt ihren Bruder Karl, welcher Lottchen, die Tochter eines Malers Wermann, verführt und sie, die bald Mutter werden soll, auf die Rückkunft seines Vaters vertröstet hat, nur keine bürgerliche Ehe zu schließen, in welcher dem ersten Jahre der Liebe immer ein Leben voll Vorwürfe folge; besser sei es, dem Mädchen den ersten augenblicklichen Schmerz zu machen, sie anständig zu versorgen und sich mit so vielen trösten zu lassen, die gleiches Schicksal gehabt. Die verwittwete Gräfin Amalie deutet Karl bei dessen Besuch unverkennbar ihre Liebe an. Alle ihre Liebhaber seien durch den Gedanken bestimmt worden, daß sie eine reiche Wittwe sei und ihrem Manne eine ansehnliche Stelle bei Hofe verschaffen könne; um wirklich das Vergnügen der Liebe zu genießen, müßte man keinen Rang, keine Reichthümer haben, sollte man wahrlich, spottet sie, eine arme Ma-

lerstochter sein; doch hoffe sie, daß er nicht so schwach sein werde, diese zu heiraten, da ja solche Kreaturen nur zum Zeitvertreib dienten. Seiner Schwester gegenüber, die ihn fragt, ob er bei seinem Mädchen gewesen, bezeichnet er sich im Gefühle seiner Schuld als den „schwankendsten, unbestimmtesten Buben"; statt ihrer habe er die Amaldi besucht, die ein großes, herrliches Weib, eine männliche Seele sei, und von ihm allein hänge es ab, wenn er ihre Hand wolle. Schon habe er seinem Vater alles gestehn und um die Amaldi anhalten wollen, als er einen jammervollen Brief von Lottchen erhalten. Als Karl sich dem Vater entdeckt, will dieser für Lottchens Unterhalt und Aussteuer sorgen; doch soll dieser sie noch einmal sprechen, nicht wie ein Meineidiger sie verlassen. Karl kommt zum Maler, bei dem er Zeichenstunden genommen hat, und gesteht Lottchen, daß er die Amaldi heiraten müsse. Der Vater, der von dem Liebesverhältniß nichts ahnt, zeigt ihm einige neue Bilder, eine verlassene Stella und eine Kindesmörderin. Da Karl ihn bittet, der Tochter zu schonen, erwiedert er: „Wohl ihr, daß sie gegen solche Sachen empfindsam ist, wohl ihr, daß sie's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird sie verführen, niemand wird diese einzige von meinem Herzen reißen." Lottchen fällt bei diesen Worten ohnmächtig zusammen; später eilt sie davon. Als Graf Wodmar ihn besucht, schlägt er dessen Einladung zu Tische aus. Auf die Frage, was er thun würde, wenn ein vornehmer Mann seine Tochter zur Ehe verlangte, erklärt er, daß er sie ihm abschlagen würde, nicht als ob er seine Tochter nicht eines Königs würdig halte, sondern weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen habe. Als er aber nun die Lage der Sache vernimmt, fährt er entsetzt auf, und völlig geräth er außer sich bei der Nachricht, daß die Tochter nicht, wie er gemeint, nach der Franziskanerkirche gegangen. Sie war zur Amaldi geeilt, vor ihr niedergefallen und wollte zu ihren Füßen liegen bleiben, bis sie Erhörung

gefunden. „Sie haben mir ihn geraubt; geben Sie mir ihn wieder“ fleht sie. „Lassen Sie doch sehn, was Sie für Ansprüche auf Karl haben können; ob Sie etwas vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage.“ Die Gräfin entflieht vor ihr; Graf Wodmar findet die am Boden Liegende. Erschüttert durch ihren Schmerz und das Bekenntniß, daß sie Mutter sei, will er sie mit sich nach Hause nehmen, als Sophie, die ihren Mann verlassen, Wermann, der seine Tochter sucht, und ein Freund des Wodmarschen Hauses hereinstürzen, letzterer mit der Nachricht, daß Karls Bruder verhaftet sei. Das Ganze schließt mit Lottchens und Karls Verbindung, da die Amaldi selbst für das bürgerliche Mädchen bittet, aber Karl muß doch mit seiner Frau aufs Land ziehen; denn der Hausvater, der sich wünscht, daß jeder an seinem Grabe sagen möge, er sei werth, ein Deutscher zu sein, meint schließlich, es sei ihm lieb, daß ein Beispiel wie dieses aus den Augen der Welt komme, da es doch immer Zerrüttung bürgerlicher Ordnung, und so lange das Vorurtheil daure, gefährlich sei, wenn es zur Nachahmung reize. Schiller wird durch Gemmingens Gräfin Amaldi auf seine Lady Milford gekommen sein, die auf gleiche Weise der Verbindung mit dem armen Bürgermädchen entgegentritt, da sie den Geliebten derselben für sich in Anspruch nimmt. Sonst ist die Handlung freilich durchaus verschieden.

Wir verließen Schiller am zweiten Tage nach der Absendung des Briefes an Dalberg, wo er eifrig mit seiner Luise Millerin beschäftigt war. Den folgenden Tag frug er zweimal vergeblich nach Briefen, doch war er so guter Hoffnung, daß er Abends während er im Zimmer auf und abging, sich mehrere Stunden ganz ruhig seiner Einbildungskraft überließ. Der am nächsten Tage endlich eintreffende Brief des befreundeten Schauspielers Meier, wonach Dalberg

arbeitung des Fiesko, der in der jetzigen Gestalt für
nicht brauchbar sei, sich wegen des Vorschusses erklären
den Dichter freilich augenblicklich nieder, aber bald ge-
er baldmöglichst in die Gegend von Mannheim zurück-
in der Nähe seiner Freunde den Fiesko umzuarbeiten.
ihn die Erwartung des von Streicher von Hause ver-
ides noch einige Tage in Frankfurt zurück. Streicher
uns dieser Tage der Dichtung an dem neuen Stücke nicht,
ihn früher vom Fortarbeiten daran während der nächsten
uns Briefe an Dalberg reden hörten. In Frankfurt wird
er pflegte, bloß einzelne ihn besonders anziehende Stellen
sich ausgebildet, nur sehr weniges, was ihm gelungen
rieben haben. Auch auf der Rückreise von Frankfurt
findet sich keine Erwähnung weder des Fiesko noch
nmas. Zu Oggersheim in der Nähe von Mannheim
zunächst den erstern umarbeiten, aber obgleich die
ieser für die Bühne bestimmten Bearbeitung äußerst
da die Baarschaft der beiden unzertrennlichen Freunde
drei Wochen ausreichte und vor Vollendung der-
Vorschuß von Dalbergs Seite zu denken war, so
diese doch über dem neuen Trauerspiele. „Schon am
Oggersheim fing er an, den Plan desselben aufzu-
Streicher.*) „Gleich bei dem Entwurf desselben

werft später (S. 144), nicht allein die früher geschriebenen Szenen
dern auch die „Entwürfe zu Luise Millerin" habe Schiller
rstreut umher liegen lassen, wo denn die Wirthin sie gesammelt
er außer einzelnen Blättern, auf welche Schiller in Sachsenhausen
rieben, an den Oggersheimer Entwurf des Plans oder an mehrere
ndem das Ganze fast beendet vorlag, keiner weitern Beachtung

gefunden. „Sie haben mir ihn geraubt; geben Sie mir ihn wieder", fleht sie. „Lassen Sie doch sehn, was Sie für Ansprüche auf Karl haben können; ob Sie etwas vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage." Die Gräfin entflieht vor ihr; Graf Wodmar findet die am Boden Liegende. Erschüttert durch ihren Schmerz und das Bekenntniß, daß sie Mutter sei, will er sie mit sich nach Hause nehmen, als Sophie, die ihren Mann verlassen, Wermann, der seine Tochter sucht, und ein Freund des Wodmarschen Hauses hereinstürzen, letzterer mit der Nachricht, daß Karls Bruder verhaftet sei. Das Ganze schließt mit Lottchens und Karls Verbindung, da die Amaldi selbst für das bürgerliche Mädchen bittet, aber Karl muß doch mit seiner Frau aufs Land ziehen; denn der Hausvater, der sich wünscht, daß jeder an seinem Grabe sagen möge, er sei werth, ein Deutscher zu sein, meint schließlich, es sei ihm lieb, daß ein Beispiel wie dieses aus den Augen der Welt komme, da es doch immer Zerrüttung bürgerlicher Ordnung, und so lange das Vorurtheil daure, gefährlich sei, wenn es zur Nachahmung reize. Schiller wird durch Gemmingens Gräfin Amaldi auf seine Lady Milford gekommen sein, die auf gleiche Weise der Verbindung mit dem armen Bürgermädchen entgegentritt, da sie den Geliebten derselben für sich in Anspruch nimmt. Sonst ist die Handlung freilich durchaus verschieden.

Wir verließen Schiller am zweiten Tage nach der Absendung des Briefes an Dalberg, wo er eifrig mit seiner Luise Millerin beschäftigt war. Den folgenden Tag frug er zweimal vergeblich nach Briefen, doch war er so guter Hoffnung, daß er Abends während er im Zimmer auf und abging, sich mehrere Stunden ganz ruhig seiner Einbildungskraft überließ. Der am nächsten Tage endlich eintreffende Brief des befreundeten Schauspielers Meier, wonach Dalberg

erst nach Umarbeitung des Fiesko, der in der jetzigen Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, sich wegen des Vorschusses erklären könne, schlug den Dichter freilich augenblicklich nieder, aber bald gefaßt beschloß er baldmöglichst in die Gegend von Mannheim zurückzukehren, um in der Nähe seiner Freunde den Fiesko umzuarbeiten. Doch hielt ihn die Erwartung des von Streicher von Hause verschriebenen Geldes noch einige Tage in Frankfurt zurück. Streicher gedenkt während dieser Tage der Dichtung an dem neuen Stücke nicht, obgleich wir ihn früher vom Fortarbeiten daran während der nächsten Tage nach dem Briefe an Dalberg reden hörten. In Frankfurt wird Schiller, wie er pflegte, bloß einzelne ihn besonders anziehende Stellen in Gedanken sich ausgebildet, nur sehr weniges, was ihm gelungen schien, aufgeschrieben haben. Auch auf der Rückreise von Frankfurt nach Worms findet sich keine Erwähnung weder des Fiesko noch des neuen Dramas. Zu Oggersheim in der Nähe von Mannheim wollte Schiller zunächst den erstern umarbeiten, aber obgleich die Vollendung dieser für die Bühne bestimmten Bearbeitung äußerst dringend war, da die Baarschaft der beiden unzertrennlichen Freunde nur für höchstens drei Wochen ausreichte und vor Vollendung derselben an keinen Vorschuß von Dalbergs Seite zu denken war, so vernachlässigte er diese doch über dem neuen Trauerspiele. „Schon am ersten Abend in Oggersheim fing er an, den Plan desselben aufzuzeichnen", berichtet Streicher.*) „Gleich bei dem Entwurf desselben

*) Streicher bemerkt später (S. 144), nicht allein die früher geschriebenen Szenen des Fiesko, sondern auch die „Entwürfe zu Luise Millerin" habe Schiller in seinem Zimmer zerstreut umher liegen lassen, wo denn die Wirthin sie gesammelt habe. Man hat hier außer einzelnen Blättern, auf welche Schiller in Sachsenhausen seine Gedanken geschrieben, an den oggersheimer Entwurf des Plans oder an mehrere zu denken, die er, nachdem das Ganze fast beendet vorlag, keiner weitern Beachtung werth hielt.

hatte er sich vorgenommen, die vorkommenden Charaktere den eigensten Persönlichkeiten der Mitglieder von der mannheimer Bühne so anzupassen, daß jedes nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern auch ganz so wie im wirklichen Leben zeigen könne. Im voraus schon ergetzte er sich oft daran, wie Herr Beil den Musikus Miller so recht naiv drollig darstellen werde und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf den Zuschauer machen müßten." Bei letzterm schwebte ihm Shakespeares Beispiel vor, von dessen Stücken er aber noch keines hatte aufführen sehn. Wenn Palleske aus Streichers Bemerkung, er habe noch nicht aus Erfahrung (aus der Vorstellung eines shakespeareschen Stückes) gewußt, wie viel Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Kontrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, den Schluß ziehen will, die Vermischung von Tragischem und Komischem müsse im ersten Entwurf noch stärker als in dem jetzigen Stücke gewesen sein, so dürfte dieser Schluß doch kaum zu Recht bestehn, wenn wir auch wohl annehmen können, daß manches Scharfe dieser Art später gemildert, einzelnes ausgefallen sein werde; aus Streichers Worten folgt dies mit nichten, der sich eben nur an das ihm vorliegende Stück hielt. Ferdinand sollte Beck, den Präsidenten Bök, den Sekretär Wurm Iffland, den Hofmarschall Kalb Rennschüb, die Lady dessen Frau und Luise Fräulein Baumann geben. Wenn Luise damals bestimmte Züge von des Dichters weiblichen Bekanntschaften erhielt, so konnte er sie nur von dieser hernehmen, nicht von der ihm damals noch fern stehenden Margareta Schwan, auch nicht von der noch nicht zur Bühne gehörenden Caroline Ziegler. „Er war so eifrig beschäftigt", fährt Streicher fort, „alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ. Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf

eine Art zu benützen, die demselben eben so förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun, mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen?" Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während dem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach. Auf diese Art verflossen einige Wochen, bis er dazu gelangte, über die bei Fiesko vorzunehmenden Veränderungen mit einigem Ernste nachzudenken; denn so lang er sich von den Hauptsachen seiner neuen Arbeit nicht loswinden konnte, so lange diese nicht entschieden vor ihm lagen, so lang er die Anzahl der vorkommenden Personen, und wie sie verwendet werden sollten, nicht bestimmt hatte, war auch keine innere Ruhe möglich. — Beinahe ein Monat war verflossen und Fiesko noch immer nicht vollendet; ja wäre der Dichter nicht gezwungen gewesen, alles zu versuchen, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, so wäre dieses Stück sicher erst dann umgearbeitet worden, wenn er das bürgerliche Trauerspiel ganz fertig vor sich gesehen hätte."

Streichers Bericht über das Entstehen der Luise Millerin ist trotz seiner Ausführlichkeit doch nicht ganz klar. Daß Streicher irrt, wenn er die Flucht von Stuttgart auf den Abend des 18.

setzt, statt auf den 22., ist jetzt erwiesen (vgl. das Archiv für Literaturgeschichte V, 264 f.), damit aber auch der Angabe, der Brief an den Herzog von Sachsenhausen falle auf den 29. oder 30. jeder Boden genommen. Streicher sagt, nach einem Aufenthalte von sechs oder sieben Tagen hätten sie Stuttgart verlassen, wofür Palleske, ich weiß nicht woher, zehn bis zwölf Tage setzt. Am Morgen des 24. war Schiller in Stuttgart angekommen. Die Reise von Mannheim nach Frankfurt fällt demnach frühestens den 30. September und den 1. Oktober, und somit auch das ernste Nachdenken über den Plan des neuen Stückes, zu dem er die Idee schon in Mannheim gefaßt haben wird, da sein rastlos thätiger Geist jetzt, wo er ganz auf sein Talent gewiesen war, nach Vollendung des Fiesko mit neuen Plänen sich getragen haben muß. In Sachsenhausen entwickelte sich der Plan im Kopfe des Dichters immer mehr, und er führte in Gedanken einzelne Stellen aus. Die niederschlagende Nachricht von der Ablehnung des Vorschlags und die Nothwendigkeit einer neuen Bearbeitung des Fiesko erhielt Schiller am 6. oder 7. Oktober, die Abreise von Frankfurt erfolgte gegen den 9., die Ankunft in Oggersheim gegen den 11.*), und an demselben Abend begann Schiller schon den Plan des neuen Stückes niederzuschreiben. Wäre ein bedeutender Theil desselben schon in den nächsten vierzehn Tagen nach der Ankunft in Frankfurt niedergeschrieben worden, so würden wir damit auf den Schluß der ersten Woche in Oggersheim treffen, wogegen uns Streicher selbst erzählt, er habe dort „einige Wochen" an der Luise Millerin fortgearbeitet, ehe er an die Umarbeitung

*) Dazu stimmt es, wenn Schiller am 11. August 1783 an Frau von Wolzogen schreibt, er habe im vorigen Jahre dort sieben Wochen gewohnt, da Streicher die Abreise von Oggersheim auf den 30. November setzt, freilich abweichend von Schillers Bestimmung im Briefe an seine Eltern vom 19., wonach er schon am 25. abzureisen gedachte.

des Fiesko gegangen, die nicht vor den ersten Tagen des Novembers fertig geworden. Der Widerspruch dürfte sich dadurch ausgleichen, daß wir an die Stelle der einigen Wochen vierzehn Tage setzen, in welchen, wie wir Streicher früher äußern hörten, „ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war", wenn er auch dort freilich von den „nächsten vierzehn Tagen" nach dem 29. oder 30. September spricht. Jedenfalls begann die eigentliche Niederschrift erst in Oggersheim, wo der Dichter am Abende sich auf das Pensum des morgigen Tages vorbereitete, oft auch schon spätere Szenen sich ausbildete; auch dürfte er damals einzelne Nebenszenen nach seiner Weise ganz übersprungen haben. Daß sich bei der Weiterdichtung hier und da eine Aenderung des ursprünglichen Plans ergab, ist wohl möglich, kaum aber ist es denkbar, daß er erst nach und nach, wie Streicher angibt, die Anzahl der vorkommenden Personen und ihre Verwendung bestimmt habe. Als er endlich, wohl gegen den 20., an Fiesko ging, lag der größte Theil des neuen Dramas vollendet vor, es fehlten wohl nur noch einige Zwischenszenen und der bedenkliche Schluß. Ob in der Zeit zwischen der Ablieferung der neuen Bearbeitung des Fiesko und der gegen Ende Novembers fallenden wiederholten Ablehnung desselben Schiller Ruhe genug gefunden, an seiner Luise Millerin fortzuarbeiten, wissen wir nicht. Streicher gedenkt des Stückes nicht weiter. Schiller gab den zweimal gestrandeten Fiesko dem Buchhändler Schwan in Verlag, bezahlte mit dem Honorar seine Schulden und bereitete sich zur Reise nach Bauerbach, die er am 30. November antrat.

In Bauerbach, wo er recht fleißig sein wollte, um seinen bedrängten Verhältnissen möglichst bald aufzuhelfen, ging er zunächst an die Vollendung seiner Luise Millerin, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihn auch schon neue dramatische Pläne beschäftigten. Die von Palleske und Eckardt dem Aufenthalte in Bauerbach für die Dichtung

unseres Dramas zugeschriebene Bedeutung kann ich unmöglich zugeben. Schon die Behauptung, Schiller habe damals Eleonore und Charlotte von Ostheim in Gesellschaft von Lotte von Wolzogen gesehen, ist nicht richtig; er hatte von diesen nur gehört.*) Ganz haltlos scheint uns die Vermuthung, daß, wenn der Präsident seinem Sohne „die beste Frau im Herzogthum", Friederike von Ostheim, als Braut vorschlägt, hierbei Eleonore von Ostheim vorschwebe, die kurz vorher gegen ihren Willen an den Kammerpräsidenten von Kalb vermählt worden sei, und der Dichter habe, wie sonst überall die leidende Menschheit, so hier diese bestimmte Person gerochen. Dazu ist doch die Erwähnung derselben viel zu allgemein, und wenn Schiller diese wunderliche Absicht hätte erreichen wollen, so hätte er ihr wenigstens auch denselben Vornamen geben müssen. Etwas anderes ist es, wenn dieser dem in den Räubern auftretenden und bezeichnend ausgeführten Pastor den Namen des von ihm verehrten Pfarrers Moser gibt, wie Goethe in seinem Götz den tapfern Knappen seines Helden nach seinem Jugendfreunde Lerse benennt. Für eine so sonderbare Rache halten wir Schiller doch zu gut. Daß der Name Ostheim sehr verbreitet gewesen, gesteht Palleske selbst. Ebensowenig kann man annehmen, bei Luisen habe dem Dichter „das Porträt der sechzehnjährigen Blondine" Lotte von Wolzogen vor Augen gestanden. Mochte er auch von der Neigung Lottens, die er in Stuttgart gesehen, sich überzeugt halten, mochte er auch durch die Darstellung des ehelichen Glückes im Hochzeitliede auf die Pflegetochter der Frau von Wolzogen auf Lotten zu wirken suchen, daß auf die Schilderung der bürgerlichen Luise, die er in Oggersheim entworfen hatte, die adlige Lotte, die er wenige Tage in Bauerbach, dann in Waldorf und Meiningen in Begleitung ihrer Mutter gesehen, wesentlichen

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten I, 53.

Einfluß gewonnen, ist nichts weniger als glaubhaft. Das Bild Luisens war aus der Dichtung selbst hervorgewachsen, wenn auch Schiller einzelne Züge der Wirklichkeit entnahm, aus welcher der Dichter ja immer mehr oder weniger schöpft; ob er einen oder den andern Zug zu seiner Luise von Charlotten geliehen habe, bleibt sehr fraglich und ist im Grunde auch unerheblich, da eine tiefer gehende Beziehung der Dichtung auf diese durchaus fehlt. Nicht die Leidenschaft der Liebe, nicht der Gedanke, daß von Charlotten ihn der Unterschied der Stände trenne, hatten ihm sein bürgerliches Drama eingegeben, sondern die Absicht, einen tragischen Konflikt auf die Bühne zu bringen, und zwar zu einer Zeit, wo seine Gedanken auf nichts weniger als auf Lotten von Wolzogen gerichtet waren. Daß der Name des Hofmarschall von Kalb von dem Gemahle Eleonorens von Ostheim genommen sei, kann ich für nichts weniger als für eine sinnige Vermuthung halten, wie sie Palleske nennt, der selbst erkennt, daß der Name auf derselben Stufe steht mit dem Oberschenk von Bock (III, 2) und dem Sekretär Wurm, der mit dem in Meiningen gewonnenen Freunde von Wurmb nichts zu thun habe. Einige Züge zu seiner Luise dürfte der Dichter später von der Darstellerin derselben, Caroline Ziegler, hergenommen haben. Die jüngere Tochter Schwans, deren Bericht freilich nicht den Thatsachen entspricht, berichtet, er habe dieses schöne und blonde Mädchen sammt seinen Vergißmeinnichtaugen in Luisen kopirt.*)

Schon am 7. Dezember lernte Schiller den Bibliothekssekretär W. F. H. Reinwald in Meiningen kennen, der ihm Bücher nach Bauerbach zu leihen versprach. Unter den am 9. als erwünscht bezeichneten Büchern befinden sich auch Shakespeares Othello und Romeo und Julie, die er für den Schluß des Stückes zu benutzen gedachte,

*) Briefe an Schiller herausgegeben von Urlichs S. 32.

Robertsons Geschichte von Schottland und St. Réals Dom Carlos nouvelle historique, die auf seine Beschäftigung mit Maria Stuart und Karlos deuten. Acht Tage später verkündigt er Reinwald: „Nach Verfluß von 12 oder 14 Tagen bringe ich ein neues Trauerspiel zu Stande, davon ich Sie zum geheimen Richter ernennen will." Aber mit der Vollendung ging es nicht so rasch, als er dachte. Er kam darauf persönlich mit Reinwald zusammen. Da dieser ihm Romeo und Julie nicht geschickt hatte, so bat er am 23., diese ihm doch baldmöglichst zu verschaffen, weil er „etwas daraus zu seinem Stücke zu schlagen gedenke". Wenn er am 24. Januar an Freund Streicher schrieb, Luise Millerin sei fertig, so ist darauf nichts zu geben, da dieser ganze Brief, wie schon oben S. 3* bemerkt, auf Täuschung der Mannheimer berechnet war. Als er in der Nacht des 29. Januar Reinwald den gewünschten Prolog zur Wiedergenesung des Herzogs Georg von Meiningen schickt, bemerkt er: „Meine Luise Millerin geht mir im Kopf herum. Sie glauben nicht, wie es mich Zwang kostet, mich in eine andere Dichtart hineinzuarbeiten. — Ich bin wirklich sehr arbeitsam." Wahrscheinlich traten die neuen Pläne der Vollendung des ältern Stückes hindernd entgegen, über dessen Schluß er noch immer nicht mit sich einig werden konnte. Auch hatte er das satirische Gedicht Wunderseltsame Historia wahrscheinlich auf Reinwalds Antrieb geschrieben. Endlich in der ersten Hälfte des Februar (Frau von Wolzogen war bereits gegen den 24. Januar nach Stuttgart gereist, wo sie mehrere Monate zu weilen gedachte) vollendete er das ältere Stück. Am 14. Februar bittet er Reinwald um ein Buch recht gut Schreibpapier, seine Luise Millerin darauf abzuschreiben, da das holländische ihm die Federn so abstumpfe, und um etwas gute Dinte. Zugleich scheint er sich an den Buchhändler Weygand in Leipzig wegen Uebernahme des Verlages gewandt zu haben. Den

21. schreibt er an Reinwald: „Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der dessauischen Kasse (der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler) zu probiren. Schreiben Sie mir nur das einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich.“ Eine Woche später meldet er, Weygand habe sein Anerbieten mit offenen Armen umfaßt und sich zum Verlag aller seiner Schriften bereit erklärt; den Druck könne er aber nicht vor Ostern anfangen, Zahlung werde er gleich nach der Einsendung der Handschrift leisten. Aber Weygand verlangte auch eine in demselben Bande mit der Luise Millerin erscheinende prosaische Erzählung. Schiller konnte darauf nicht eingehn, versprach ihm aber dafür seine Maria Stuart.

Im März ward Schiller durch einen Brief Dalbergs überrascht. Dieser war durch die Mitglieder des Theaterausschusses oft an Schiller und dessen genialen Fiesko gemahnt worden; auch war des neuen bürgerlichen jetzt vollendeten Dramas gedacht worden, von dem Streicher den Schauspielern oft gesprochen, da er den ganzen Plan kannte und ihn so umständlich wie lebhaft entwickelte. Auch fühlte Dalberg das Bedürfniß, einen Dichter zur Seite zu haben, der ihn bei der Leitung der Bühne und den für diese zu machenden Bühnenbearbeitungen vorhandener Stücke unterstütze, und schon durch seinen Namen dem mannheimer Theater Glanz verleihe. So wandte er sich denn in einem freundlichen, die unterbrochene Verbindung erneuernden Briefe an den so schmählich aufgegebenen Dichter. Bald darauf traf ein Brief der Frau von Wolzogen ein, welcher die alle seine Hoffnung auf Lotten vernichtende, seine tiefste Eifersucht erregende Mittheilung enthielt, daß ein ihr verwandter Offizier und Hofjunker, ein Herr von Winckelmann, sich nicht abhalten lasse, nach Meiningen und Bauerbach zu kommen, was Schiller so unerträglich schien, daß er vor dessen Ankunft sich von Bauerbach zu entfernen beschloß. Sofort,

am 27. März, theilt er der Freundin seinen Entschluß mit, in diesem Falle Bauerbach zu verlassen, indem er sie zugleich seinetwegen beruhigt; nur wünschte er bald zu wissen, ob die Ankunft Winckelmanns unvermeidlich sei, um sich in diesem Falle wegen seiner Baarschaft darnach richten zu können, doch möge sie deshalb unbesorgt sein. „Die Mannheimer (die Schauspieler und etwa Schwan) verfolgen mich mit Anträgen um mein neues ungedrucktes Stück, und Dalberg hat auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung gethan. Ich kann also zu Ausgang des Mais so viel baar Geld zusammenbringen, daß ich nach Berlin reisen und einiges Geräthe anschaffen kann.“ Wie wenig er im Grunde darüber beruhigt war, zeigt seine Aeußerung von demselben Tage an Reinhard: „Mit Weygand bin ich fertig*), wie Sie aus dem Einschluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Luise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren; z. E. die gothische Vermischung von Komischem und Tragischem, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh' ich mich in einen weygandartigen (ihn hinhaltenden) Handel mit Dalbergen einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen.“ Er hatte sich unterdessen entschlossen, zunächst an Don Karlos zu gehn, auf dessen Bearbeitung Dalberg ihn schon im vorigen Sommer hingewiesen hatte. Erst nach einiger Zeit, am 3. April, antwortete er diesem in kühler, zurückhaltender, sein Selbstbewußtsein in höflicher Form bezeichnender Weise. Die Verspätung seiner Antwort schiebt er auf seine Verhandlung mit

*) Ueber den Preis des Bogens waren sie nicht einig geworden; auch hatte wohl Weygand darauf bestanden, das Stück nicht allein zu geben.

Weygand über sein neues Stück, vor deren Beendigung er ihm nichts Entscheidendes habe schreiben können. Da es jetzt scheine, daß sie über den Preis desselben nicht einig werden könnten, so gebe er es ihm nicht. „Ew. Excellenz scheinen ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben", fährt er fort. „Ich wünschte nichts als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehn, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stücke vorauszusagen. Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzu freien Satire und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart hat dieses Trauerspiel auch diesen Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt und, obschon die Entwicklung tragisch genug ist, doch einige lustige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn diese Fehler, die ich Ew. Excellenz mit Absicht vorhersage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem übrigen zufrieden sein werden. Fallen sie aber bei der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles übrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar sein, und ich werde es besser zurückbehalten. Dieses überlasse ich nun dem Urtheil Ew. Excellenz. Meine Kritik würde zu viel von meiner Laune und Eigenliebe partizipiren." Daß er mit dem Stücke noch gar nicht fertig werden kann, verschweigt er. Dalberg, dem er aber zugleich mittheilt, daß er nun einen Don Karlos wirklich begonnen. Etwa eine Woche später*) berichtet er an Reinwald, der ihn um einen Epilog ersucht hatte: „Dalberg schreibt mir, ich möcht' ihm mein Stück ohne Verzug schicken. Ich hab' ihm viele

*) Maltzahn setzt den undatirten Brief wider alle Möglichkeit zwischen den 29. Januar und den 12. Februar.

Fehler davon geschrieben, damit er sehn sollte, wie wenig ich mich ihm aufdringen will. Er schreibt, daß es Tugenden für die Bühne wären. Karlos bleibt also liegen, bis Luise Millerin fertig ist.“ So hielt er sich jetzt an das ältere Stück, dessen Schluß ihm noch immer viele Noth machte, und ihn wohl nöthigte, auch im frühern manches zu verändern. Zum Unglück ergriff ihn aber bald wieder Karlos, dessen ersten Akt er am 12. April in acht bis zehn Tagen dem Freunde vorzulesen versprach. Mit schwärmerischer Liebe redet er zwei Tage später von diesem, der sein bestes Stück werden könne, den er gewissermaßen als sein Mädchen habe. Endlich aber fühlte er sich doch gedrungen, das ältere Trauerspiel zu beendigen. Auf einen vorwurfsvollen Brief über sein längeres Schweigen erwiedert er dem meininger Freunde: „Der Grund, warum wir uns schon so lange vermißten, ist in Wahrheit kein anderer als meine Eilfertigkeit in der Luise Millerin.*) Ich hätte sie endlich gerne aus dem Kopf, um mich gänzlich in meinen Karlos versenken zu können, Herrn von Dalberg, der mich pressirt, zu befriedigen und zugleich Ihnen solche kommuniziren zu können. In ohngefähr acht Tagen wird sie großentheils fertig sein; dann hätte ich eine Bitte an Sie, Freund, und den Hofprediger (J. G. Pfranger, der gegen Lessing und Goethe aufgetreten war), welche ist, daß Sie mir einen Tag schenken und zu mir hieher kommen. Ich muß die Minuten zählen, um fertig zu werden; sonst würd' ich Sie der Mühe überheben. — Wir essen in Bauerbach zu Mittag, ich traktire Sie mit Hühnern, und daß Sie sich verwundern sollen. Also ich rechne darauf, in höchstens acht Tagen seh' ich Sie beide hier. Meine Luise Millerin

*) Irrig ist Maltzahns Behauptung, Dalberg habe das Stück jetzt angenommen, aber Veränderungen für das Theater verlangt. Dies widerspricht allem, was wir wissen. Dalberg hatte die Einsendung des Stückes verlangt.

wird dann fertig sein, und Sie lesen sie uns vor. — Meine Luise Millerin hab' ich sehr verändert. Das ist etwas Verhaßtes, schon gemachte Sachen zernichten zu müssen." Die Sache ging nicht so rasch, wie er sich gedacht, und so verschob sich auch der Besuch. „Meine Luise Millerin jagt mich schon um 5 Uhr aus dem Bette", schreibt er am 3. Mai. „Da sitz' ich, spitze Federn und käue Gedanken. Es ist gewiß und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater*), so hastig, weil ich pressirt bin, und doch ohne Tadel zu schreiben ist eine Kunst. Doch gewinnt meine Millerin, das fühl' ich. Vor Veränderung beben Sie nicht mehr zurück. Meine Lady interessirt mich fast so sehr als meine Dulzinea in Stuttgart."**) Den 9. war Reinwald mit Pfranger bei ihm zu Besuch, wo wohl das vom Stücke Vollendete vorgelesen ward. Am 17. befand sich Schiller wohl in Meiningen, von wo er am andern Morgen, ohne den Freund noch einmal zu sehn, nach Bauerbach eilte. Abends verspricht er ihm mit nächstem über Luise Millerin zu schreiben, und er bittet, seine Zweifel und Anfragen darüber mit kritischer Schärfe zu entscheiden. Ueber den Veranstaltungen zum festlichen Empfang der Frau von Wolzogen und diesem selbst blieb das Stück wieder liegen. „Wärmer kehre ich zu Ihnen wie zu dieser zurück", äußerte er am 22. gegen Reinwald. Aber er konnte noch immer nicht über den Schluß mit sich einig werden. An Reinwald, der nach Pfingsten eine Reise nach Gotha und Weimar vorhatte, schreibt er den 14. Juni: „Meine Luise Millerin muß ich Ihnen im Original mittheilen; denn

*) Er ist ängstlich besorgt, daß alles auf der Bühne mit Erfolg dargestellt werden könne.

**) Die als Laura gefeierte Frau Hauptmann Vischer. Schiller war damals mit dem Schlusse des vierten Aufzugs beschäftigt. Der Vergleich scheint darauf zu deuten, daß die Lady nur seine Phantasieliebe sei.

schwerlich wird so viel Zeit übrig sein, daß man sie abschreiben lassen kann. Mehr als zwei oder drei Akte bekommen Sie schwerlich mit, aber ich will Ihnen die übrigen nach Gotha nachschicken, wenn ich erst einen Brief von Ihnen werde bekommen haben, ob die erstern Appetit werden gemacht haben. Gott dem Allmächtigen will ich danken, wenn ich fertig bin. Ganze vierzehn Tage ist kaum was daran gethan worden, weil ich immer schwankte und meine streitenden Gefühle nicht zu vereinigen wußte. Sondiren Sie doch Wielanden wegen dem bestmöglichsten Verkauf von dergleichen Schriften. Sehr gerne möcht' ich sie bald drucken lassen; denn ich brauche Geld und wünschte zugleich meinen Namen dadurch etwas mehr auszubreiten." Die leidenschaftliche Neigung zu Lotten quälte den Dichter, der keine Aussicht sah, dieser ein entsprechendes Auskommen anbieten zu können. Seine Hoffnung war zunächst auf Mannheim gerichtet, wo er mit Dalberg wegen seiner Luise Millerin und weiterer Stücke abzuschließen gedachte. Frau von Wolzogen bot ihm an, ihn zu dieser Reise auszustatten, von der niemand wissen durfte; vorher aber mußte er seine Luise Millerin zum Abschlusse bringen, was ihm erst im Juli gelang. Am 10. schrieb er Reinwald, er werde ihm sein Stück nicht schicken können, weil er in längstens 12 Tagen seinem Onkel aus London an die schwäbische Grenze entgegenreisen werde, durch den er in England bekannt werden könnte und dem er sein Stück zeigen müsse. Auch dem Freunde verrieth er der Zweck seiner Reise nicht.

Als Schiller am Abend des 27. Juli in Mannheim ankam, waren Dalberg und Iffland gerade abwesend. Sein neues Stück las er Schwan vor, der damit äußerst zufrieden war. Erst am 10. August traf Dalberg ein. Drei Tage später fand unter dessen Vorsitz eine Vorlesung der Luise Millerin statt, deren Erfolg nicht ungünstig gewesen zu sein scheint. Er ward auf ein Jahr mit

einem Gehalt von 300 Gulden angestellt, wofür er sich verpflichtete, Fiesko, Luise Millerin und noch ein drittes Stück auf die Bühne zu bringen; von jedem Stücke sollte er die ganze Einnahme einer von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung erhalten. Nach einem Fieberanfalle, von dem er nur langsam genas, fragt er Ende September brieflich den auf dem Lande weilenden Dalberg, ob er zuerst den Fiesko oder Luise Millerin endigen soll. Der Ausdruck deutet auf eine Theaterbearbeitung der beiden Stücke; vollendet waren sie beide. Das „Endigen" der beiden Stücke sei zusammen ein Geschäft für vier Wochen. Wahrscheinlich werde Dalbergs Wahl auf Fiesko fallen, da dieses gegen das andere kleinere und einfachere Stück für die Karnevalszeit bestimmt werden dürfte. Die Verschwörung des Fiesko ward am 11. Januar 1784 auf das prächtigste aufgeführt. Luise Millerin wurde vor der Aufführung gedruckt. Offenbar gehört es zu den manchen irrigen Behauptungen von Schwans jüngerer Tochter, sie hätten das Stück nach und nach entstehn sehn, als ob dasselbe erst während des Druckes entstanden wäre. Sie erzählt nämlich: „Schiller hatte damals das dreitägige Fieber, kam aber immer zwei Abende dazwischen zu meinem Vater und las ihm vor, was wieder entstanden war, oder ließ es meine Schwester vorlesen; den dritten Abend, wo das Fieber kam, schickte er den Aushängebogen. — Mein Vater bekam oft Händel mit Schillern und nannte ihn einen Schinder, einen Folterknecht ꝛc." Ja, sie will uns sogar glauben machen, Luisens Erwähnung der Brieftasche, die sie Ferdinand versprochen und angefangen (V, 7), habe ihrer Schwester gegolten, die sich dadurch getroffen gefühlt und sich beeilt habe. Möglich wäre es, daß er damals einige Züge von Karoline Ziegler genommen, welche Luisen darstellen sollte. Daß Schiller die Rolle ganz nach ihr und für sie geschrieben, ist eine arge Uebertreibung, ja Entstellung.

Schon im Januar ward der Druck begonnen, der sich aber länger verzogen zu haben scheint, als Schiller dachte.*) Streicher berichtet, Schiller habe nur wenig hinzugefügt, aber manches dagegen weglassen müssen. „Schien ihm auch dieses ganze bürgerliche Trauerspiel ziemlich mangelhaft angelegt, so ließ sich doch an den Szenen, die den meisten Antheil zu erregen versprachen, nichts mehr ändern, sondern er mußte sich begnügen, die hohe Sprache herabzustimmen, hier einige Züge zu mildern und wieder andere ganz zu verwischen. Manche Auftritte, und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen**), die damals verbreitet waren und deren Anführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entstünden.***) Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein Verbrechen aus Ehrsucht auf die Bühne. Er war so artig, es Schillern vor der Aufführung einzuhändigen und ihm zu überlassen, welche Benennung dieses Familienstück führen solle, und dem der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt wurde. Der außerordentliche Bei-

*) An Wilhelm von Wolzogen schreibt Schiller den 18. Januar: „Wirklich druckt man an meiner Luise Millerin, welche in höchstens vier Wochen zu haben sein wird." Aber am 8. Februar meldet er Großmann, Kabale und Liebe könne in vier bis fünf Wochen die Presse verlassen. In der Zwischenzeit hatte das Stück den neuen Namen erhalten; der Druck wurde, vielleicht in Folge mancher Veränderungen, nicht so rasch gefördert, als Schiller geglaubt hatte. Wenn es im Briefe an Zumsteeg vom 19. Januar heißt: „In nächster Woche kannst Du mein neues Stück Luise Millerin gedruckt haben", so ist in nächster Woche ohne Zweifel verlesen, wohl statt „in vier Wochen".

**) Dies dürfte kaum in strengem Sinne zu nehmen sein.

***) Als ob nicht die dichterische Komposition an sich manche Umgestaltungen bedingt hätte.

fall, den dieses Stück erhielt, machte die Freunde Schillers nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Luise Millerin in den Schatten gestellt werde; denn niemand erinnerte sich, daß ein bürgerliches Schauspiel jemals so vielen Eindruck hervorgebracht hatte. Letzteres durfte jedoch meistens der Darstellung beigemessen werden, die so lebendig, der ganzen Handlung so angemessen war und in allen Theilen so rund von statten ging, daß man den innern Gehalt ganz vergaß und, von der Begeisterung des Publikums mit fortgerissen, sich willig täuschen ließ. Nicht lange nachher kam die Vorstellung des neuen Trauerspiels unseres Dichters an die Reihe, welchem Iffland, dem es vorher übergeben wurde, die Aufschrift Kabale und Liebe ertheilte." Unter diesem Titel erschien es in der Schwanschen Hofbuchhandlung in Mannheim mit einer Vignette, einem Silhouettenkopf in einem Medaillon, und einer Widmung an Dalberg, auch mit den Räubern und Fiesko verbunden unter dem Titel: „Trauerspiele zum erstenmal aufgeführt auf der mannheimer Nationalschaubühne"; ausgegeben ward es aber wohl erst nach der ersten Aufführung."*) Der Druck ist sehr genau, hat nur wenige, leicht zu verbessernde Fehler, die aber zum Theil bis heute sich erhalten haben.

Zur Aufführung kam das Stück erst am 9. März. Streicher berichtet: „Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge bestanden und seinen Freund Streicher zu

*) Gegen Reinwald äußert Schiller, am 1. Mai, er sei fest entschlossen gewesen, ihm persönlich das Stück nach der ersten Vorstellung zu bringen, aber durch eine traurige Nothwendigkeit davon abgehalten worden. Aus einem undatirten Briefe sehen wir, daß Schiller ein Exemplar seinem Vater geschickt hatte, der aber niemand etwas davon sagte, weil er gewisser Stellen wegen (solcher, die man auf stuttgarter Verhältnisse deuten könnte) nicht merken lassen dürfe, daß das Stück ihm gefallen habe.

sich dahin eingeladen. Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als man die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der untern gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein: „Es geht gut" gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft, und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden." Schiller selbst schrieb an Reinwald, das Stück sei mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig gewesen, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben worden. Luise ward von Madame Beck, Ferdinand von ihrem erst vor kurzem ihr angetrauten Gatten gegeben; denn erst nach einiger Zeit war es diesen gelungen, die wegen Religionsverschiedenheit ihrer Vermälung entgegentretenden Kabalen der Geistlichkeit zu überwinden. Iffland hatte sich die Rolle Wurms gewählt; den Präsidenten spielte Bök, den Musikus Miller Beil, die Milford Frau Rennschüh. Die Rolle des Kammerdieners war, um die Beziehung auf den schmählichen Soldatenverkauf nach Amerika zu vermeiden, gestrichen, so daß II, 2 bis zu dem zweiten Auftreten

des Bedienten wegfiel. Am 15. April und am 9. Mai*) wurde das Stück wiederholt. Eine Woche später gingen Beil und Iffland in Schillers Begleitung nach Frankfurt, um dort bei der großmannschen Truppe Gastrollen zu geben. Am 30. April kam Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht zur Aufführung, das mit außerordentlichem Beifall gegeben wurde, am 1. Mai Schröders Väterliche Rache. Zwei Tage später folgte Kabale und Liebe, womit Großmann schon am 13. die Vorstellungen eröffnet hatte.**) Schiller hätte die Aufführung gern hintertrieben. „Ich gestehe", schreibt er an Dalberg, „daß mir bei den schrecklichen Aussichten auf meine Lady und dergleichen bange ist konvulsivische Bewegungen auszustehn wie ein Verurtheilter. — Indessen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Ifflands und Beils Spiel, mehr bewirken soll, als Frankfurt von Großmanns Gesellschaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich mit Weglassung aller amerikanischer Beziehungen***) wieder ins Stück hineingeschoben habe."†) Es folgten weitere Aufführungen in Göttingen am 3. August, in Leipzig am 17. September.

*) An diesem Abend war Schiller mit Charlotte von Kalb und deren Gatten im Theater. Erstere berichtet, Schiller habe Abends die Schauspieler gebeten, nicht den Namen von Kalb, den er dem lächerlichen Hofmarschall gegeben, auszusprechen. Dagegen erzählt Streicher, dieser habe ihnen seine Absicht mitgetheilt, dem Hofmarschall einen andern Namen geben zu lassen, wovon sie ihn aber aus dem sehr richtigen Grunde abgehalten, eine solche Aenderung müsse die Vermuthung veranlassen, es sei wirklich auf einen aus ihrer Familie abgesehen gewesen.

**) Goethes Mutter schreibt den 12. April an Fritz von Stein: „Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe, von Schiller, dem Verfasser der Räuber. Alles verlangt darauf und es wird sehr voll werden."

***) Fielen bei der frankfurter Vorstellung bloß die zweimal vorkommenden Worte nach Amerika weg oder fand eine weitere Aenderung statt?

†) Reinwald bedauerte, daß die frankfurter Zeitung „beinah aus Ifflands Stück mehr Rühmens gemacht als aus Schillers herrlichem letzten Trauerspiel".

Die gothaer gelehrte Zeitung brachte eine der ersten Anzeigen des neuen Stückes. Schiller fand hier, wie er am 7. Juni an Dalberg schreibt, sein Stück „so obenein rezensirt, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser". Der Beurtheiler, wahrscheinlich Reinwald, meinte, wenn auch einige Leser die beiden vorigen Stücken Schillers dem neuen vorziehen sollten, so habe doch auch dieses wirklich herrliche Szenen und die Charaktere seien vortrefflich durchgeführt. Die berliner Literatur- und Theaterzeitung wies auf Gemmingens deutschen Hausvater hin, aus dem die Hauptcharaktere genommen seien, ohne irgend die tragische Spannung der Handlung und den scharf gezeichneten Hintergrund des allgemeinen Verderbnisses des Hofes hervorzuheben. Eine sehr scharfe Beurtheilung lieferte K. Ph. Moritz am 20. Juli in der von ihm redigirten Vossischen Zeitung in Berlin. Noch bitterer und wegwerfender äußerte er sich, als er vernommen, man sei hin und wieder mit seinem Urtheil nicht zufrieden gewesen, in dem eingehenden Aufsatze: „Noch etwas über das Schillerische Trauerspiel Kabale und Liebe" am 4. September. Den Präsidenten erklärt er für ein Ungeheuer, wie sie nicht auf der Bühne erscheinen sollten, da man gar nicht erfahre, wie er so geworden; mit solchen Bildern werde weder der Verstand noch das Herz gebessert. Miller sei der Maler des Hausvaters, aber in schillerscher Manier dargestellt; es sei ekelhaft in solchem schillerschen Wust zu wühlen. Millers Frau erscheine als ein äußerst niederträchtiges, pöbelhaftes Weib, er selbst sei ein durchaus pöbelhafter, ungezogener Kerl. Die Widersprüche und der Unsinn in den schillerschen Charakteren schwämmen schon auf der Oberfläche. Luise, die Heldin, mache einen sonderbaren Kontrast mit den Reden ihrer Eltern; sie sei eine affektirte Zierpuppe. Schiller möge erst die Sprache der Natur von elenden, zusammengestoppelten Phrasen und auswendig gelernter Bühnensprache

unterscheiden lernen. Ferdinand vollends war ihm ein unausstehlicher Mensch, der immer das Maul erschrecklich voll nehme und am Ende doch wie ein Geck handle. Wenn Schiller meine, die Sprache, die er ihn im letzten Aufzuge führen lasse, sei stark und erschüttere Mark und Bein, so irre er sich gar sehr; es sei fader Unsinn, der ein mitleidiges Achselzucken über dergleichen Ausdrücke verursache, die einen Bruch der Vernunft beim Verfasser befürchten ließen. „Sobald der Ferdinand anfängt, vernünftiger zu reden, schmückt sich auch der Verfasser mit fremden Federn und schreibt die ganze letzte schaudervolle Szene zwischen dem Othello und der Desdemona aus dem Shakespeare aus, aber freilich auch in der schillerschen Manier. „Sie soll daran!" drückt sich z. B. Ferdinand auf gut henkermäßig aus. Das übrige alles, mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren solle, und daß er noch für ihre Seele Sorge trägt u. s. w., ist fast wörtlich aus dem Shakespeare." Wenn letzterer sich sein ganzes Stück hindurch Mühe gebe, Othellos Eifersucht zu begründen, so wisse Schiller dies durch ein paar Szenen zu bewirken. Erst gegen das Ende des Stücks fange Ferdinands Eifersucht aus einer höchst unwahrscheinlichen Ursache an, und er sei so einfältig, sich einer Metze wegen, wofür er Luisen halte, mit zu vergiften, was er vielmehr bei Entdeckung ihrer Unschuld hätte thun sollen, wie Shakespeares Othello sich erst dann ersteche. Lady Milford spreche für eine Mätresse in einem viel zu preziösen Tone und deklamire viel zu viel von Tugend; sonst hätte aus den Szenen, worin sie erscheine, gewiß etwas werden können, würde nicht unter Schillers Händen alles zu Schaum und Blase. Auch der Hofmarschall eines deutschen Fürsten verdiene noch eine dramatische Behandlung, aber hier sei er viel zu kraß gezeichnet, da man nur den Verfasser zu hören glaube, der sich über ihn lustig mache. Die Geschichte der Milford hätte allein Stoff genug zu einem sehr interessanten Drama gegeben, aber freilich sei es leichter,

viele sonderbare, fürchterliche Geschichten zusammenzuhäufen als eine einzige mühsam auszuarbeiten. Das Rechten mit der Gottheit, das im Augenblick des höchsten Schmerzes etwas Fürchterliches und Erhabenes habe, werde durch die öftere Wiederholung unsinnig und abgeschmackt, und sei nur eine elende Zuflucht des Verfassers, der, da es ihm an der Kunst, das Herz zu rühren, gänzlich fehle, wenigstens durch das Gräßliche das Gemüth betäuben wolle. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blende, ihm Staub in die Augen streue und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen suche, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermocht, hätten ihn zu dieser ekelhaften Beschäftigung mit dem schillerschen Schmutz anspornen können. Die Beurtheilung erregte besonders unter der berliner Jugend den bittersten Aerger. Der damals sechsundzwanzigjährige Zelter war so erzürnt darüber, daß er den Verfasser der Kritik hätte todtschlagen können, und sich kaum durch den Zuspruch seines Vaters beruhigen ließ.

Die Zeit hat über diese berüchtigte, den Dichter wie einen leidigen Schmierer behandelnde Kritik, die man noch nicht vergessen hatte, als Moritz vier Jahre später nach Weimar kam, ihr Urtheil gesprochen, Berlin selbst that es durch den ungeheuern Beifall, den das Stück auf der Bühne fand, auf der es vom 22. November bis zum 23. Dezember sechsmal aufgeführt wurde. Fleck gab den Ferdinand, Withöft den Miller, Mademoiselle Withöft Luise, Mademoiselle Döbbelin die Milford. Bis zum Ende des Jahres 1875 wurde das Stück 197 mal in Berlin gegeben, also 12 mal mehr als die schon früher auf die Bühne gekommenen Räuber. „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren auf mich und sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt hat, magst Du Dir denken", schreibt Zelter

am 6. Mai 1830 an Goethe. „Es gehört in jene Zeit und ist insofern ein geschichtliches Stück, voll Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet.“ Einen Bericht über die Vorstellungen zu Berlin lieferte Engel in seinem Magazin der Philosophie und schönen Literatur, wobei er Gemmingens deutschen Hausvater als Quelle des Stückes hervorhob. Goethe selbst hörte unzweifelhaft von dem Eindrucke, den das Stück auch in Weimar machte, wo es zweimal, während er gerade abwesend war, am 28. Mai und am 12. November 1785, von der bellomoschen Truppe aufgeführt wurde. Schröder gab es zum Schlusse seiner Vorstellungen in Altona am 12. und 15. August 1785; er spielte den Miller, seine Frau die Milford. Obgleich er Schiller für das größte lebende dramatische Talent hielt, haßte er ihn doch, wie er zwei Monate vorher schrieb, weil er den regellosen Schauspielen, die Kunst und Geschmack zu Grunde richteten, wieder eine Bahn eröffnete und nur die Kasse verleite ihn, Stücke von ihm zu geben, was freilich nicht durchaus strenge zu nehmen ist, da manche von Schillers Charakteren dem Schauspieler eine hohe, sehr dankbare Aufgabe stellten. Auch zu Stuttgart gab der Oberst von Seeger die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes, der zwei Schwestern Schillers unentgeldlich beiwohnten, aber die vornehme Welt fühlte sich durch die schonungslose Aufdeckung ihrer das Volk ausbeutenden und verpestenden Unsittlichkeit so getroffen, daß der Herzog, bei dem man sich darüber beschwerte, dem Obersten einen Verweis ertheilte und die Wiederholung des Stückes verbot.

Schiller, der unterdessen an seinen Karlos gegangen war, mit dem er schnellern und größern Ruhm zu erwerben gedachte als durch noch so herrlich ausgeführte bürgerliche Sujets, sollte sich bald durch die Aufführung von Kabale und Liebe auf der mannheimer

Bühne selbst bitter verletzt fühlen.*) Am 19. Januar 1785 beklagte er sich bei Dalberg, daß sein Stück bei der gestrigen Aufführung durch das nachlässige Einstudiren der meisten Schauspieler „ganz in Lumpen zerrissen worden". „Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. Wenn unsere Herren Schauspieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann ist es allenfalls auch Zeit, daß sie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren zu Hülfe kommen." Leider könne er dies nur auf Rechnung des guten Willens der Schauspieler setzen, die in den mittelmäßigsten Stücken vortrefflich, ja groß gewesen, in den seinigen gewöhnlich unter sich selbst sänken. „Die Frauenzimmerrollen und Herrn Beck ausgenommen, dem ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden ist, und der die Lücken seines Spiels durch einige meisterhafte Pinselstriche wieder gut machte, sind die mehresten andern Rollen unerhört vernachlässigt worden." Er sei entschlossen sich in seiner rheinischen Thalia darüber weitläufiger auszulassen. Ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne gebracht, worunter die Räuber seien, habe, wie er glaube und hoffe, einiges Recht, Mangel an Achtung zu rügen. In dem Tagebuch der Vorstellungen des mannheimer Nationaltheaters, das er im Märzheft der Thalia gab, äußerte er

*) Schon vorher hatte er sich durch die Aufführung von Gotters Posse der schwarze Mann, die für Goethe in anderer Weise eine so leidige Wirkung haben sollte (vgl. den Brief an Frau von Stein vom 20. Februar 1789), beleidigt fühlen müssen, da man den in derselben auftretenden schlechten Bühnendichter auf Schiller deutete, weshalb Iffland am 19. September 1784 Dalberg dringend ersuchte, das Stück nicht wiederholen zu lassen. „Ich habe ängstlich (bei der Darstellung) jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzbarkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten? Je mehr Erhabenheit und Plattheit sich nahe grenzen, wie soll der Pöbel ihn jetzt distinguiren, da die Bahn geöffnet scheint, ihn zu persiflíren!"

sich über die Aufführung vom 18. Januar (bis zum 3. März kam kein weiteres Stück Schillers vor) weniger unwillig. Er bemerkte: „Herr Beck als Major überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Luise Millerin ganz vortrefflich und in den letzten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Madame Rennschüb spielte in der Rolle der Engländerin manches vortrefflich, aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Madame Rennschüb eine der ersten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.*) Herr Beil erfüllte die launigte Rolle des Musikus, so viel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielt Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener." Des Präsidenten (Böt) und Wurms (Iffland) wird hier nicht gedacht. Schiller verlor bei solcher Behandlung alle Lust an der Bühne. Voll Unmuth riß er sich von Mannheim los und eilte zu den neugewonnenen sächsischen Freunden. Sein Karlos sollte gar kein Bühnenstück werden; erst Schröders Theilnahme gewann ihn wieder dem Theater. Er kenne nunmehr, schrieb er diesem am 12. September 1786, die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschrieben, aber von den engern Grenzen, die der große Schauspieler und Denker leicht überspringe, wünschte er von Schröder befreit zu werden; dann sollten alle seine weitern Stücke für seine Bühne bestimmt sein. Für die frühern Dramen, von denen er die Räuber am höchsten stellte, that er nichts. Daß Schwan, der früher bedauert hatte, des Nachdruckes wegen ihm für Fiesko nur

*) Von Frankfurt aus hatte er im vorigen Jahre an Rennschüb geschrieben: „Mir ist Angst für die hiesige Lady; Ihre Frau hat mich genug (ganz!) verwöhnt."

ein so geringes Honorar geben zu können, als eine zweite Auflage sich nöthig gemacht hatte, dieses that, ohne nur ihm ein Wort zu sagen und neues Honorar anzubieten, empörte ihn, und er beschloß eine neue Ausgabe seiner beiden ersten Stücke in einer „durchgängig korrektern Behandlung" herauszugeben, wozu es indessen nicht kam. Auch von Kabale und Liebe lieferte der Verleger in den Jahren 1785 und 1786 zwei neue Auflagen, die manche später fortgepflanzte Druckfehler brachten. In der in zwei Abdrücken erschienenen von 1786 wurde in der Rechtschreibung und den Sprachformen manches nach neuern Grundsätzen, zuweilen ganz ungehörig, geändert. Nachdrücke liefen nebenher. Die neuen Drucke wurden auch, wie schon die erste, mit frühern, 1788 mit der in diesem Jahre gedruckten Ausgabe der beiden andern Dramen zu einem Bande unter dem Gesammttitel Trauerspiele von Friedrich Schiller verbunden. Schiller trat dem gewissenlosen Treiben des Verlegers, der sich durch das einmalige knappe Honorar zum Herrn des Stückes gemacht, nicht entgegen. 1787 brachte das Tagebuch der mannheimer Hofbühne auch über unser Drama und dessen Aufführung eine scharfe Kritik, die aber den Dichter ruhig lassen konnte, der sich seines Stückes nicht zu schämen brauchte und von der Gewalt überzeugt war, die es auf den Zuschauer üben mußte, da es aus seinem Herzen geflossen war und die Schäden des Hoftreibens scharf traf.

Von der unter Goethe stehenden weimarer Truppe wurde von Schillers Stücken zuerst Karlos auf den Wunsch des Koadjutors in Erfurt mit einigen von Schiller gemachten Aenderungen, dann auch am 28. Februar 1792 in Weimar gegeben.*) Da Schiller geäußert hatte, er wolle nächstens eine neue verbesserte Auflage der Räuber und des Fiesko veranstalten, so wünschte das weimarer Theater

*) Vgl. Briefe an Schiller S. 118 f.

auch diese zu haben. Die Räuber wurden wirklich am 9. Juni, wohl nach Schillers Aenderungen, gegeben und im November wiederholt. Die beiden andern Stücke aber blieben zurück. Goethe hat gleich in den ersten Monaten seiner Verbindung mit Schiller, im September 1794, dieser möge Fiesko und Kabale und Liebe „etwas für die Bühne retouchiren", damit sie ein bleibendes Eigenthum des Theaters würden. Und so betraten denn beide, wenn auch mit wenigen Aenderungen, die weimarer Bühne, die ja selbst Kotzebues Menschenhaß und Reue den Zutritt nicht hatte verweigern können. Eine wirklich von Schiller gemachte Durchsicht für die Bühne ist bis jetzt nicht nachgewiesen. J. Meyer erwähnt eine Handschrift im hamburger Theaterarchiv mit dem vielfach gekürzten Texte der ersten Ausgabe. Da die historisch-kritische Ausgabe derselben gar nicht gedenkt, muß sie wohl ohne alle Bedeutung sein. Der leipziger Schillerverein besitzt ein Exemplar der ersten Ausgabe, das offenbar bei einer Bühne benutzt worden ist; denn einzelne anstößige Ausdrücke sind hier verändert, andere gestrichen, dagegen oft durch aufgeklebte Zettel das Gestrichene wiederhergestellt. Meyer hat mit vollem Rechte Eckardts Annahme, es liege hier eine begonnene Umarbeitung Schillers selbst vor, als irrig bezeichnet. Die historisch-kritische Ausgabe gibt die Aenderung dieses Exemplars nach Meyer und Eckardt, ohne sich irgend über die Bedeutung derselben zu erklären. Wenn Eckardt daraus, daß der Schluß von IV, 8 von den Worten „nicht fähig, ein Geschöpf" (nicht, wie er angibt, von „Eine Seligkeit") an gestrichen ist, den Schluß zieht, Schiller habe diese Stelle umarbeiten wollen, so ist vielmehr anzunehmen, daß hier ein aufgeklebter Zettel verloren gegangen, der eine verkürzte Gestalt derselben gab. Daraus, daß im Stücke immer Herzog, Herzogin, Herzogthum in Fürst, Fürstin, Fürstenthum oder in das unbestimmte man, er geändert ist, kann man keinen Schluß auf die Gegend des Theaters

machen, dem unser Exemplar angehört hat; denn der Korrektor folgte hier nicht nur dem Personenverzeichnisse, das dreimal Fürst hat, sondern auch dem häufigern Gebrauch im Stücke selbst, und Herzog ist auch mehrmal stehen geblieben, wie einmal II, 3, zweimal IV, 9, mehrmal III, 6, wenn anders die historisch-kritische Ausgabe hier genau ist. Auch ist immer in diesem Exemplar Kunstpfeifer statt Geiger gesetzt und im Personenverzeichniß bei der Bezeichnung Millers als „Stadtmusikant oder, wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstpfeifer" sind die Worte „wie man sie an einigen Orten nennt" gestrichen.

In England erschien 1795 eine Uebersetzung des Stückes von J. J. K. Timäus, von der im Jahre darauf eine neue Auflage für England und Deutschland in Leipzig veranstaltet wurde; zwei Jahre später folgte eine andere unter dem Titel The Minister von M. G. Lewis. In Frankreich erschien damals von Kabale und Liebe so wenig wie von den Räubern eine Uebersetzung.

Die neuen Ausgaben des Stückes von 1796 und 1802 (letztere ein Doppeldruck) erschienen ohne Schillers Zuthun, mit einzelnen zum Theil ungehörigen Abweichungen. Die letztere wurde nach Schillers Tod bei dem Abdruck im Theater zu Grunde gelegt, da Schiller selbst kein Exemplar mehr besaß.*) Goedekes Vermuthung einer gemeinsamen Quelle der Ausgabe von 1802 und des Abdrucks im Theater ist gar zu wunderlich. Der Korrektor der Ausgabe im Theater, aus welcher die gleichzeitige „neue verbesserte Ausgabe" des einzelnen Stückes nur ein besonderer Abdruck ist, hat, wie Meyer bemerkt, kein anderes Verdienst um den Text, als daß er ihn mit ungefähr 400 neuen Ausrufungszeichen und einigen schwachen Konjekturen ausgestattet hat. Körner folgte dem Abdruck des Theaters,

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 560.

erlaubte sich aber manche Milderungen des Ausdrucks. Alle folgenden Ausgaben blieben ohne wesentliche Verbesserungen auf Grund einer Vergleichung des ersten Druckes, wie sie erst 1844 J. Meyer zur entschiedenen Verbesserung des Textes anstellte. Ueber einzelnes hat dieser sich in seinen „Neuen Beiträgen zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des schillerschen Textes" (1860) S. 72 ff. ausgesprochen.

Auf der deutschen Bühne hat sich Kabale und Liebe mit ungeschwächter Kraft neben den Räubern erhalten, mit denen das Stück im ganzen das gleiche Schicksal theilte. Vgl. die Erläuterungen zu diesen S. 81 f. 88 ff. Zur Aufführung des Stückes bedurfte es bei seinem einfachen Gange viel weniger Aenderungen als in den beiden ersten Dramen, die dazu in doppelter Gestalt vom Dichter selbst vorlagen, weshalb sich denn auch kein Plümicke an ihm vergriff; man brauchte nur hier und da etwas zu kürzen, den derben Ausdruck abzuschwächen und, wenn man es für nöthig fand, den überspannten auf den gewohnten Theaterton zu stimmen. Was Kabale und Liebe über die gewöhnlichen bürgerlichen Schauspiele hob, in denen Iffland vor allen glänzte und durch die wirklich edle Gesinnung, die aus seinen psychologisch fein durchgeführten Familiengemälden sprach, nachhaltig anzog, war der höhere Schwung des Dichters und die scharfe Verdammung der gemeinen, Sitte und Recht verhöhnenden, das Volk nur zum eklen Spiel der Verschwendung, der Wollust, des Ehrgeizes und der Habsucht mißbrauchenden Wirthschaft an kleinern deutschen Höfen. Dieses vom glühenden Gefühle der Verletzung der heiligsten Menschenrechte eingegebene, wie ein vernichtender Blitzstrahl wirkende Gericht über Fürstenschwindel, Maitressenwirthschaft und Sittenverderbniß in den höhern, um die Hofsonne kreisenden Ständen gibt noch heute dem Stücke neben Lessings das Bürgerleben ausschließender Emilia Galotti eine mächtige Anziehungskraft.

So ist es auch nicht zu verwundern, daß man in Frankreich und Italien, wo das Stück lange unbeachtet blieb, besonders seit dem Anbruch der mit der Zerstörung der napoleonischen Weltherrschaft beginnenden neuern Zeit, mit entschiedener Vorliebe sich demselben zugewandt hat. Schon J. H. F. Lamartelière gab 1799 in seinem 1806 neu aufgelegten Theâtre de Schiller auch Kabale und Liebe unter dem Titel L'amour et l'intrigue. 1821 und 1822 folgten zwei neue Uebersetzungen von Schillers Theater, von denen die von de Barante drei Auflagen (1821, 1835, 1847) erlebte. Drei Jahre später erschien die erste Nachahmung des Stückes unter dem Titel La fille du Musicien in drei Aufzügen von Crosnier und de Ferrière. Am 21. Februar 1826 betrat das von de Wailly unserm Stücke nachgebildete fünfaktige Drama in Versen Amour et intrigue das königliche Theater des Odeons und fünf Wochen später am 1. April wurde eine Uebertragung des schillerschen Stückes in Versen, welche Delaville de Mirmont versucht hatte, von den ordentlichen Schauspielern des Königs aufgeführt. Die Uebersetzung des schillerschen Theaters von Horace Meyer erschien in zwei (1834, 1837), die von Xavier Marmier in drei Auflagen (1841, 1849, 1850). Ein Jahr vor der Februarrevolution gab A. Dumas eine neue Uebertragung unseres Dramas (Intrigue et amour, en cinq actes et neuf tableaux), der zehn Jahre später Raoul Bravard eine andere in Versen unter dem Titel Louise Miller folgen ließ. In Italien ging der ersten Uebersetzung von Schillers ausgewähltem Theater (1819, 1820), welche die Räuber, Kabale und Liebe und Wallenstein ausschloß, zwei Jahre vorher Amore et Raggiro, dramma recato in Italiano di Michele Leoni. A. Maffeis Teatro completo di Federico Schiller brachte das Stück (Cabala ed Amore) im vierten Bande nach Maria Stuart. Ein Lieblingsstück wurde die Nach-

bildung von Kabale und Liebe unter dem Titel Il Ragiro zu Verona. San Camarana bearbeitete das deutsche Drama als Operntext für Verdi. Auch ins Schwedische, Russische und Ungarische wurde das Stück übersetzt.

Die Kritik, die sich noch in den neunziger Jahren mit Kabale und Liebe beschäftigt hatte*), ließ seit dem Erscheinen des Wallenstein und der ihm folgenden Dramen die Jugendstücke, die Schiller selbst nicht mehr als kunstvollendete Schöpfungen betrachtete, ohne aber ihren dichterischen und dramatischen Gehalt gering zu schätzen, unbeachtet ruhen. Drei Jahre nach Schillers Tod hielt A. W. Schlegel zu Wien seine berühmten, ein Jahr später erschienenen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, welche seiner Verstimmung gegen den allbewunderten Schiller Ausdruck liehen. Kabale und Liebe kommt hier sehr schlecht weg; das Stück könne, heißt es, durch den Ton der Empfindsamkeit schwer rühren, aber wohl durch peinliche Eindrücke foltern. Das Urtheil ist von vielen nachgesprochen worden, ohne daß man eine nähere Begründung desselben versucht hätte. Frau von Staël ließ den Fiesko und Kabale und Liebe auf sich beruhen, widmete von den drei Jugenddramen nur den Räubern eine nähere Betrachtung. Später ward unseres Stückes nur bei Gelegenheit von Aufführungen weiter gedacht, wie z. B. auf Veranlassung der Darstellungen auf der dresdener Bühne von Tieck in den dramaturgischen Blättern (Nr. 14) und von Spazier in Philippis Merkur 1827, Nr. 121. Schillers begeisterter Verehrer, der Schotte Carlyle (1823) fand die Ausführung größer als die Idee, die auch nicht neu sei. Als ob diese nicht in der Zeit gelegen und bei einer

*) Vgl. Schmieder „Annalen des Theaters" Heft 15 (1794) Nr. 2 und „Streifereien im Gebiete der Dramaturgie" (1796) S. 23—37.

Idee überhaupt von einer Neuheit die Rede sein dürfte. Aber in Bezug auf den Charakter des Helden und der Heldin behaupte das Stück den ersten Rang in seiner Art. Besonders sei der Schluß, wo Ferdinand verzweifelnd, aber nicht überwältigt, sich selbst und der Geliebten den Giftbecher reiche, von der hinreißendsten Gewalt. Ferdinand reiße wie ein Simson sein Gefängniß ein, Luise verwelke wie eine Rose der Wildniß. Der berühmte Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur erklärte (1838) das Stück für mißglückt; Schiller habe in ihm das meiste Verhältniß zu Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage, wie ihm bei den Räubern neben Shakespeare Götz und Julius von Tarent, bei Fiesko außer Shakespeare Emilia Galotti nahe gelegen; in allen drei Stücken habe er wie alle Richtungen seines titanischen Strebens, so auch alle Schattirungen und Manieren des Vortrags jener Zeit niedergelegt. Als ob Schiller nicht in Kabale und Liebe die ausgetretenen Spuren des bürgerlichen Trauerspiels zu verlassen und seinen eigenen Weg zu gehn sich bestrebt hätte, wenn er auch freilich den Ton des Lebens, das er schilderte, ebenso wenig wie seine Vorgänger verlassen durfte. Das Stück, meint Gervinus, werde dadurch zu einer Karikatur, daß es einer übertriebenen Seelenkleinheit eine phantastische Seelengröße entgegensetze, wodurch es eben die abgöttische Verehrung der Jugend hervorgerufen habe. Freilich der Kritiker, der gegen die mächtig packende Gewalt gewappnet ist, und mit nüchtern kaltem Blicke in das Getriebe der Leidenschaft schaut, mag darüber lächeln, aber es fehlt ihm eben die wahre Weihe des Urtheils. Kurz vorher war Hoffmeister mit „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang" hervorgetreten. Dieser sah in dem Helden Ferdinand den leibhaftigen Schiller, nur habe der Plan des Stückes gezwungen, ihn zuletzt unter sich herabsinken zu lassen, aber alle Kunst und Rhetorik des Dichters vermöge

nicht die in dem Plane liegende Ueberhüpfung der Wahrheit und Natur zu verhüllen. Statt daß der Charakter Ferdinands den Ausgang bestimme, ändere sich nach dem Plane des Stückes der Charakter. Die Katastrophe sei nach allen Seiten hin erzwungen. Luise, die ein reines Naturkind hätte sein sollen, sei statt dessen bei dem Denker Schiller in die Schule gegangen. Man zürne ordentlich dem wackern Ferdinand, daß er nicht diese seine Tugendsame verabschiede und dem hochherzigen, ihm geistesverwandten unglücklichen Weibe, der Lady Milford, seine Hand reiche. Diese sei ein höchst bedeutsamer Charakter, der dem Dichter deshalb so gut gelungen, weil er auf Ideen beruhe, die damals in unserm Dichter ihre volle Ausbildung erlangt gehabt; nur ihr schließlicher Aufbruch von Hof und Land sei phantastisch und zu wenig motivirt. Der sittliche Eindruck des Stückes wirke ebenso wenig beruhigend als der ästhetische ganz befriedigend; besonders werde unsere Empfindung durch die ganze zweite Hälfte hindurch wahrhaft gequält. Einzelne treffliche Stellen und Szenen, eine höchst überdachte Anlage des Ganzen, überraschend wahre Ideen, tiefe Griffe in die menschliche Natur, eine gewaltige Kraft, eine großartige Lebensansicht und andere Tugenden könnten jene allgemeine Unvollkommenheit nicht vergüten. Das Stück vermöge nur das unkultivirte Publikum hinzureißen.

Hinrichs, dessen Darstellung von Schillers Dichtungen Hoffmeister auf dem Fuße folgte, warf diesem mit Recht vor, daß er das Wesen der Leidenschaft übersehe. Das Schöne und charakteristisch Wahre des Stückes liege gerade darin, daß Leidenschaft ohne Reflektion zur That und Handlung treibe, sie sich selbst durch ihre Sucht zerstöre. Luise sei eine Heldin der Resignation und Geduld. Ferdinand, der Held der Liebe und Treue, hätte schon seines Ehrgefühls wegen sich gegen eine Verbindung mit Lady Milford sträuben müssen. Manche von Seiten des Verstandes gemachte Bedenken Hoffmeisters, zu denen

man noch andere hinzufügen könnte, träfen nicht den Dichter, sondern die Leidenschaft, die eben in ihrer Consequenz nicht verständig sei, aber vom Dichter in dieser dargestellt werden müsse. Freilich sei die Qual der Leidenschaft herzzerreißend und könne in ihrer Selbstzerstörungssucht Grauen erregen, aber sie sei darin schön, daß sie sich in ihrer ganzen Macht zeige und bewähre, sie concentrire in sich die ganze Energie einer Persönlichkeit, weil sie deren geistige Empfindung sei. Die eifersüchtige Liebe habe das Stück gedichtet, in welchem der schlechte Weltverstand an der Macht der Herzensliebe scheitere. Die Resignation, das Ideal Luisens, erhalte durch Ferdinands Eifersucht ihre Verwirklichung im Tode.

Sechs Jahre später bezeichnete Karl Grün das Drama als einen faux pas gegen die beiden frühern Stücke, ja es liege nicht weit von der Parodie. Kein einziger Charakter desselben sei im Stande, an seinem Theil zur Ausführung der hohen Idee und der unglücklichen Katastrophe vernünftiger Weise theilzunehmen. Ferdinand vergifte die noch immer Geliebte aus dem leichtsinnigsten Zweifel, Luise sterbe an ihrer Dummheit, der Präsident stehe im ungeschicktesten Verhältnisse zu Wurm, Lady Milford passe in das Ganze, wie die Faust auf das Auge; die einzig gut gezeichneten drei Charaktere, Miller, dessen Frau und Kalb, seien zu gut für die übrigen verschrobenen Personen und störten die Illusion, in die uns die Ueberspannung der übrigen Situationen etwa versetzen möchte. Die Verzerrung der Kritik konnte nicht weiter gehn als in diesem grünschen Hohlspiegel.

Einer solchen Verhöhnung der Dichtung gegenüber sprach sich Adolf Stahr in seiner „Oldenburgischen Theaterschau" (1845) I, 76 ff. mit voller Anerkennung des aus derselben uns entgegenwehenden frischen, echt dramatischen Lebens aus und Rötscher wies in seiner Entwicklung des Sekretärs Wurm in dem „Cyclus dramatischer Charaktere" (1846) II, 131 ff. gelegentlich auf einzelnes hin, was

dem Dichter in dem engern Kreise des bürgerlichen Trauerspieles vortrefflich gelungen, wie er elf Jahre später in seinen „Kritiken und Abhandlungen" (S. 104 ff. 125 ff.) die Charaktere Luisens und der Milford entwickelte. Dagegen stellte sich Vilmar (1845) wieder auf die Seite der Gegner; auch ihm ist das Stück eine widerliche Karikatur, die sittlichen Widerwillen gegen die Höfe erwecken wolle, wobei völlig übersehen ist, daß es ein nur zu wahres Zeitbild ist, das durch die Gewalt der zu Grunde richtenden Leidenschaft zur wahren Tragödie wird. Nicht günstiger urtheilte gleichzeitig Hildebrand.

Mit warmem Verständniß nahm sich Palleske (1858) auch unseres Stückes an, dessen Vorzüge von bindender Gewalt, wie seine Fehler zum Theil von der Art seien, wie man sie nicht wegwünsche; in der Ausführung fänden sich Lücken, wie das Genie sie stehn lasse. Das Ganze sei ein in sich enge zusammenhängender Organismus, in welchem die herrschenden Vorurtheile nur die nothwendigen Glieder seien, durch welche auch die bessern Charaktere so gebunden seien, daß sie gar nicht anders handeln könnten. Schillers geniale That sei es, daß er den Nerv des dritten Standes getroffen, daß er, wie in den Räubern das, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend tobte, so in Kabale und Liebe dargestellt, was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirthschaft litt; das Stück sei das erste soziale Drama. Palleske wendet sich auch gegen Hettner, welcher in der Schrift „Das moderne Drama" S. 127 ff. ausgeführt hatte, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Nothwendigkeit die tragische Entwicklung folgen, die Intrigue als leitendes Motiv einer wahren Tragödie fern bleiben müsse. Die Intrigue sei eine charakteristische Macht der Zeit gewesen, bemerkt er dagegen, und hätte deshalb in ihrem Spiegelbilde nicht fehlen dürfen, aber sie sei weit entfernt, in Kabale und Liebe den Nerv des Stücks zu bilden.

Auch Hettners Behauptung, im sozialen Drama müßten die Widersprüche nothwendig in der menschlichen Natur begründet sein, bekämpft er. In einem bürgerlichen Drama komme es nur darauf an, daß ein organisches Weltbild gegeben werde, aus welchem von selbst die Nothwendigkeit herausspringe. Hettner aber besteht auch neuerdings (1869) in seiner Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert (Kap. 9) darauf, daß die Intriguenkomödie eine untergeordnete Art der Tragik oder vielmehr eine Abart derselben, und die Räuber und Kabale und Liebe Intriguenkomödien, und zwar von äußerst ungeschickter und plumper Intriguenführung seien, wie die Bösewichter gar roh und ungeschlacht. Auch in den andern Charakteren sei viel Krankhaftigkeit und Gespreiztheit, Schwulst und Roheit in den männlichen, schmachtende Empfindelei in den weiblichen; in der Motivirung der einzelnen Szenen finde sich viel Unwahrscheinlichkeit und Gewaltsamkeit, auch viel Lust am Grellen und Grausamen. Dabei gesteht er aber diesen Jugenddramen eine stattliche Reihe Gestalten von Derbheit und strotzender Lebenskraft, von festem, realistischem Sinne für das Individuelle und Charakteristische und mit Tieck eine Fülle echt dramatischen Lebens zu, das man nirgends vermisse, auch wo die Handlung an zerstreuender Ueberladung, an Unbeholfenheiten und Unmotivirtheiten leide. Was unser Stück nicht bloß für die Zeitgenossen so wirksam gemacht, sondern ihr für immer unvergänglichen Werth gebe, sei die erschütternde Kraft und der brennende Zorn der politischen Satire, nur wirke die hier gebotene nackte Photographirung krankhafter Wirklichkeit nichts weniger als künstlerisch, zumal die Schurken triumphirten, und der Sturz derselben nur sehr äußerlich und, fast möchte man sagen, nur nachträglich erfolge. Als ob nicht das tragische Schicksal die Bösewichter zermalmte und von einer Photographirung bei meist so geschlossenen Charakteren die Rede sein könnte.

Das größte Verdienst um das Verständniß und die daraus allein sich ergebende richtige Würdigung unseres Dramas hat sich L. Eckardt in der ersten Ausgabe dieser Erläuterungen erworben, der mit Palleske, unabhängig von diesem, vielfach übereinstimmt. In warmer, liebevoller, feiner, zum Theil schwungvoller Weise hat er das von den meisten Kritikern mit stolzer Vornehmheit oder der Bitterkeit eines Kriminalrichters behandelte größte bürgerliche Trauerspiel seiner Zeit, das eine echte Volkstragödie anbahne, erläutert, zergliedert und allseitig gewürdigt, ohne sich gegen die wirklichen Schwächen desselben zu verblenden, wenn ihn auch das warme Blut zuweilen hinreißt. Stimmen wir ihm auch in sehr vielen Punkten bei, so konnten wir doch, abgesehen von manchen Abweichungen, nach dem bei diesen Erläuterungen vorschwebenden Plane seinem Gange nicht folgen und mußten auf manches eingehn, was nicht auf den von ihm eingeschlagenen Wege lag, besonders in der Einzelerklärung. Gegen Hettners Verwerfung der Intrigue bemerkt er, Tragödien, in welchen alles aus den Charakteren der Helden oder aus den Prinzipien der Idee fließe, erschöpften so wenig den Stoffkreis des Tragischen wie die Fülle des Lebens; der Stoff unserer Tragödie sei wirklich tragisch. Man könne einmal die Intrigue nicht aus der Weltgeschichte streichen; auch hänge sie mit den Charakteren, selbst mit Prinzipien zusammen. Wenn Hettner den Stoff des Stückes deshalb angreife, weil er nicht einen in der menschlichen Natur begründeten bleibenden Widerspruch, sondern ein vergängliches Vorurtheil behandle, so werde jedes wahre Kunstwerk als solches immer ein rein menschliches und weltgeschichtliches Interesse wecken, das hier bekämpfte Vorurtheil aber kehre unter wechselnden Formen immer wieder. In Bezug auf die dramatische Entwicklung gibt er zu, der Held werde von den Ereignissen mehr fortgestoßen als daß er sie beherrsche, aber den Mangel an selbständigem Handeln der

Hauptperson maskire die stets rege Kabale der Gegner mit den dem Liebespaare dadurch abgezwungenen Gegenschritten, und die gespannte Handlung mache auf der Bühne immer Glück. Gegen Ulricis Vorwurf, die neben dem Hauptheldeu und seinen unmittelbaren Gegnern stehenden Personen blieben von der Grundidee des Stückes unberührt und stünden so außerhalb des künstlerischen Organismus, vertheidigt er den Dichter durch den entgegengesetzten Nachweis. Wenn derselbe bemerke, die Liebe sei hier mehr negativ, in ihrem Kampfe mit den verdorbenen sozialen Zuständen dargestellt, so könne dies kein Tadel sein, da der Held ja ebensowohl mit der Außenwelt als mit sich ringen könne. Finde man die Handlung überspannt, so kenne man theils die Leidenschaft selbst nicht, theils könne (wir möchten sagen wolle) man sich nicht in jene Zeiten zurückversetzen. Der von Goethe bemerkte Hang Schillers zum Grausamen hänge mit dem Ausgange des Dichters aus dem Volke und dem volksthümlichen Charakter seiner Jugendwerke zusammen; das Volk wolle energisch gepackt sein und habe Nerven dazu. Die dramatische Gliederung des Stoffes sei bühnengerecht; freilich hätte die Verwicklung manchmal besser motivirt und kleine Widersprüche vermieden sein können. Die Charaktere seien mit plastischer Kraft gestaltet, Miller die gediegenste komische Figur der ganzen deutschen Bühne, der Präsident, Wurm, Kalb fertige Gestalten; dagegen müßten Luise, Ferdinand und die Milford mit ihrem Schwärmen und Schwanken als Kinder der Zeit beurtheilt werden. In Bezug auf den sprachlichen Ausdruck seien Miller und seine Frau ein Meisterstück volksthümlicher, ihrem Charakter gemäßer Sprache; ihnen zunächst stehe Kalb, dann folge Wurm, darauf der Präsident; dagegen sei die Sprache der drei Liebeshelden bei allem Schwunge oft unsicher, widerspreche sich und decke nicht den Charakter, da der Dichter ihnen zu sehr seine Gedanken leihe, zu lebhaft mitempfinde und mit ihnen schwanke. Seien auch

die Charaktere alle richtig gedacht, so habe Schiller doch nur den ihm fernstehenden die scharf individualisirende Sprache zu leihen vermocht. Wenn man unserm Drama einen peinlichen Eindruck vorgeworfen, so liege dies im Wesen jedes bürgerlichen Trauerspiels, treffe Shakespeares Othello so gut wie unser Stück: das Unterliegen in kleinen, uns nahe liegenden Verhältnissen erschrecke, während ein großer Untergang erhebe, doch hebe uns bald der Gedanke, wie machtlos die Konvenienz gegen die Natur sei, und in unserm Stücke auch die gewaltsame Läuterung des Fürstenhofes und der freudige Blick auf Miller, der uns zeige, daß das Volk noch gesund sei.

Auch Julian Schmidt (Schiller und seine Zeit, 1859) erkennt Kabale und Liebe hohe Vorzüge zu. Die Charakteristik sei viel bedeutender als in den beiden vorigen Stücken, die bürgerliche Welt, von einzelnen Roheiten und Excentritäten abgesehen, trefflich porträtirt, aber freilich nicht poetisch. In Miller, dessen Frau, auch in der empfindsamen Luise und Wurm sei eine so tiefe, bittere Wahrheit, ja die Züge seien so fein erfunden, daß sich nichts ähnliches von der deutschen Bühne ihnen zur Seite stellen lasse. Dagegen sei der Präsident mißlungen, Ferdinand kein glücklicher Held, sein Betragen gegen den Vater und die Milford durchweg kindisch, die unglückseligste Erfindung aber die Lady und ihre Entpuppung aus der fürstlichen Mätresse in eine stolze und tugendhafte Johanna Norfolk. Die Technik des Stückes sei im ganzen vortrefflich, einheitlicher als in einem andern schillerschen Stücke, einzelne Szenen glänzend ausgeführt. Das trotzdem durch das Stück erregte peinliche Gefühl (?) habe dem Dichter zeigen müssen, daß er mit seinem Realismus auf der Grenze der Kunst angekommen sei.

So weit gehen noch heute die Urtheile unserer Kritiker auseinander, da die wenigsten sich die Mühe geben, den Spuren einer Dichtung zu folgen, sie aus sich selbst, aus ihrer Entstehung, der Stim-

mung des Dichters und der Zeitlage zu begreifen, ehe sie ihre Stimme darüber zu erheben wagen. Eindringendes Studium thut vor allem Noth; durch bloßes Wiedergeben eines allgemeinen flüchtigen Eindrucks wird das Urtheil auch der Einsichtigsten nur zu sehr irregeführt.

II. Stoff, Entwicklung und Ausführung.

Wenn Gemmingen die Heirat eines Adligen in eine Bürgerfamilie als eine nur ausnahmsweise mögliche, die man dazu möglichst vor den Augen der Welt verbergen müsse, geschehn läßt, so griff Schiller mit der vollen Energie seines Wesens das Hinderniß, welches Geburts- und Standesunterschied der Stimme des Herzens, der Verbindung zweier für einander geschaffenen Seelen entgegensetzt, als eine Verhöhnung der Stimme der Natur, der ewigen Menschenrechte auf, und heiligte das unverbrüchliche Recht der Herzen dadurch, daß er die beiden Liebenden durch den Tod vereinigt, aber zugleich diejenigen, welche den Bund hinterlistig gesprengt, trostlosem Verderben anheimfallen läßt. Auch in Romeo und Julie, diesem unsterblichen Gesange der Liebe, gehen die Liebenden zu Grunde, aber sie fallen dem Parteihasse der beiden Geschlechter, die erst über ihrem Grabe sich die Hand zum Frieden reichen, so daß die durch den Tod verklärte Liebe den ihr feindlich entgegenstehenden Haß überwindet und noch über das Grab hinaus segensvoll wirkt. Bei Schiller sollte das Vorurtheil, daß Verschiedenheit des Standes und der Geburt die Erfüllung des Dranges liebender Herzen in unzertrennlicher Verbindung aufs Leben unmöglich mache, durch den schmachvollen Untergang derjenigen gesühnt werden, welche die Stimme der Liebe ver-

höhnt haben; sie sollten, mit dem Verluste des Liebsten, was die Erde für sie hat, gestraft, in der Verzweiflung eines von der Rache ereilten Verbrechers enden. Der Kreis, der sich dem Liebesbunde widersetzt, mußte, der größern tragischen Wirkung wegen, im schlimmsten Lichte sich zeigen, als Verächter aller edlen, reinen menschlichen Gefühle, als schnöder, kein Unrecht scheuender Selbstsucht verfallen, wogegen in dem entgegenstehenden niedern Kreise bei aller Derbheit, ja Roheit der gesunde, auf Recht und bürgerliche Ehre, den ewigen Grundstein alles gesellschaftlichen Lebens, haltende Volkssinn sich bewährte. Hiermit war von selbst der Gegensatz des sittenlosen, von Genuß- und Herrschsucht getriebenen Hoflebens und des niedern, mit Mühe sich und die Seinen nährenden Bürgerstandes gegeben. Wagner hatte die Familie eines Kutschers und eines Metzgers auf die Bühne gebracht, Gemmingen ließ den Sohn des Grafen Wodmar die Tochter eines armen Malers heiraten: Schillers Wahl fiel auf einen Musikus, einen „Stadtmusikanten oder wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstpfeifer".*) Schon Hinrichs hat darauf hingewiesen, daß die Wahl des Musikers sehr glücklich sei, um eine Verbindung mit dem vornehmen Kreise zu bewirken, da er kein Gewerbe treibe, das der Adel verabscheue, vielmehr dieser unbedenklich an der Musik sich betheilige und des Musiklehrers nicht entbehren könne. Aber der junge Adlige muß in das Haus des Musikers kommen und dort das Mädchen kennen und lieben lernen; und so läßt der Dichter ihn Miller aufsuchen, um bei ihm die Flöte zu erlernen. Daß er in das Haus des Musikers kommt, nicht den Unterricht in seinem Hause

*) Stadtmusikant nennt sich Miller selbst (II, 6), auch Geiger (I, 1); Musikus heißt er im Szenarium von I, 1, Musikant in dem von II, 4. V, 1; Miller steht III, 4. Als Musikmeister bezeichnet ihn Wurm (I, 5), nachdem der Präsident ihn Musikus genannt. Die Lady braucht verächtlich die arme Geigerstochter (IV, 7).

empfängt, ist freilich auffallend, aber Schiller bedurfte dies zu seinem Zwecke und es fällt bei der leidenschaftlichen Spannung, in welcher das Stück uns gleich am Anfang versetzt, kaum auf. Wenn Miller als eine durchaus edle, auf Recht, Wahrheit und Bürgerehre geltende Natur erscheint, so muß dagegen der ihm entgegenstehende Präsident in das sittenlose Getriebe des Hofes verschlungen, ein Sklave ärgster Ehrsucht sein, die ihn zu den verbrecherischsten Mitteln treibt und die Stimme der reinen Menschheit, des Gewissens und der Natur in ihm übertäubt. Schon mit Lessings Emilia Galotti war das Sittenverderbniß des Hofes auf der deutschen Bühne dargestellt worden, und zwar in einer Weise, daß der braunschweiger Hof sich verletzt fühlte (Erläuterungen S. 10. 20), und man scheute sich seit seinem Marinelli nicht mehr die theatralischen Bösewichter in den höchsten Beamtenkreisen zu suchen. Schillers Präsident durfte sich mit der Herrschaft über den Fürsten nicht begnügen, er mußte die weitgehendsten Pläne hegen, den Weg des Verbrechens zu wandeln gelernt haben, vor den schändlichsten Mitteln, wo es galt, seine Macht zu vergrößern, nicht zurückschrecken. Mit diesem Streben seine und seines Hauses Macht zum höchsten Gipfel zu erheben, muß sein eigener Sohn in scharfen Widerstreit gerathen und dadurch sein Gegenwirken hervorrufen, das zuletzt dem liebenden Paare nicht weniger als ihm selbst und seinen Helfershelfern den Untergang bereitet.

Wie aber konnte der Präsident einer Liebe mit Erfolg entgegentreten, die so tief in der Seele des Sohnes gewurzelt war, daß sie nur mit seinem Leben selbst enden zu können schien? Zunächst sucht er mit brutaler Gewalt einzuschreiten, nicht gegen den Sohn, sondern gegen die Eltern und besonders die Geliebte, die er, da seine Verachtung und Drohung ihres Zweckes verfehlen, an den Pranger stellen lassen will, aber der in seinen heiligsten Gefühlen verletzte Sohn hat in der Kenntniß der unvorsichtig ihm mitgetheilten Ver-

brechen des Vaters ein verzweifeltes Mittel, ihn zu bannen, und so endet dieser Versuch erfolglos. Boxberger bemerkt (Archiv IV, 496 f.), das gewaltsame Eindringen des Vaters in die Wohnung der Geliebten habe ein Gegenstück in Millers Siegwart, den Schiller in seiner Jugend so schwärmerisch geliebt hatte. Siegwarts Schwester Therese, die Tochter des Amtmanns, berichtet hier ihrem Geliebten, dem Junker Veit, wie dessen Vater mit dem Edelmann Jobst in ihr Haus eingedrungen und die Treppe heraufgelaufen sei. „Ist Er der Amtmann Siegwart? fragte er. Ja, mein Herr! antwortete mein Vater; was befehlen Sie? — Nichts befehlen! rief Ihr Vater und kam die Treppe vollends herauf. — Er ist ein Schurke, daß Ers weiß! Er will meinen Sohn verführen! — Das ist wohl das saubre Mensch da (indem er sich zu mir wandte), an der er den Narren gefressen hat? Ein saubres Thierchen! Mein Seel'! — Und so fuhr er fort und gab mir und meinem Vater Reden, die ich mich schämen würde niederzuschreiben. Kurz, er begegnete uns auf die gröbste, beleidigendste Weise; sprach von Hurenpack und drohte mit Mord und Todschlag, wenn ich mir einfallen lassen wollte, seinen Sohn ferner zu infamiren, wie ers nannte. Ich stand da, und dachte, ich müßte in die Erde sinken. Einigemal konnte ich mich nicht enthalten, ihm grobe Reden zu geben, als er meine Unschuld, das einzige, worauf ich stolz bin, angriff. Der Junker, der mit Ihrem Vater kam, ist der niederträchtigste Mensch, der mir auf die schimpflichste Art begegnete und mich immer nur Kanaille, bürgerliche Gassenhure nannte. Mein Vater, der auch hitzig sein kann, wenn man ihn erst aufbringt, sagte Ihrem Vater, er möchte sich in Acht nehmen und mit solchen Beschimpfungen einhalten. Er sei ein ehrlicher Mann und ich ein ehrlich Mädchen; ich korrespondire zwar mit seinem Sohn, aber auf die erlaubteste Weise u. s. w. Ihr Vater wollte von dem allen nichts hören, schimpfte unaufhörlich fort

und drohte, Sie und mich und meinen Vater zu erschießen, wenn wir nur noch eine Zeile aneinander schreiben oder einen Gedanken aufeinander haben wollten. Mein Vater sagte, das woll' er wohl versprechen, daß ich nicht mehr an Sie schreiben und weiter keine Gemeinschaft mit Ihnen haben soll; aber die übrigen Beleidigungen wolle er sich auch ins Künftige verbitten. Der andere Junker schlug ein lauter Gelächter aus. Ihr Vater aber sagte: „Na, Jobst, laß uns weiter. Vorjetzt hab' ich gnug: aber noch ein Brief und — hier zog er die Pistole — die erste Kugel gehört dir, Mädel! und die zweite ihm, Monsieur Amtmann. Merk Er sichs." Mochte Schiller dieser Stelle auch nur im allgemeinen sich erinnern, sie schwebte ihm doch bei dem gewaltsamen Ueberfalle in Millers Wohnung vor, und er benutzte sie auf freie entsprechende Weise. Was er auf der Bühne wagte, findet in dieser Szene eines von Jünglingen und Jungfrauen mit heiliger Scheu gelesenen Familienromans seine Beleuchtung. Uebrigens endet die Geschichte bei Miller ohne Gewaltsamkeit. Therese entsagt ihrem Geliebten, obgleich sie fühlt, ihr Herz müsse darunter brechen; sie verweist ihn auf den Himmel, wo sie sich wiedersehn und sich freuen würden, daß sie geduldet hätten. Aber glücklicherweise stirbt der grimmige Vater bald, und so werden die Geliebten ein glücklich Paar.

Da die brutale Gewalt nichts vermocht hat, bleiben nur List und Intrigue dem Präsidenten übrig. Man hat den Einfluß der Intrigue als untragisch verworfen, aber mit entschiedenem Unrecht; denn wenn auch aus dem Charakter des Helden sich alle Ereignisse entwickeln müssen, so steht dieser doch der Außenwelt gegenüber, und seine Thatkraft kann sich ebensowohl in dem Kampfe mit den äußern Verhältnissen als in dem mit sich selbst bewähren, ja der letztere kann nie ohne Beziehung auf die bedingenden äußern Verhältnisse erfolgen, und in dem bürgerlichen Trauerspiele ist gerade die Intrigue

ein besonders mächtiges Element. Ist es etwa in Emilia Galotti nicht die Intrigue, welche das Glück der in Appianis Besitz ihre Seligkeit findenden Heldin zerstört und sie in den Tod treibt? Wo nicht Macht gegen Macht wirkt, da ist es immer mehr oder weniger das Gewebe der Intrigue, welche ihr Netz zieht. Erliegt etwa Othello weniger der Intrigue als Ferdinand? Nur unterliegt der eine so wenig als der andere nothwendig der Intrigue; die Leidenschaft ist es, die sie zu Grunde richtet. Ist es im Wallenstein nicht die Intrigue, welche den Dolch in des Helden Brust stößt? Die Intrigue kann so wenig als der Zufall aus der Geschichte und dem Drama ausgeschlossen werden, nur dürfen sie in der Tragödie nicht die ganze Breite der Handlung einnehmen und den Helden willenlos in den Abgrund stoßen. So wenig das Schicksal als blinde Macht in der Tragödie walten darf, so wenig dürfen Zufall und Intrigue allein herrschen; das Schicksal erfaßt den Helden an irgend einer Schwäche, wie den Oedipus an seinem Jähzorn, den Ajas an seinem Uebermuth, und so muß auch die Intrigue durch irgend einen Zug des Helden erst volle Gewalt über ihn gewinnen, wenn der Untergang tragisch wirken soll. Ein Grund, sie auf das Lustspiel zu beschränken, sie von der tragischen Bühne ganz auszuschließen, ist durchaus nicht gegeben; nur darf der Held nicht von ihr allein erdrückt werden.

Was konnte der Präsident, da der Gewaltstreich an des Sohnes Drohung gescheitert war, mit Aussicht auf Erfolg gegen Ferdinand versuchen als die Intrigue, da der Liebende jeder offenbaren Einwirkung unzugänglich war, jeder gegen ihn angewandten Gewalt sich hätte entziehen und, dadurch zur Verzweiflung gebracht, durch Mittheilung der Verbrechen seines Vaters diesen hätte zu Grunde richten können? Es galt, Ferdinand von der entwürdigenden Verbindung mit dem gemeinen Mädchen abzubringen, ohne ihn selbst zu treffen, da ja die glänzende Zukunft des Sohnes das höchste Ideal des Präsidenten

war, dessen Macht in ihm fortleben, ja der zur höchsten Stufe sich aufschwingen sollte. Das einzige Mittel war die Geliebte ihm zu verdächtigen, die Liebe durch scheinbare Entwürdigung des geliebten Gegenstandes in Verachtung und Haß zu verwandeln, wobei auf die Gewalt der Eifersucht besonders gerechnet werden mußte. Und ein solches Mittel wird auf die pfiffigste Weise ins Werk gesetzt, aber die Pfiffigen fangen sich in ihrem eigenen Netze, da sie verkennen, wie weit Liebe und Eifersucht treiben, daß diese nicht ruhen, bis die Treulose selbst vernichtet ist, welche die höchste Herzensseligkeit schnöde zerstört hat, ja daß die Verzweiflung über den Treubruch in den Tod treibt. Vortrefflich ist es, wie nach Schillers Plan nicht allein der, welcher im eigenen Interesse die Intrigue eingefädelt, und der, welcher den Sohn damit zu umspinnen sich nicht scheute, durch den Verlust dessen, was sie dadurch zu gewinnen trachteten, bestraft werden, sondern auch der Fluch des Vaters über den, dessen teuflischer Plan den Sohn und dessen Geliebte gemordet, den Verrath ihrer gemeinsamen Schandthaten zur Folge hat und so beide dem Arm der Gerechtigkeit überliefert.

Eine ungemeine Schwierigkeit aber lag in der Weise, wie ein Verdacht der Untreue des schwärmerisch geliebten und von jedem Hauch unreiner Gedanken freien Mädchens in Ferdinands Seele geworfen werden und so unerschütterlich sich festsetzen, ja durch sie selbst bestätigt werden konnte, daß dieser zum Aeußersten getrieben ward. Moritz hat Schiller verspottet, weil er Ferdinands Eifersucht so leichter Hand herbeiführe, auf deren Erregung Shakespeare im Othello fast das ganze Stück verwende, aber er hat nicht bedacht, wie schwierig im vorliegenden Falle die Aufgabe war, und er übersah, daß Schiller wirklich auf seine Weise alles benutzt hat, was in dem engen Kreise, in welchem er das Stück halten mußte, sich irgend darbot. Von allem, was sonst zur Eifersucht treibt, Verdächtigung

Anderer durch gleißnerische Verleumdung, Entwendung eines heiligen Liebespfandes, Belauschung einer verdächtigen Zusammenkunft, Ueberraschung der Geliebten bei einer solchen, Umstände, von denen oft mehrere sich vereinigen, konnte hier kaum die Rede sein, da theils der enge Kreis der Familie der Geliebten dazu keine Handhabe bot, theils solche Wirkungen von Ferdinands tiefgewurzelter Liebe abprallen und durch die persönliche Befragung der Geliebten der Trug zerstört werden mußte. Da ergab sich Schiller von selbst die Erfindung eines der Geliebten abgezwungenen Briefes und, zur Verhütung der Entdeckung dieses Bubenstückes, eines ihr abgenommenen Eides, daß sie gegen Niemand des auf sie geübten Druckes gedenken wolle. Aber auch die Möglichkeit, daß Ferdinand zum Glauben an eine solche Treulosigkeit gebracht werde, mußte begründet werden. Dazu bot sich zunächst die Stimmung dar, in welche die schreckliche Beschimpfung und Bedrohung die Tochter des armen Musikus versetzt hatte. Das in Glauben an Gott und in Ehrfurcht gegen seine Eltern erzogene Bürgermädchen ist durch die fürchterliche Szene, in welcher ihr und ihren Eltern das Aergste geboten und gedroht worden, aus allen seinen Träumen herausgerissen; hat auch ein Wort Ferdinands die Vollziehung der Drohung plötzlich gehindert, die Hoffnung auf ein glückliches Leben an der Seite des Sohnes des Präsidenten ist auf immer geschwunden, auf ewig sieht sie sich von ihm getrennt, da sie nicht den Fluch des Vaters auf sich nehmen will. In Wagners Reue nach der That weigert sich Friederike, als ihr Geliebter, da alle Bande für ihn zerrissen seien, trotz seiner Mutter sie heiraten will, den drohenden Fluch derselben auf sich zu laden, ja dieser selbst wird nachdenklich durch die Erzählung eines hereingelassenen Juden, wie ein solcher Fluch ihm unheilvoll geworden. So machen denn Ferdinands glühendste Liebesversicherungen, seine glänzende Ausmalung des ihrer wartenden Glückes keinen Eindruck auf die Geliebte, die ihn an den

Fluch seines Vaters erinnert; sie fühlt sich diesem Fluche gegenüber stark genug, ihm zu entsagen, ja sie muß es jetzt als schwere Schuld erkennen, daß sie es gewagt, sich Wünschen hinzugeben, deren Erfüllung die Schranken der Stände brechen, die ewige Weltordnung stören würden. Je tiefer sie durch die schreckliche Beschimpfung und Drohung des Präsidenten gebeugt ist, um so entschiedener fühlt sie sich zur Entsagung getrieben; das schwärmerische Mädchen ist aus allen seinen Himmeln gestürzt, es sieht sich tief gedemüthigt und erkennt sich einer solchen Verbindung unwürdig, ja es fühlt sich gedrungen, ihn zum Abschied zu treiben. Ferdinands leidenschaftlicher Schwung kann eine solche kalte Entsagung, die ihm das Herz zerreißt, nicht verstehen; als sie entschieden es für ihre Pflicht erklärt, ihm nicht zu folgen, erfaßt ihn der Verdacht, etwas anderes müsse ihrer kalten Entsagung zu Grunde liegen, ein Nebenbuhler sein Bild aus ihrem Herzen verdrängt haben, und so ist seine ganze Eifersucht auf die Entdeckung desselben gespannt, der wie die Treulose seine Rache fühlen soll. So ist er denn in der geeignetsten Stimmung, an der Wahrheit des ihm in die Hand gespielten von Luisen selbst geschriebenen Briefes zu glauben. Und als er nun nicht mehr zweifeln kann, daß die Geliebte ihn schmählich betrogen, daß sie in dem Augenblicke, wo sie die Beschimpfung seines Vaters mit der ganzen Macht der Unschuld Lügen zu strafen schien, seiner Liebe und Ehre freventlich gespottet, da ist die Welt für ihn zerfallen, der in ihr und ihrer Liebe den ganzen Himmel besessen. Verzweifelnd entsagt er dem Leben, das ihm zur Qual geworden, aber auch die Treulose muß ihm folgen und sein fürchterlich erbitterter Haß fühlt die entsetzlichste Schadenfreude in dem Gedanken, Luisen, die sein Leben vergiftet, das Jenseits zur ewigen Qual zu machen. Man begreift kaum, wie es bei Schillers deutlich genug hervortretender Darstellung dieser Stimmung möglich war, daß Moritz über die Einfältigkeit

Ferdinands spottete, sich selbst mitzuvergiften, obgleich er Luisen für eine Metze halte, daß Hoffmeister behauptete, durch keine Uebereilung, keine Leidenschaft, keine Wuth lasse es sich entschuldigen oder erklären, daß dieser wegen der vermeintlichen schändlichen Betrügerin sich selbst ermorde, daß Grün schreiben konnte, Ferdinand vergesse sich so weit, die ehemals und noch immer Geliebte vergiften zu wollen, ohne ein anderes Motiv für sich zu haben als den leichtsinnigsten Zweifel. Und ich wüßte nicht, daß irgend einer der Kritiker, selbst Eckardt nicht ausgenommen, den so einfachen Thatbestand gefaßt hätte.

Freilich müßte sich das schmähliche Spiel, das man mit Luisen getrieben, bei Ferdinands Frage an diese, ob sie selbst den Brief geschrieben, enthüllen, aber die Unglückliche ist durch einen fürchterlichen Eid gebunden und das schlichte Bürgermädchen steht so fest in seinem alten Glauben, daß es vor dem Gedanken zurückschaudert, diesen zu brechen. Die Kritiker, die sich etwas damit wissen, daß sie Luisen deshalb dumm wie eine Gans finden, geben damit eben keinen glänzenden Beweis ihres Scharfsinnes und ihrer Gewissenhaftigkeit; vergebens hat Schiller den christlich-gläubigen Standpunkt der einfachen Bürgerfamilie zur Anschauung gebracht, vergebens Wurm des Präsidenten Zweifel über die Wirksamkeit eines Eides dadurch niedergeschlagen, daß ein Eid bei dieser Menschenart alles gelte. In seiner Leidenschaft fragt Ferdinand Luisen nur, ob sie den Brief geschrieben, da er von der Möglichkeit des schändlichen Bubenstückes, daß man ihr den Brief abgezwungen, keine Ahnung hat. Freilich hätte die Frage, ob derselbe Wahrheit enthalte, trotz Luisens Zurückhaltung auf die Entdeckung der Wahrheit führen können, wenn sie auch durch ihren Eid sich gebunden hält, jede darauf führende Spur in ihren Antworten zu vermeiden, aber nach Schillers jetziger Ausführung thut sie es nicht, da Luise auf diese Frage verstummt. Diese, die schon vor dem verhängnißvollen Briefe zur Entsagung entschlossen

war, die eben vor Ferdinands Eintritt die Gegend zu verlassen ihren Vater gedrängt hatte, ersucht mit erzwungener Ruhe den Geliebten, nun, wo sie ihm nichts weiter zu sagen habe, sie zu verlassen, bei ihm aber steht die Ausführung seines Entschlusses fest, wobei ihm Luise selbst zur Hand gehn soll. Tritt ihm auch das arge Unrecht, das er durch Luisens Mord an dem unglücklichen Vater begeht, lebhaft vor die Seele, die grimmige Leidenschaft, die ihn sein eigenes Leben verzweifelnd hinwerfen läßt, spiegelt ihm vor, daß Luise am Ende auch dem eigenen Vater Gram bereiten werde, dieser im Grunde nichts an einer solchen heuchlerischen Verrätherin der heiligsten Gefühle verliere, und so setzt er sich auch darüber hinweg. Geschickt weiß er den Alten, nachdem er ihn für den Verlust, den er ihm bereiten will, durch eine Geldsumme, die er ihm schenkt, in irgend einer Weise zu entschädigen gesucht, und auch auf einen Augenblick Luisen zu entfernen, worin seine Leidenschaft einen Wink des Himmels erkennt, daß dieser die Schuld an der Verrätherin gerächt haben wolle, wie die Leidenschaft schmeichlerisch alles zu ihren Gunsten deutet. Als er sich nun mit der für ihn Verlorenen allein findet, muß er seinem tiefen Grimme über den schändlichen Treubruch den schärfsten Ausdruck geben, der Luisen erschreckt und erschüttert. Die blinde Verzweiflung über den teuflischen Verrath derjenigen, die sein Alles gewesen, treibt ihn zum Doppelmorde. Aber noch vor ihrem Ende muß es zur Aufklärung und Aussöhnung kommen. Nichts vermag den in seiner Seele feststehenden grausen Verdacht zu entwurzeln. Luisens Andeutung, daß sie nicht das sagen dürfe, was ihm das Unrecht seiner herben Verachtung zeigen würde, hält er für eine Lüge, mit der er sie nicht in die Ewigkeit hinfahren lassen möchte. Und so beschwört er sie denn, ihm zu bekennen, daß sie den Marschall geliebt. Aber noch immer hält sie sich durch ihren Eid gebunden; erst seine Betheuerung, daß sie vergiftet sei, löst ihre Zunge, und so

erfährt der Unglückliche denn zu spät, welch ein Bubenstück der Vater gegen ihn angezettelt. Luise stirbt in echt christlichem Geiste, indem sie ihrem Mörder und selbst dem, welcher ihn zum Morde verleitet, ihren Segen hinterläßt. Auch Ferdinand wird, nachdem der Schmerz über sein Verbrechen und die Wuth wider den Vater, der ihn zum Mörder des heiligsten Lebens gemacht, in ihm ausgetobt und er entkräftet niedergefallen, zuletzt von Luisens versöhnlicher Stimmung ergriffen, und so reicht er dem verzweifelnd vor ihm niedergefallenen Vater die Hand zur Vergebung.

Schiller bedurfte zur Erfindung und Durchführung der Intrigue einer im Ränkespiel erfahrenen Person, die er in einem Hausſekretär des Präsidenten, dem in dessen verbrecherisches Treiben eingeweihten Wurm, zu einer der lebendigsten Gestalten schuf. Daß Schiller in Kabale und Liebe drei Personen, außer Wurm, Kalb und dem als dessen Todfeind bloß genannten Bock, mit Namen von Thieren bezeichnete, paßte eher für eine Komödie als für ein bürgerliches Trauerspiel, dessen Würde die Bezeichnung von Thieren widerspricht. Freilich ist die Wahl eines Thiernamens, der auch wirklich als Personennamen gangbar ist, an sich nicht tadelhaft, nur darf er nicht das Bild der Person andeuten, und am wenigsten ist eine Reihe solcher Namen statthaft. Schiller verknüpfte seinen Wurm dadurch inniger mit der Handlung, daß er in Luisen verliebt ist, und so die Intrigue, durch welche er den Sohn des Präsidenten von der Liebe zur Musikantentochter zu befreien sucht, diese selbst in seine Arme führen soll. Sehr glücklich wird Wurms Eifersucht benutzt, diesen zu bestimmen, den Präsidenten von der Leidenschaft Ferdinands für das Bürgermädchen zu unterrichten, da Luisens Mutter zum Aerger des Vaters Wurms Bewerbung dummstolz mit Hindeutung auf die dieser bevorstehende Erhebung zur gnädigen Frau Majorin abweist und der in Aerger gerathene Vater selbst in derb offener Weise erklärt,

daß er seiner Tochter ihren freien Willen lasse, ihr am wenigsten seinen Vetter Sekretarius empfehlen würde, der keinen Muth habe, sich selbst um sie zu bewerben. So wird der häßliche Werber zu der Intrigue getrieben, von der er zugleich die Erfüllung seines Wunsches erwartet. Auf der andern Seite ist Wurm so sehr in alle Schurkereien des Präsidenten verflochten, daß dieser gern auf seinen pfiffigen Rath hört, wenn er auch am Anfange in dessen Mahnung nur eine Aufhetzerei sieht, durch welche Wurm eines so gefährlichen Nebenbuhlers, wie sein Sohn sei, sich zu entledigen hoffe, und später, von der ernsten Lage der Dinge unterrichtet, auf eigene Hand die Liebschaft seines Sohnes zu hintertreiben hofft. In seiner Noth, wo ihm Wurm noch dazu das Mißlingen seines wider seinen Rath unternommenen Streiches vorrücken kann, wie Marinelli dem Prinzen, daß er Emilia Galotti in der Kirche angeredet, greift er zu dem einzigen Mittel, das, von einem so durchtriebenen Helfershelfer, wenn auch nicht ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil, ersonnen, die Erreichung seines Zieles in sichere Aussicht zu stellen scheint.

Der Fürst selbst erscheint nicht persönlich, aber die außerhalb des eigentlichen Rahmens der Handlung stehende fürstliche Mätresse. In Gemmingens Hausvater fanden wir eine Gräfin Amaldi, welcher der Gatte Sophiens, der Tochter des Grafen Wodmar, seine Huldigungen darbringt, aber Sophiens Bruder Karl fürchtet davon nichts für seine Schwester, da die Gräfin zwar kokett, aber eine große Seele sei. Die Amaldi weist wirklich Sophiens Gatten ab; denn ihr Herz hat sie Karl zugewandt, welcher Lottchen, einer armen Malerstochter, die Ehe versprochen; sie hofft diesen von seiner gemeinen Liebschaft abzubringen. Karl findet in der ihres Reichthums und ihres Ansehens wegen allumworbenen Gräfin „ein großes, herrliches Weib, eine männliche Seele"; sein Wunsch, sie zu heiraten, wird vom Vater gebilligt, aber Lottchen eilt, als sie seinen Entschluß vernommen, zu

erfährt der Unglückliche denn zu spät, welch ein Bubenstück der Vater gegen ihn angezettelt. Luise stirbt in echt christlichem Geiste, indem sie ihrem Mörder und selbst dem, welcher ihn zum Morde verleitet, ihren Segen hinterläßt. Auch Ferdinand wird, nachdem der Schmerz über sein Verbrechen und die Wuth wider den Vater, der ihn zum Mörder des heiligsten Lebens gemacht, in ihm ausgetobt und er entkräftet niedergefallen, zuletzt von Luisens versöhnlicher Stimmung ergriffen, und so reicht er dem verzweifelnd vor ihm niedergefallenen Vater die Hand zur Vergebung.

Schiller bedurfte zur Erfindung und Durchführung der Intrigue einer im Ränkespiel erfahrenen Person, die er in einem Haussekretär des Präsidenten, dem in dessen verbrecherisches Treiben eingeweihten Wurm, zu einer der lebendigsten Gestalten schuf. Daß Schiller in *Kabale und Liebe* drei Personen, außer Wurm, Kalb und dem als dessen Todfeind bloß genannten Bock, mit Namen von Thieren bezeichnete, paßte eher für eine Komödie als für ein bürgerliches Trauerspiel, dessen Würde die Bezeichnung von Thieren widerspricht. Freilich ist die Wahl eines Thiernamens, der auch wirklich als Personennamen gangbar ist, an sich nicht tadelhaft, nur darf er nicht das Bild der Person andeuten, und am wenigsten ist eine *Reihe* solcher Namen statthaft. Schiller verknüpfte seinen Wurm dadurch inniger mit der Handlung, daß er in Luisen verliebt ist, und so die Intrigue, durch welche er den Sohn des Präsidenten von der Liebe zur Musikantentochter zu befreien sucht, diese selbst in seine Arme führen soll. Sehr glücklich wird Wurms Eifersucht benutzt, diesen zu bestimmen, den Präsidenten von der Leidenschaft Ferdinands für das Bürgermädchen zu unterrichten, da Luisens Mutter zum Aerger des Vaters Wurms Bewerbung dummstolz mit Hindeutung auf die dieser bevorstehende Erhebung zur gnädigen Frau Majorin abweist und der in Aerger gerathene Vater selbst in derb offener Weise erklärt,

zu leisten? Und wie erscheint sie bei ihr? Im vollen Bewußtsein ihrer Würde, in hohem Ton und mit sophistischer Schärfe tritt sie ihr entgegen. Sie weiß sie zu überführen, daß ihr Verlangen, sie solle bei ihr in Dienst treten, bloß ein leeres Vorgeben gewesen. Als diese erklärt, Luise sei ihrer Macht gegenüber verloren, erwiedert sie, ohne sich durch diese Drohung beirren zu lassen, freilich sei sie rettungslos verloren, wenn die Lady Ferdinand zwinge, sie zu lieben. Wie könnte eine solche Aeußerung dem ganz in sich gebrochenen, aus allen ihren Himmeln gerissenen Mädchen einfallen? Auf das Anerbieten der Lady, ihr alles, was sie habe, zu schenken, wenn sie Ferdinand entsage, tritt sie freilich befremdet zurück, da sie erkennt, die Gegnerin könne an dem gegen sie geschmiedeten Komplott nicht betheiligt sein, weil sie noch nicht ahne, daß Ferdinand für sie verloren, ja sie wagt den Gedanken zu denken, worin wir nicht allein mit Eckardt eine Schwäche, sondern eine Abenteuerlichkeit erkennen: „Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben und meine Ohnmacht zu einem Verdienst aufputzen." Und nun stellt sie sich wirklich, als ob sie den Geliebten noch freiwillig abtreten könne, wobei sie doch andeutet, man habe ihn gewaltsam von ihrem Herzen gerissen, und behauptet, die Lady habe, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ihren Himmel zerstört, sie zu Grunde gerichtet, weshalb sie die Rache des Allwissenden gegen sie aufruft, wobei man gar nicht sieht, worauf sie sich denn eigentlich bezieht. Zuletzt droht sie, wenn die Lady Ferdinand zum Altar führe, durch Selbstmord zu enden und als Gespenst sie zu verfolgen. Dies alles liegt so entschieden außerhalb des Kreises Luisens und ihrer jetzt ganz gebrochenen, an ihrem Glück verzweifelnden, keinen Anspruch mehr an Ferdinand erhebenden Seele, daß es nur ein späterer Zusatz sein kann, zu dem sich Schiller zuletzt in Bauerbach verleiten ließ, als er der Milford eine weitere Ausführung zu geben beabsichtigte.

der Gräfin, von der sie den Geliebten zurückfordert, auf den sie die heiligsten Ansprüche habe. „Lassen Sie doch sehn, was Sie für Ansprüche auf Karl haben können: ob Sie was vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage.“ Zuletzt macht die Gräfin selbst die großmüthige Fürbitterin für das Bürgermädchen. Schiller ward durch die Amaldi zu seiner Lady Milford veranlaßt, die er aber später, wohl erst bei der zweiten Bearbeitung, weit über den eigentlichen Zweck ausführte, da sie seine dichterische Neigung gewonnen hatte, ja sie sprengte den Zusammenhang der Dichtung.

Im dritten Aufzuge hat Luise Ferdinand ganz entsagt und in seiner Seele einen schrecklichen Verdacht erregt, der die Kluft zwischen ihnen immer mehr erweitern muß, darauf ist sie zu dem verhängnißvollen Brief an den Hofmarschall von Kalb gezwungen worden, der, wie ihr nicht entgehn kann, ihren Namen brandmarkt und sie auf ewig von Ferdinand reißt, sie, wie sie sich ausdrückt, zur Bettlerin macht, und sie hat das Sakrament darauf genommen, den Brief für freiwillig geschrieben zu erklären, wobei vorausgesetzt werden muß, Wurm glaube ihr aufs Wort, daß sie mit diesem festen Vorsatze das Abendmal nehme, da sie es nicht wohl öffentlich aussprechen konnte. Freilich hätte sich Wurm besser mit einem Eidschwur begnügt, umsomehr als III, 6 Abends spielt (wie sich aus Wurms „Guten Abend“ ergibt) und man Abends nicht das Abendmal in der Kirche nehmen kann. In welcher Lage müssen wir uns nun Luisen am andern Morgen denken, mit dem der vierte Akt beginnt? Offenbar ganz gebrochen und in sich gescheucht, verzweifelnd an jedem Glücke im Besitze Ferdinands, von dem sie jetzt eine doppelte Scheidewand trennt. Wie kann sie nun daran denken, der Einladung der Lady, bei der sie nichts zu thun hat, vor der sie sich schämen muß, Folge

zu leisten? Und wie erscheint sie bei ihr? Im vollen Bewußtsein ihrer Würde, in hohem Ton und mit sophistischer Schärfe tritt sie ihr entgegen. Sie weiß sie zu überführen, daß ihr Verlangen, sie solle bei ihr in Dienst treten, bloß ein leeres Vorgeben gewesen. Als diese erklärt, Luise sei ihrer Macht gegenüber verloren, erwiedert sie, ohne sich durch diese Drohung beirren zu lassen, freilich sei sie rettungslos verloren, wenn die Lady Ferdinand zwinge, sie zu lieben. Wie könnte eine solche Aeußerung dem ganz in sich gebrochenen, aus allen ihren Himmeln gerissenen Mädchen einfallen? Auf das Anerbieten der Lady, ihr alles, was sie habe, zu schenken, wenn sie Ferdinand entsage, tritt sie freilich befremdet zurück, da sie erkennt, die Gegnerin könne an dem gegen sie geschmiedeten Komplott nicht betheiligt sein, weil sie noch nicht ahne, daß Ferdinand für sie verloren, ja sie wagt den Gedanken zu denken, worin wir nicht allein mit Eckardt eine Schwäche, sondern eine Abenteuerlichkeit erkennen: „Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben und meine Ohnmacht zu einem Verdienst aufputzen." Und nun stellt sie sich wirklich, als ob sie den Geliebten noch freiwillig abtreten könne, wobei sie doch andeutet, man habe ihn gewaltsam von ihrem Herzen gerissen, und behauptet, die Lady habe, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ihren Himmel zerstört, sie zu Grunde gerichtet, weshalb sie die Rache des Allwissenden gegen sie aufruft, wobei man gar nicht sieht, worauf sie sich denn eigentlich bezieht. Zuletzt droht sie, wenn die Lady Ferdinand zum Altar führe, durch Selbstmord zu enden und als Gespenst sie zu verfolgen. Dies alles liegt so entschieden außerhalb des Kreises Luisens und ihrer jetzt ganz gebrochenen, an ihrem Glück verzweifelnden, keinen Anspruch mehr an Ferdinand erhebenden Seele, daß es nur ein späterer Zusatz sein kann, zu dem sich Schiller zuletzt in Bauerbach verleiten ließ, als er der Milford eine weitere Ausführung zu geben beabsichtigte.

schenken*), welcher vierhundert Familien an den Bettelstab
und sie befiehlt, daß der Schmuck zum Besten derselben
erde, da sie den Fluch des Landes nicht in ihren Haaren
le. Möglich ist es, daß diese Szene mit dem Kammer-
Dalberg bei der Aufführung wegließ, auch der ersten
s Stückes fremd war und erst hereinkam, als der Dichter
der Lady weiter ausführte. Ferdinands stolze Zurück-
r Hand der Milford, die er nicht für eine Brittin, eine
e Tochter des freiesten Volkes der Erde, halten könne,
sie zur Schilderung des traurigen Schicksals, das sie in
des Herzogs getrieben. Schiller macht es sich hier leicht,
ie als Tochter des Geschlechts jenes Thomas Howard
n Norfolk darstellt, welcher sich um die Hand der gefange-
n Maria Stuart bewarb, deren Befreiung er durch aus-
lfe bezweckte, aber wegen Hochverraths im Juni 1572 das
bestieg. Jedenfalls schon in Bauerbach trug sich Schiller mit
ria Stuart, wozu er dort geschichtliche Studien machte.
S. 24. Der Vater der Lady, der oberster Kämmerer
s war, wurde, hören wir weiter, wegen verrätherischen
dnisses mit Frankreich enthauptet.**) Nach der Geschichte

---

bei schwebte etwa der fürchterliche Brand von Gera im Herbst 1780 vor,
milien in jammervolle Noth stürzte. Wielands Merkur entwarf ein
ild der Noth und rief zur Hülfe auf, die bald von allen Seiten kam.
damals an Kammer: „Was thust Du für Gera, Du Treiber?"
der Verurtheilung des Herzogs verlor das Geschlecht die herzogliche
e die Lady hier als fürstliche bezeichnet; ihr Vater war einfacher
rne Gunst des Königs, was sehr sonderbar, zum Lord Cham-
the Household ernannt. Es stimmt damit nicht, wenn sie weiter
fürstlicher Geburt gerecht. — In den Worten ein Opfer war
das erhaltene Blatt der ersten Fassung zeigt, Druckfehler statt ward,

ſtarb die gerade Linie Norfolk im Jahre 1777 mit Eduard Howard aus, worauf Titel und Würden an einen Nachkommen des vierten Sohnes von Henry Frederick übergingen, der 1786 ſtarb. Seit Philipp Howard 1595 im Tower, wohin man ihn wegen katholiſcher Umtriebe gebracht hatte, geſtorben war, wurde keiner der Norfolks unter Anklage geſtellt, obgleich ſie alle ſtreng katholiſch waren. Der Sohn des letztgenannten ward zum Grafen von Survey und von Norfolk ernannt, auch zum Großmarſchall. Deſſen Enkel Thomas Howard erhielt die Herzogswürde zurück. Unſere Lady floh als vierzehnjähriges*) Mädchen nach Deutſchland, wo ſie der Herzog ſechs Jahre ſpäter fand; ihre Herrſchaft dauert nach ihrem Briefe IV, 9 nur drei Jahre. Da das Stück in der Gegenwart (gegen 1782) ſpielt, ſo würden wir uns die Hinrichtung der Vaters und ihre Flucht gegen 1773 denken müſſen, unter der Regierung Georg III., der zehn Jahre früher Frieden mit Frankreich ſchloß. An ein verrätheriſches Vernehmen mit Frankreich von Seiten einer ſtreng katholiſchen Familie iſt um dieſe Zeit gar nicht zu denken. So ſchwebt die ganze geſchichtliche Anknüpfung der Lady Milford an den Herzog von Norfolk in der Luft. In der größten Noth, da ihr aller frühere Glanz des Lebens fehlte**) und ſie nach dem Tode ihrer treuen Wärterin ſich ganz

---

das erſt 1806 hergeſtellt wurde. — Auffällt die Bezeichnung durch einen Spruch der Parlamente, da es wohl ein Ober- und Unterhaus, aber nur ein Parlament gab und hier nur an das Oberhaus gedacht werden kann.

*) Urſprünglich hatte Schiller „ein dreizehnjähriges Mädchen“, wie bald darauf fünf (ſtatt ſechs) Jahre geſchrieben, aber in der ſpätern Bearbeitung geändert.

**) Auch hier wird man an die Geſchichte der Maria Stuart erinnert. Wenn die Norfolk von ſich ſagt, ſie ſei auf Gold und Silber zu ſpeiſen gewohnt geweſen, ſo erzählt Rapin von der ſchottiſchen Königin, ſie habe ihrem Gatten das ſilberne Tafelgeſchirr wegnehmen laſſen, während ſie ſelbſt mit ihrem Buhler aus Gold getrunken. Um ihren Familienſinn ins Licht zu ſetzen, zeigt die Lady das von allem Reichthum ihr allein gebliebene, von der Mutter ererbte Kreuz, wie es auch Maria Stuart trug.

allein fand, ergab sie sich, um dem Elend zu entgehn und aus Sehnsucht nach einer liebenden Seele dem Herzog *); aber als sie demselben nun in seine Residenz folgen sollte, regte sich in ihr der Stolz auf ihre Abkunft. Dort fand sie zu ihrem Entsetzen das Volk durch die wollüstige Genußgier des Herzogs auf das tiefste entsittlicht, da seine Liederlichkeit nicht vor der Keuschheit der heranwachsenden Jugend, nicht vor der Heiligkeit der Ehe zurückschreckte. Da warf sie sich zur Vertheidigerin der Reinheit der Sitten auf, und sie nahm dem Herzog einen Eid ab, seiner eigenen Landeskinder zu schonen.**) Wie sonderbar dies auch ist, man kann doch unmöglich an die am ganzen Hofe herrschende Sittenlosigkeit denken. Der Satz: „Die Wollust der Großen — Opfer sucht" ist allgemein auf die Fürsten zu beziehen, die Schiller auch in dem Gedichte Die schlimmen Monarchen (Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 38 f.) traf.***) Da wurde denn†) der Hof zunächst von Italienerinnen, dann auch von Parise-

*) Sie beruft sich auf ihre wehrlose Jugend, aber Luisen gegenüber IV, 7 weiß sie wohl, daß „der ausgelassenste Bube zu verzagt sei, etwas Beschimpfendes dem Mädchen zuzumuthen, wenn es ihm nicht ermunternd entgegentritt". Das Bewußtsein wirklicher Entwürdigung spricht sich in ihrem Wegstürzen aus. Wenn sie vorher sagt, sie habe phantasirt, ob das Wasser der Elbe oder ihr Elend größer sei, so mag Schiller dieselbe Frage auf der Brücke zwischen Sachsenhausen und Frankfurt, auf welcher er nach Frau von Wolzogen sehr düstere Augenblicke zubrachte, an sich gestellt haben. — Ein sehr häßlicher Druckfehler war der 1812 eingeschlichene nach Herzen statt nach einem Herzen, der erst 1844 weggeschafft wurde.

**) Ueberspannt ist der Ausdruck, sterbende Schülerinnen hätten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen ausgeschäumt, was doch nur auf den Fluch der zur Wollust Verführten gehn kann. Auch beim Lamm und Tiger kann nur an die unerfahrene Unschuld und den vornehmen Verführer gedacht werden.

***) Das Bild von der Hyäne gehört zu den Lieblingsvergleichen des jungen Schiller. Vgl. a. a. O. 380.

†) Wenn die Lady fortfährt: „Diese traurige Periode hatte einer noch traurigern Platz gemacht", so dürfte hier bald vor einer ausgefallen sein.

rinnen überschwemmt*), die das Land aussogen.**) Scharf deutet die Lady durch die Verbindung „der Hof und der Serail" an, daß der Hof zu einem Serail geworden, wie Schiller in dem Gedichte Die schlimmen Monarchen ganz ähnlich sagt: „Decken euch Seraile dann und Schlösser!" Jede von ihnen hatte nur eine kurze Dauer, da sie selbst koketter als alle war. Endlich hatte sie eine solche Macht über den Herzog gewonnen, daß keine von allen diesen ausländischen Buhlerinnen etwas vermochte, sie räumten ihr sämmtlich den Platz. So erhalten wir hier ein gar seltsames Bild ihres steigenden Einflusses beim Herzoge, da sie zuerst sehn mußte, daß dieser trotz ihres Besitzes mit den Töchtern des Landes sich einließ, später fremde Dirnen sich bei ihm ablösten. Daß aber auch jetzt noch arge Sittenlosigkeit am Hofe herrscht, ergibt sich aus der Schilderung der gräßlichen Liederlichkeit, die der Präsident I, 5 macht. Wunderlich ist es auch, wenn die Lady sich rühmt, das Land habe in Folge ihrer milden Lenkung des Herzogs zuerst eine Menschenhand gefühlt und sei vertrauend an ihren Busen gesunken, was doch wohl heißen soll, es habe zutrauensvoll auf sie geschaut. Von einem solchen Wirken zum Besten des Landes findet sich sonst keine Spur: der alte Kammerdiener will von ihr, die das Land so viel gekostet, nichts wissen, Ferdinand hat hiervon nichts gehört, der Präsident redet von ihr nur als von einer Stütze für ihn, den herrsch- und genußsüchtigen,

---

*) In der „schlimmen Zeit" des Herzogs Karl von Würtemberg trieben die italienischen Tänzerinnen, die sich in Burgunder badeten, in Stuttgart ihr Wesen. Auch italienische und französische Sängerinnen und Schauspielerinnen herrschten hier vor der glücklichen Wendung, die zumeist durch des Herzogs Verbindung mit der geschiedenen Franziska von Leutrum bewirkt wurde, die er aber als Katholik vor dem Tode seiner von ihm getrennten Gattin sich nicht antrauen lassen durfte.

**) Ihren schrecklichen Einfluß bezeichnen das unter ihnen furchtbare Szepter und das blutende Volk.

kein Recht achtenden Unterdrücker, und wie schrecklich es mit dem Verkauf der Landeskinder geht, haben wir eben gehört, da doch, wenn das Land Vertrauen zu ihr gehabt, die Stimmen des gedrückten und gepreßten Volkes zu ihr gedrungen sein müßten. Wie wohlthätig sie für einzelne gewirkt, führt sie, um vor dem einzig geliebten Manne, den sie eine Zeit lang „schmelzend“*) angesehen, in ihrem wahren Lichte zu erscheinen, im einzelnen aus, nachdem sie betheuert, daß ihre im Stillen wirkende, das helle Licht des Tages meidende Tugend sich vor der Bewunderung scheue, welche dieser, die nur im eigenen Bewußtsein leben wolle, so wehe thue. Aber es wäre doch wunderbar, wenn davon, daß sie Kerker gesprengt, Todesurtheile zerrissen, Galeerenstrafen, die in einem kleinen deutschen Herzogthum auffallen, verkürzt, Wunden wenigstens gelindert, mächtige Frevler gestürzt, die verlorene Sache der Unschuld (durch eigenmächtige Vernichtung des Urtheils von Seiten des Herzogs?) gerettet, wenn von alle diesem gar keine Kunde in das Volk gedrungen wäre. Ihr Herz, fährt sie fort, habe sich bei jeder solchen That immer gefreut, stolz habe sie jede Anklage ihrer fürstlichen Geburt (soll doch heißen, daß sie, als geborene Fürstin, zur Mätresse eines Fürsten herabgesunken) durch die Hinweisung auf diesen ihren segensvollen Einfluß widerlegen können. Jetzt habe sie gehofft, das vom Schicksal ihr bestimmte Unglück sei erschöpft und ihre überstandenen Leiden (ihrer Schuld und Entehrung gedenkt sie hierbei gar nicht) würden ihr durch den Mann**), für den ihr Herz schlage, von dessen Besitz sie träume, vergolten werden. Wir haben bereits bemerkt, daß die in so mancher

*) Schmachtend, wie V, 7 „diese sanften, schmelzenden Augen“. Häufig braucht der junge Schiller schmelzen im Sinne von rühren.

**) Die Worte „der Mann — sollte“ waren durch Versehen 1812 ausgefallen, wurden erst 1844 wieder hergestellt.

Beziehung anstößige Aufführung alles dessen, was sie zum Besten des Landes gewirkt, in der ersten Bearbeitung fehlte. Nach den Worten Ferdinands „und machen mich zu einem Verbrecher" stand ursprünglich statt „Schonen — zerreißen" nur „Fluch über", womit er seiner eigenen leichtfertigen Beschimpfung der Lady fluchen zu wollen scheint.

Ferdinand ist nicht allein „durch und durch erschüttert", wie es in der szenarischen Bemerkung heißt, wenn er sie beschwört, seines von Beschämung und wüthender Reue zerrissenen Herzens zu schonen, sondern es schmerzt ihn auch tief, nach einem so großen Unrecht gegen sie ihre Liebe nicht erwiedern zu dürfen; sie aber will den günstigen Augenblick nicht vorübergehn lassen, da sie lange genug ihr Herz zurückgehalten hat, ihm ihre Neigung zu gestehn. Die Worte „Das Gewicht dieser Thränen mußt du noch fühlen" können nur auf die früher aus Sehnsucht nach ihm verlorenen Thränen gehn, die jetzt noch mit für sie sprechen sollen. Wenn sie früher ihn schmelzend angeblickt, eben seine Hand ergriffen hat (denn dies muß doch wohl „hält seine Hand fest" bezeichnen), so nimmt sie jetzt den „zärtlichsten Ton" an, als sie ihn beschwört, ihr, die voll glühender, unerschöpflicher Liebe (im Gegensatze zu ihrer bisherigen buhlerischen Liebe) sich an ihn „presse" (ein übertrieben leidenschaftlicher Ausdruck), nicht mehr das kalte Wort Ehre entgegenzuhalten, was freilich eine außerordentlich starke Zumuthung für einen auf reine Liebe und die Ehre seines Geschlechts haltenden Mann ist. Ihre gewaltige Erregung spricht sich auch in der Form der Rede aus, da hier und im folgenden die mit wenn beginnenden Sätze ohne Nachsatz stehen. Das erste „wenn eine Unglückliche" nimmt sie wieder auf („wenn diese Unglückliche"), stellt dann ihrem jetzigen dringenden Wunsche der Rettung das nach seiner Zurückstoßung folgende schreckliche Unglück einer noch tiefern Schmach entgegen, wobei sie durch Ferdinand

unterbrochen wird. Den Ausdruck ihrer innigsten Liebe bezeichnet auch das schmelzend gesprochene „Walter!", dann aber unterstützt sie das „sich so in deine Arme wirft" dadurch, daß sie sich ihm freilich nicht geradezu in die Arme wirft, aber ihn umfaßt, und dann das folgende „durch dich gerettet — durch dich dem Himmel wieder geschenkt sein will", wie die szenarische Bemerkung besagt, „beschwörend und feierlich" spricht, wogegen sie ihres noch tiefern Versinkens im Lasterschlamme*) mit abgewandtem Gesicht, „mit hohler, bebender Stimme" gedenkt. Das ist alles zu einem rechten Kunststück für die Schauspielerin gemacht, aber den eigentlichen Pulsschlag des Herzens vermißt man doch hier gar zu sehr. Die Lady sieht in dem Zufalle, der ihr Ferdinand zugeführt hat, einen Wink des Himmels, der sie aus ihrer Bahn auf wunderbare Weise erretten wolle, indem er ihr den schenke, dessen Herz sie voll beglücken werde. Ohne ihn fühlt sie nicht Kraft genug, sich aus dem Lasterleben zu erheben, weil der Ehrgeiz noch immer ihr Gefühl für Tugend überwiegt, sie ohne wahre Liebe nicht leben zu können glaubt und eben leidenschaftliche Liebe zu Ferdinand ihre ganze Seele erfüllt. Ferdinand wird dadurch in die schrecklichste Bedrängniß gesetzt, da er fühlt, wie bitter seine Zurückweisung ihrer Hand nach ihrem glühenden Liebesbekenntnisse und allem, was sie von ihrer Verbindung hofft, auf sie wirken muß, so daß er sich gezwungen fühlt, ihr sein Geheimniß zu gestehn.**) Sie aber, der seine Weigerung nur zu deutlich ist, flieht vor ihm und will in diesem schrecklichen Augenblicke nichts von ihm

*) Wenn sie seinem Bilde, das sie überall verfolgen wird, entsagen muß, so wird die Verzweiflung sie wieder dem Pfade des Lasters zutreiben und die Trost- und Hoffnungslose tiefer als je versinken lassen.

**) Himmel und Erde liegen auf mir. So beschwört Ferdinand seinen Vater I, 7 „bei Himmel und Erde", Luise stürzt II, 6 mit dem Rufe „Himmel und Erde!" nieder. Vgl. zu den Räubern S. 162, zu Fiesko S. 106.

hören. Ferdinand kann sich dadurch nicht abhalten lassen, do
Bekenntniß eben die Schuld seines beleidigenden Auftretens mi
werde. Gern gesteht er, daß er sie verkannt habe und mit dem
schlusse, sie zu beleidigen und sich ihr verhaßt zu machen, gekon
sei, aber leider sei das Gegentheil eingetreten. In dem S
„Glücklich wir beide, wenn mein Vorsatz gelungen", liegt nicht
wendig ein Geständniß seiner Liebe, sondern seiner Schuld gegen die
und des tiefen Bedauerns, daß er ihre Liebe zurückweisen
Leise und schüchtern, weil er weiß, wie tief das Bekenntniß sie
letzen wird, gesteht er seine Liebe zur Tochter eines Musikers.
Lady wendet erbleichend ihr Gesicht von ihm ab; die Zurückse
gegen ein solches gemeines Mädchen trifft sie entsetzlich. Ihn
der diesen Eindruck erwarten mußte, drängt es nur, sich gege
eigene Entwürdigung zu vertheidigen, die das Vorurtheil darin
Einer Leidenschaft so vielen Hindernissen gegenüber zu entsagen,
ihn die Klugheit vielleicht bestimmen, aber ihn binde die Pflicht.
nicht bloß Pflicht ist es, die ihn allen Vorurtheilen und Hinder
gegenüber an dem Mädchen festhalten läßt, sondern die Mach
Liebe, deren beseligendes Glück er nicht weiter ausführt, sondern er
gleich zu der wiederholten Betheurung über, daß nichts ihn davo
bringen solle. Je mächtiger das Vorurtheil ist, um so höher
sein Muth. Das Vorurtheil bezeichnet er als einen Zerfall der
mit Konvenienzen; man erwartete eher: „je tiefer die Konveni
mit der Natur zerfallen sind". Sein Entschluß und das Vorur
treten in Kampf, und er will sehn, wer den Sieg davon trag
die Mode, die Konvenienz, welche die Verbindung der Stände
bietet, oder die Menschheit, die Liebe zweier von der Natur für
ander bestimmter Seelen. Die Lady hat sich während seiner we
Ausführung, daß er der Pflicht und Liebe folgen müsse, bis in
äußerste Ende des Zimmers zurückgezogen, wo sie zum Zeichen

sie nichts weiter zu sagen vermag, wie ähnlich Luise III, 4 und Julia im Fiesko IV, 12 (Erläuterungen S. 199), das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, während Schiller beim Schmerze das Gesicht verhüllen oder in das Kissen des Sophas drücken läßt.*) Sie will von allen seinen Betheuerungen nichts wissen: jetzt, wo sie auf das Herz des Geliebten verzichten muß und die Berufung auf ihre Rettung für die Tugend zu Schanden geworden, hält sie sich an das, was sie eben, wo sie nur der Tugend und ihrem Herzen leben wollte, so kalt verworfen, an die Ehre, indem sie zunächst nur ihr Bedauern ausspricht, daß es so gekommen, daß ihre trotz allem unvermeidliche Verbindung mit ihm, den sie jetzt nicht mehr Walter, sondern mit dem die Kluft zwischen ihnen bezeichnenden Herr von Walter anredet, sein eigenes und ihr erträumtes Glück zerstöre, und auch das des Bürgermädchens, das sie verächtlich als eine Dritte bezeichnet. Erst der Zusatz „und noch eine Dritte" deutet ihm auf das, was sie zu meinen scheint, und erst gleich darauf bestimmter, wenn auch noch nicht geradezu, bezeichnet. Vergebens wirft er ihr vor, daß sie die Hand eines Mannes, dessen Herz ihr nicht gehöre, sich gewaltsam aneigne, zwei Herzen, die ihr Alles in einander finden, unglücklich machen könne, vergebens deutet er auf das Unehrenhafte eines solchen Entschlusses, der der freigeborenen Brittin, die sich noch eben so hochherzig gezeigt habe, unwürdig sei. Sie erklärt, daß sie so handeln müsse; könnte sie auch ihrer Leidenschaft aus Antheil an seinem Glück (aus „Zärtlichkeit" für ihn) entsagen, ihre Ehre stehe hier auf dem Spiele, sie sei beschimpft, wenn es heiße, ein Unterthan des Fürsten habe die Favoritin desselben ausgeschlagen. Die ganze

*) Vgl. zur Braut von Messina IV, 10, zu Tell S. 276. Sonderbar ist, wie Ferdinand die Milford mit den Worten: „Sie wollten mir etwas sagen, Milady?" zum Sprechen zu bringen sucht. Es soll dies doch wohl keine absichtliche Ungeschicklichkeit des in Verlegenheit Gerathenen sein.

Schuld schiebt sie seinem Vater zu; Ferdinand möge versuchen, was er gegen sie ausrichten könne, sie selbst werde alle Minen springen lassen, um ihm entgegenzuarbeiten. So also ist die Milford, die eben, wo das Glück inniger Herzensliebe ihr winkte, sich der Tugend und reinem Herzensgenusse fern von der Welt widmen wollte, wieder ganz ihrem Ehrgeize verfallen, der sie zwingt, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um Ferdinand zu zwingen, ihr, wenn sie auch auf sein Herz verzichten muß, die Hand zu geben, wo sie denn dem Laster, dem sie eben entfliehen wollte, und dem traurigsten Gefühle der Leere ihres Herzens wieder verfallen wird. Ferdinand hat in ihr neben seinem Vater eine zweite verzweifelte Feindin seiner, trotz des großartigen Eindrucks, den die schöne Sünderin auf ihn geübt, männlich aufrecht gehaltenen Liebe zu Luise gefunden.

Wir müssen hiernach gespannt sein, was diese gegen ihn versuchen werde, um so mehr als wir nicht sehen, wie sie eigentlich etwas gegen ihn ausrichten, welche Minen sie springen lassen könne, wenn sie nicht etwa den Herzog selbst aufregen wollte*), Ferdinand unter der Hand zur Heirat zu zwingen, was sie diesem gegenüber doch nur lächerlich gemacht haben würde, oder wenn sie auf den Präsidenten wirken wollte, der sie ins Gespräch gebracht und der, wenn er nicht ihre Gunst und damit seine Stellung verlieren wollte, alles versuchen mußte, was er aber auch schon ohnedies zu thun entschlossen war. Vielleicht lag es ursprünglich im Plane, die Milford vor Ferdinands Enthüllungen fliehen zu lassen, wie es die Amaldi im Hausvater vor Lottchen thut. Es hätte dann etwa im vierten Aufzuge ihre Flucht aus dem Fürstenthume berichtet werden können, die einen um so bedeutendern Eindruck machen mußte, als nun, wo

*) Daran könnte man auch deshalb denken, weil sie selbst früher darauf hingedeutet, sie brauche nicht mehr als eine Nacht, ihn ganz zu verderben.

die fürstliche Mätresse so hochherzig auf Ferdinand und das ganze wüste Hofleben verzichtete, das Verhältniß Ferdinands zur Geliebten auf immer zerstört war. Die Art, wie jetzt die Milford im vierten Aufzug erscheint, ist im Zusammenhange des Stückes höchst seltsam. Von allem, was sie gegen Ferdinand thun wollte, ist eben gar nichts geschehen, nur hat sie am zweiten Morgen (denn der vierte Aufzug spielt zwei Tage nach dem ersten) Luise zu sich bescheiden lassen. Wie sollte eine Frau, die, um der Beschimpfung zu entgehn, alle Mittel in Bewegung setzen wollte, mehr als einen Tag ungenutzt verstreichen lassen, um dann einen Schritt zu thun, der sie nichts fruchten konnte! Mag man immer sagen, in der Leidenschaft hat sie gedroht, alle Mittel gegen Ferdinand anzuwenden, aber bei kühlerer Betrachtung keines gefunden, was irgend Erfolg verspräche und sie nicht herabsetzte, sie durfte jedenfalls keinen Tag warten, und Schiller mußte sie bei ihrem zweiten Auftreten wenigstens andeuten lassen, weshalb sie bisher nichts gethan. Was sie nach dem Dichter beabsichtigte, ist unzweifelhaft nicht die Neugierde, Luisen kennen zu lernen, sondern die Hoffnung, sie zur Entsagung zu bestimmen; sie hofft eben, was sie wünscht. Eckardt fragt: „Was will sie von und mit Luise? Sie kennen lernen? sich mit ihr messen? sie demüthigen? Ist der Plan, Luise in ihren Dienst nehmen zu wollen, ein bloßer Vorwand, sie zu sprechen? oder eine damit beabsichtigte Beleidigung des Bürgermädchens, eine schroffe Zurückweisung desselben in die Grenzen ihres Standes? Oder soll es Ernst sein? kann sie wirklich daran denken, als Ferdinands Frau dessen früheres Liebchen in der Nähe zu haben? sollte die boshafte Absicht dahinter liegen, Luisen in Ferdinands Augen herabzusetzen?" Aber solche Zweifel sind hier nicht an der Stelle, da die Absicht der Milford in dem deutlich vorliegt, was sie wirklich thut, wenn die Einleitung dazu auch von Luisen ausgeht; sie scheut sich eben, gleich mit dem herauszurücken, was sie im Schilde

führt, und ersinnt deshalb einen Vorwand, so gut sie ihn gerade findet. Daß sie auf Luisen als ihre Nebenbuhlerin gespannt sich gleich in dem Gespräche mit Sophien (IV, 6) verräth, ist ganz natürlich. Wenn das an Luisen abgeordnete Kammermädchen berichtet, ihre Einladung habe diese zuerst in Bestürzung versetzt, dann sei sie nachdenkend geworden und habe sie mit Verwunderung (mit großen Augen) angesehen, erst nach längerm Schweigen mit einem sie ganz überraschenden (ihre wiedergewonnene Fassung und feste Entschiedenheit verrathenden) Blicke erwiedert, morgen habe sie sich erbitten wollen, was ihre Dame befehle, so ist freilich nicht wohl zu sagen, was sie eigentlich bei der Lady wollen konnte, da sie Ferdinand ganz aufgegeben hatte, und nach dem ihren Ruf auf immer zerstörenden Briefe sich scheuen mußte, vor derjenigen zu erscheinen, die sie, wie wir bald darauf hören, im Bunde gegen sich glaubt, und fast noch weniger können wir uns vorstellen, weshalb sie erst am folgenden Tage sie besuchen wollte, da das, was sie trieb, keine Verzögerung litt. Daß die Lady Luisen rufen läßt, widerspricht ebenso sehr aller Wahrscheinlichkeit, als daß diese ihrer Einladung folgt. Wenn die Milford sehr unruhig darüber wird, daß Luise selbst sich die Erlaubniß eines Besuches habe ausbitten wollen, so fürchtet sie, diese werde Ferdinand von ihr fordern, und sie will nichts weiter von ihr hören, doch kann sie nicht umhin, sich selbst zu bedauern, daß sie sich schämen müsse, wenn Ferdinands Wahl sich zu einem gewöhnlichen Weibe verirrt habe, dagegen keine Hoffnung, über sie den Sieg davon zu tragen, fassen dürfe, wenn sie durch besondere Gaben, wie sie wohl fürchtet, auch nach dem, was Sophie gemeldet, ihn angezogen habe. Gegen Eckardts Annahme, schon jetzt sei die Brittin gebrochen, die stolze Heldin stehe schon vor dem Büßerpfade nach Jerusalem, spricht entschieden das stolze Selbstvertrauen, womit sie Luisen entgegentritt und zuletzt Ferdinand von ihr fordert. Ihre augenblickliche Furcht erklärt sich

aus der Angst vor der nahen Entscheidung. Sophiens Mahnung, doch stolzer aufzutreten, nicht bloß durch äußern Glanz das Bürgermädchen zu verschlichtern, ärgert die Lady, da sie es nicht verwinden kann, daß eine so tief unter ihr stehende Person ihr ins Herz sieht. Wenn sie selbst daraus schließt, daß sie tief gesunken sein müsse, so hatte sie bisher sich hoch über dieser erhaben geglaubt, jetzt aber betrachtet diese sie ganz wie ihres Gleichen. Aehnlich fragt sie in der folgenden Szene: „Bin ich so tief gesunken!" Uebrigens hatte Sophie schon im zweiten Akt ihre Schwächen ebenso deutlich erkannt. Ihren ganzen Unwillen, daß sie sich beklommen fühlt, wirft sie auf die vorlaute Dienerin, der sie wiederholt, als Luise gemeldet ist, barsch befiehlt sich zu entfernen.*) Ihr Stolz ist jener gegenüber in Aufregung gekommen, so daß sie gerade in der rechten Stimmung sich findet, Luise zu empfangen, welche sie ihre Unbedeutendheit recht empfinden lassen will. Schiller hat absichtlich, als er später unsere Szene dichtete, beide Frauen mit Schärfe sich entgegentreten lassen (er liebte ja gerade solche Szenen, wie die in Fiesko zwischen Julia und Leonore und die Streitszene der Königinnen in Maria Stuart zeigen), wobei Luise ganz aus ihrem Charakter und aus der Stimmung herausfällt, in welcher sie nach ihrer entsetzlichen Lage sein muß. Die Lady redet sie mit dem gegen niedere Frauen gangbaren Sie in der Einzahl an. Des scheinbaren Vergessens ihres Namens setzt sie die Hindeutung entgegen, daß sie doch nach ihr geschickt habe und ihren Namen erfahren haben müsse. Die Lady will sie dann durch die Bezeichnung als arme Geigerstochter herab-

*) Es fehlt die szenarische Bemerkung, daß sie die Worte „Verwünscht — ergründet" und „Gut — wünschte" leise für sich spricht, wie der Wechsel des lauten und leisen Sprechens auch in der folgenden Szene nicht immer bezeichnet ist. Die szenarischen Bemerkungen sind überhaupt sehr mangelhaft.

drücken: Luise aber bleibt ruhig stehn, ohne ein Wort zu erwiedern, während jene ihre Bemerkungen über sie macht und sich freut, daß ihre Nebenbuhlerin, wenn auch interessant, doch keine ihr gefährliche Schönheit sie. Als das Mädchen auf ihr Wort näher tritt*), kann sie genauer ihre Augen erkennen, die sie im Weinen geübt findet, was nur auf die letzten Tage gehn kann. Das ist ihr ein gutes Zeichen, da sie meint, sie fürchte schon den Verlust des Geliebten, in den sie sich wohl ergeben werde. Als sie aber bei der Aufforderung, ganz nahe zu treten, äußert, das Mädchen fürchte sich wohl vor ihr, wird sie durch die mit entschiedener Festigkeit und Würde gesprochene Antwort überrascht, sie fürchte sich so wenig, daß sie das Urtheil der Menge, wozu sie also die Lady rechnet, verachte. Eckardt hat recht, das Verachten der Menge liegt nicht im Ideenkreise des sittsamen Bürgermädchens, aber es liegt auch Schillers Luise durchaus fern, die eben in unserer Szene eine ganz andere ist. Wenn die Lady meint, sie habe diesen Trotzkopf von Ferdinand, so kann unter dem Trotzkopf nur die hochherzige Freiheit der Liebe verstanden werden, die ganz auf sich selbst ruht. Sie will ihr diese eben nicht als eine natürliche Gabe zugestehn, sondern sie sei vom Geliebten, an dem diese ihr so wohl gefällt, durch nähern Umgang ihr beigebracht. Als sie nun, ihrer vorgeblichen Absicht näher tretend, die Aeußerung thut, Luise sei von jemand, dem sie volles Zutrauen schenke, ihr warm empfohlen worden, erwiedert diese, sie kenne niemand, der sich bemühen sollte, ihr eine Patronin zu verschaffen. Der Lady geschraubte Entgegnung, es sei die Frage, für wen von beiden, ob für die Empfohlene oder die Gönnerin, sich der Fürsprecher eigentlich bemühe,

*) Borberg hält die Worte: „Nur näher — fürchtest mich" für eine Reminiszenz aus Lessings Nathan III, 5: „Tritt näher, Jude — näher! — nur ganz her Nur ohne Furcht!"

bezeichnet Luise als über ihre Fassungskraft gehend. Wenn die Milford hierin mehr Schelmerei findet, als ihre anspruchslose Erscheinung erwarten lasse*), so fühlt sie den Stich. Aber Luisens Erwiederung, sie sei eben erst sechszehn Jahre alt geworden, erregt sie freudig, da sie meint, die Frische der Jugend habe Ferdinand angezogen, und sie hofft, dies Gefühl werde bald schwinden, wenn es seine Neuheit verloren.**) In ihrer Freude ladet sie das Mädchen zum Sitzen ein, und nachdem sie es sich als natürlich vorgehalten, daß die frische Jugend den bis dahin von der Liebe noch unberührten Jüngling angezogen, ergreift sie sogar freundlich ihre Hand; glaubt sie ja, eine solche Nebenbuhlerin, der sie ihres Ferdinand wegen gut wird, rasch verdrängen zu können. Es ist unbegreiflich, wie Eckardt meinen konnte, die Lady sei vom Anblicke der Jugend, auf deren Kosten sie sich bereichern wolle, betroffen und deshalb zur Entsagung bereit.

Wenn die Lady Luisen die Stelle ihrer Kammerjungfer anbietet, so ist ihr dieses unmöglich Ernst; weiß sie ja, daß diese sie unmöglich annehmen kann, mag sie selbst nun Ferdinands Gattin werden

---

*) Diese offene Bildung. Bildung von der äußern Erscheinung (vgl. zu Hermann und Dorothea S 132) und hier besonders vom Gesichte, vor allem dem Blicke.

**) Die Worte: „Nun ists heraus — verführender", „Und auch er liebt zum erstenmal", dann weiter „Nichts — Träumerei", endlich „Sechszehen — Dauer sein" spricht sie für sich. — Etwas auffallend ist der bildliche Ausdruck „auf dem unberührten Klavier der erste einweihende Silberton", als ob der erste auf dem Klavier angeschlagene Ton besonders hell und reizend wäre. Einweihend, weil er auf eine lange Folge des Genusses hindeutet, viel verspricht. Nach Siberton! stand Ausrufungszeichen, das erst Körner widerrechtlich wegließ, während sonst die Ausgaben seit dem Theater mit Ausrufungszeichen überschwemmt sind. Wie in den übrigen Dramen Schillers, stehen auch hier häufig Gedankenstriche statt der Punkte. Vielfach ist in spätern Ausgaben völlig irreführend noch ein Punkt vor den Gedankenstrich getreten, auch wohl zwei Gedankenstriche oder Ausrufungszeichen gesetzt. Körner änderte Setz Setze.

oder nicht, da sie ja ihre Nebenbuhlerin war. Die Worte: „Nichts, nichts — Träumerei" und „Sechszehen Jahr — sein" spricht sie für sich; sie hofft, daß Ferdinands Neigung nicht von Dauer sein werde, da nur die frische Jugend ihn angezogen. Nur steht die letzte Bemerkung sonderbar zwischen dem Anerbieten der Lady und Luisens dankbarer Ablehnung. Luise spricht für diese Ehre ihren Dank nicht weniger ehrerbietig aus, als ob sie dieselbe annehmen dürfe. Das thut sie aus kluger Zurückhaltung; denn die Milford soll sich ganz zeigen, wie sie ist, ohne daß sie durch ein hartes Wort ihr dazu Veranlassung gegeben. Die Lady aber, die in ihrer Ablehnung Hochmuth sehn will*), erinnert das Bürgermädchen in beleidigender Weise an ihre Herkunft und sie mahnt sie wieder an die Vergänglichkeit ihrer Schönheit, auf die sie sich etwas zu gut thue. Deshalb redet sie diese spottend Kostbare an. Jetzt hält sich auch Luise nicht mehr, sondern sie vergilt den Streich: sie bilde sich so wenig auf ihr Gesicht ein, das sie nicht als ihr Verdienst betrachte, wie auf ihre von der Lady verächtlich hervorgehobene Herkunft, die sie sich auch nicht gegeben. Jene aber läßt sich nicht abhalten, bitter die Vergänglichkeit ihrer Reize zu betonen, wobei sie auf ihren Anbeter stichelt, der, wenn ihre Anmuth verschwunden, sie verlassen werde. Luise erwiedert auf die mit scheinbarer Theilnahme gestellte, aber von bitterm Hohn eingegebene Frage sehr spitz und geschickt ausweichend, sie würde den Anbeter bedauern, der bloß durch körperliche Reize angezogen worden, nicht durch das, was allein Werth verleihe, die Seele. Klüglich stellt sich die Lady, als ob sie dies nicht verstehe, und hält sich am Sticheln auf ihre Schönheit. Der Liebhaber pflege alles schön zu finden und man glaube diesem so gern, wolle sich nicht von der gegentheiligen

*) In der szenarischen Bemerkung steht „in Entrüstung zurückfallend", doch ist bisher der Entrüstung noch nicht gedacht.

Wirklichkeit, wie leicht man auch könne, überzeugen. Dies führt sie durch den etwas sonderbar gestellten Vergleich des Liebhabers mit einem gefälligen Spiegel aus, in den man mit besonderer Lust schaue.*) Mit schalkhaftem Staunen über ihre Rede schaut Luise sie an, um die Predigerin gegen die Eitelkeit an den Widerspruch mit sich selbst zu erinnern, da ihr prächtiger Putz zeige, wie sehr sie selbst der Eitelkeit fröhne. Hatte Sophie darauf hingewiesen, daß ihre Herrin sich heute mit den kostbarsten Brillanten geschmückt, so gedenkt Luise des prächtig blitzenden Rubins, der sich vergebens bemühe, da seine Besitzerin aller Eitelkeit entsagen müsse. Gegen diesen Spott weiß sich die Lady nicht zu schützen, sie wird wirklich beschämt, doch läßt sie sich dadurch nicht in ihrer Mahnung stören, sondern fährt ruhig fort, außer den auf ihre Schönheit sich gründenden Hoffnungen könne ja nichts sie abhalten, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen und einen Stand zu wählen, worin sie Manieren und Welt lernen**) und ihrer bürgerlichen Vorurtheile sich entledigen könne. Die scharf treffende Frage Luisens***), ob nicht auch die bürgerliche Unschuld dabei Gefahr laufe, weist sie als läppisch zurück; zeige sie nur demjenigen, welcher ihr etwas Beschimpfendes zumuthen wolle, wer sie sei, gebe sich Ehre und Würde, so sage sie

*) Statt den wahren müßte stehn den wirklichen.

**) Vgl. Fiesko II, 2. Goethe schreibt einmal an Frau von Stein: „Wie oft hab' ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen und habe mir nie was dabei denken können. Die meisten Menschen, die sich diese Eigenschaften anmaßten, verfinsterten mir den Begriff. — Dieses kleine Wesen (die Gräfin von Werther) hat mich erleuchtet; diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandlen (la manier). — Sicher ihres Wesens, ihres Rangs handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehn muß, um sie zu denken."

***) Ursprünglich stand Fragezeichen nach Milady, wofür seit 1802 Ausrufungszeichen eingetreten.

ihr für alle Versuchung gut. Aber die Favoritin des Fürsten ist eine schlechte Bürgin für die Sittlichkeit, was Luise sofort zu erkennen gibt, indem sie daran zu zweifeln wagt. „Die Paläste gewisser Damen sind oft die Freistätten der frechsten Ergötzlichkeit", konnte Schiller sehr wohl sagen mit Bezug auf die früher in Stuttgart herrschende Liederlichkeit, wo durch die Favoritin des Herzogs, Franziska von Hohenheim, freilich eine Besserung eingetreten war; aber noch mehr möchte ihm das vorschweben, was Emilia Galotti von dem Hause des Kanzlers Grimaldi (V, 7) sagt: „Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten". Sie habe nicht den Heldenmuth, fährt Luise fort, sich in eine solche Pest zu werfen, wo sie immer Vergiftung (Ansteckung) zu fürchten habe. Auch hier lagen die den eben angeführten vorangehenden Worte Emilia Galottis im Sinne: „Was Gewalt ist, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts." Luise aber läßt sich jetzt zu einem scharfen Ausfall auf die gute Bürgin verleiten, den sie als ein offenherziges Bekenntniß bezeichnet, und am Schlusse bittet sie deshalb um Verzeihung, wie ihr Vater Miller II, 6 der scharfen Erklärung gegen den Präsidenten die schließliche Entschuldigung hinzufügt: „Halten zu Gnaden!"*) Die Lady würde in ihr ihrem Gewissen einen Skorpion halten, der sie an ihre Schuld erinnerte, sie würde jeden Augenblick vor ihr schamroth werden; wenn sie zu einem Vergnügen ginge, wenn sie davon zurück käme, würde sie ihr widerwärtig sein. Darum möge

*) Das „Noch einmal, gnädige Frau" deutet auf die Bitte am Anfange ihrer Rede: „Erlauben Sie, gnädige Frau u. s. w."

Sie nicht denken, sie in ihre Nähe zu ziehen. Hierbei könnte es Luise sehr wohl bewenden lassen, aber sie fügt noch hinzu, in Stunden der Nüchternheit, in Augenblicken der Erschöpfung, wo sie zum Genusse unfähig, oder wenn einmal die Reue sie ergriffe, müßte die heitere Ruhe der Unschuld in ihrem Gesichte sie grausam foltern. So stellt sich denn die von ihr mit solcher Geringschätzung behandelte Tochter des armen Geigers*) in ihrer Unschuld hoch über die stolze, der Schande verfallene Favoritin.

Kein Wort steht dieser zu Gebote, womit sie den Hohn (denn das ist er) zurückweisen kann; sie fühlt dessen Wahrheit zu tief. Trotz allem aber kann sie, nachdem sie ihre ärgerliche Bewegung zu unterdrücken gesucht, nicht abbrechen, sie muß zu ihrem eigentlichen Zweck gelangen, wozu Luise ihr durch kein Wort behülflich ist. Obgleich der Grund Luisens durchschlagend ist, meint sie, dies sei es doch nicht eigentlich, was sie zur Ablehnung bestimme, und in der Weise, auf welche man einen Untergebenen zum Bekenntniß zu bringen sucht (sie tritt zu ihr und sieht ihr starr in die Augen), dringt sie in sie, ihr zu entdecken, was ihr denn den Dienst bei ihr so schrecklich mache, ein feurigeres**) Interesse müsse hinter diesen Maximen stecken, da bloße Meinungen nicht so erhitzten; sie wolle sie nur überlisten, benutze jene nur, um ihren eigentlichen Grund zu verbergen, und sie droht ihr dahinter zu kommen. Luise aber wird dadurch nicht erschreckt. Was könnte sie gegen sie thun, wenn sie ihren wahren Grund entdeckte***), und wirklich ihr Vorgeben, sie würde als ihr Dienst-

*) So hat sie sich kurz vorher genannt, nicht ohne Beziehung auf das Wort der Lady am Anfang: „Ich entsinne mich: die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war."

**) Der Druckfehler feuriges statt feurigeres schlich schon 1786 ein, wurde erst 1860 entfernt.

***) Der Druckfehler entdecken statt entdeckten hat sich von 1786 bis 1844 erhalten.

Im Gegensatze dazu wird Luise von dem Gefühl ergriffen, daß sie doch bei allem Verluste, der sie betroffen, noch glücklicher sei als ihre stolze Nebenbuhlerin. Sie tritt vor sie und fragt sie mit einer ihr plötzlich kommenden, die Lady überraschenden Wendung („mit Ueberraschung fragend"), ob sie selbst denn wirklich glücklich sei, und da diese betroffen vor ihr zurückweicht, wagt sie sogar ihr die Hand aufs Herz zu legen und sie zu fragen, ob es in diesem auch so glänzend stehe wie mit ihren äußern Verhältnissen, ja sie bittet sie, ihr auf ihr Gewissen zu sagen*), ob sie ihr wohl rathen könne, ihr eigenes Bewußtsein und ihr Glück mit dem ihrigen zu vertauschen. So gibt sie ihr deutlich zu verstehn, daß sie ihre Unschuld nicht gegen ihre vom Bewußtsein ihrer Schuld gedrückte Seele und ihr Unglück reiner Entsagung nicht gegen die entehrende Stellung zum Fürsten vertauschen möchte. Die Lady geräth darüber in größte Verlegenheit und Bewegung**), sie muß auch die sich ihr hier offenbarende Großherzigkeit bewundern, welcher Tugend und gutes Bewußtsein am höchsten stehen; diese könne sie, meint sie etwas wunderlich, nicht mit auf die Welt gebracht, auch ihr Vater***) könne sie diese nicht gelehrt haben, die müsse sie von einem andern Lehrer haben. Hier zuerst tritt das nähere du ein, da sie jetzt zu ihr als Nebenbuhlerin spricht. Luise aber freut sich, daß die Lady nun endlich auf

*) Seltsam scheint hier die Verbindung „in kindlicher Unschuld" (wie ein Kind, das nur Wahrheit verlangt), „auf Ihr Gewissen" (mit Berufung auf ihre Ehrenhaftigkeit) und „als eine Mutter (als wenn Sie meine Mutter wären). Borberger verstand in letzterer Stelle das meine so wenig, daß er meinte, es müsse eine heißen oder das Wort ganz wegfallen.

**) Sie wirft sich „in den Sopha", wie schon II, 2, und wie Julia im Fiesko IV, 12 (vgl. unsere Erläuterungen S. 200), wogegen sie dies nicht II, 3 thut, wo sie vielmehr an das äußerste Ende des Zimmers flieht.

***) Für einen Vater. 1786 drang der Druckfehler deinen ein, den erst Meyer 1860 entfernte.

die wirkliche Veranlassung ihrer Einladung kommt. Schon am Anfange hatte sie bei der Hindeutung auf einen „warmen Fürsprecher" Ferdinand im Sinne, aber Luise ging darüber hinweg, da die Lady sich deutlicher ihr gegenüber offenbaren sollte; jetzt trifft sie die Nebenbuhlerin ins Herz, indem sie, wie diese früher ihr starr und drohend in die Augen gesehen, mit feinem und scharfem Blick dieser ins Auge schaut, und ihre Verwunderung äußert, wie sie ihr die Stelle als Kammerjungfer habe anbieten können, da ihr doch ihr Verhältniß zu Ferdinand, den sie ihr entreißen wolle, bekannt gewesen. Dadurch bringt sie diese endlich zum Geständniß, daß sie Ferdinands Liebe zu ihr kenne, mehr wisse, als sie wünsche. Dann aber hält die Lady inne, um sich zu einem Entschlusse zu ermannen, da es ihr schwer fällt, ihre bittere Eifersucht, daß ihr Ferdinand das Bürgermädchen liebe, zu verrathen; endlich aber gewinnt sie es über sich, und nun droht sie ihr mit einer nach und nach beinahe zum Toben steigenden Heftigkeit, sie solle nicht wagen ihn noch zu lieben oder, wie sie voll blinder Eifersucht hinzufügt, von ihm geliebt zu werden, ja an ihn nur zu denken oder ein Gegenstand seiner Gedanken zu sein. Luise erwiedert ihre Drohung, daß sie dann verloren sei, mit der bittern Bemerkung, freilich sei sie verloren, wenn die Lady ihn zwinge, sie zu lieben, da der Gedanke, daß er an eine seiner Unwürdige gekettet sei, ihr unerträglich sein würde. Unter dem Zwange, sie zu lieben, denkt sie wohl nur an die erzwungene Heirat, womit sie Ferdinand gedroht hatte. Die Lady will, so erklärt sie, seine Liebe nicht erzwingen, sondern über die Leidenschaft zu ihm siegen, aber auch Luise soll nicht mit ihm glücklich werden, sie will ihr Glück zerstören, was sie auf sehr phantastische Weise ausführt.*) „Wisse das, Elende!"

*) Sie will sie von einander trennen (Felsen und Abgründe zwischen sie werfen, ähnlich wie es oben hieß: „Lassen Sie Himmelsstriche uns trennen, lassen Sie Meere

Seligkeit zu zerstören ist auch Seligkeit.“ Luise lenkt mit der Bemerkung ein, um diese Seligkeit habe man die Lady schon gebracht, was sonderbar genug nach dem Zusammenhang heißen muß, so zu handeln sei ihrem Herzen unmöglich. Diese sei zu gut, als daß sie ein Liebesglück zerstören könnte*), dessen Werth sie selbst empfunden habe, ja eben wegen dieser Wallung der Leidenschaft, die sie zu solcher ihrer Seele fremden Wuth getrieben, fühle sie Liebe zu ihr. Durch diese überraschende Bemerkung kommt die Lady endlich zu sich. Sie fühlt, daß sie ihre Liebe verrathen habe, aber zugleich den hohen Edelmuth der Nebenbuhlerin, die ihr verzeihen möge, was sie gethan.**) Und so spricht sich denn das Gefühl ihrer innigen Liebe zu Ferdinand unverhohlen aus. Nein, sie will ihr, gegen die sie eben so getobt, nichts zu Leide thun, sie will sie als Freundin, Schwester betrachten, ihr alles geben, was sie besitzt, wenn sie nur ihrem Ferdinand entsagt. Den Schluß der Szene haben wir schon oben S. 70 besprochen. Die bisher so ruhige Luise will ihr freiwillig Ferdinand abtreten, weil er für sie verloren, aber kaum hat sie das Wort gesprochen, als sie die Unmöglichkeit empfindet, ihn, der ihr einzig angehöre, in den Armen einer andern zu wissen; ihre Verbindung treibe sie zum Selbstmord, der den Genuß ihres Glückes verscheuchen würde.

Fragen wir nach dem Zwecke dieser ganzen sehr verschlungenen Szene, so soll Luise der Favoritin gegenüber, die sie demüthigen und zum Aufgeben des Geliebten zwingen wollte, durch die Macht ihrer

---

zwischen uns fließen“), wie eine Furie wird sie ihre Seligkeit zerstören, ihr Name soll sie von einander treiben, vor ihrem Fluche, wie vor dem einer Zauberin, Luisens Schönheit versiegen.

*) Herabschwören, ein neuer Ausdruck für herabrufen. Luise denkt hierbei an die Drohung: „Mein Name soll — zusammenfallen.“

**) Vergibs. Auch hier ist der Druckfehler der Ausgabe von 1786, die 's wegließ, erst 1860 verbessert worden.

reinen Seele beschämen und sie zugleich von der unendlichen Gewalt ihrer Liebe zu Ferdinand überzeugen, mit dem sich ihre Seele unzertrennlich verbunden fühlt, so daß der Schmerz, ihn im Besitz einer andern zu sehn, sie zur Verzweiflung treibt. Aber die Art, wie sie jener gegenübertritt, die berechnende Feinheit, die schlagfertige Geistesgegenwart, die gedankenvolle Beredsamkeit stehen dem einfachen gemüthlichen Bürgermädchen ebenso wenig an, als sie bei dem Zustande ihrer verzweifelnden Entsagung und völligen Gebrochenheit in solcher Weise ihrer Nebenbuhlerin entgegentreten kann. Wie darf sie noch von einem Verzichten auf Ferdinand sprechen, den sie ganz verloren hat, und wie könnte sie, als sie ihr zuletzt ihre ganze Seele enthüllt, ihr verhehlen, daß man durch schmählichen Betrug den Geliebten von ihr gerissen? Auch entspricht dem Charakter der Lady kaum der Umweg, den sie zu ihrem Zwecke macht, ja dieser Zweck selbst stimmt nicht zu der drohenden Stellung, die sie Ferdinand gegenüber angenommen hat. Ganz verfehlt ist es, wenn Eckardt meint, die Lady sei schon am Anfang ganz gebrochen, die Verschmähung ihrer Liebe habe sie zu Boden geworfen, und so müsse die Schauspielerin ihr hier gleich von vornherein eine gezwungene Haltung geben, um die Möglichkeit ihrer spätern Flucht schon jetzt psychologisch zu untermalen. Nein, das Auftreten des in ihrer Unschuld und ihrer reinen Liebe so hoch über ihr stehenden Bürgermädchens, über das sie sich stolz erheben zu können gedacht, hat sie tief ergriffen, ihre schwere, in die Drohung des Selbstmordes auslaufende Entsagung macht sie erstarren. Als sie aus ihrer Betäubung erwacht, klingt ihr Luisens Wort noch fürchterlich in den Ohren, sie schaut noch ihren entsetzlichen Blick.*) Jetzt erst fühlt sie ganz, wie tief sie gesunken, da ihr stolzes

*) Nach den Worten „Wen, Unglückselige" war statt des Fragezeichens 1786 ein Ausrufungszeichen eingetreten; das Richtige wurde schon 1860 hergestellt, wo-

Herz sich einer Gabe freuen soll, die ihr eine verzweifelnde Bettlerin großmüthig zuwerfe. Sie, die sich über die Schranken ihres Geschlechts so keck hinweggesetzt, sieht jetzt alle ihre Ehre neben der Tugend dieses Bürgermädchens in den Staub sinken. Doch nein, beschämen konnte diese sie, aber nicht beschimpfen, was der Fall wäre, wenn sie ihre verzweifelnde Gabe annähme; im Wettstreit mit dieser Heldin der Liebe will sie ihre Entsagung bewähren. Sie redet sich selbst hier Emilie Milford, wie kurz vorher als Emilie an, wie sie gleich darauf sagt: „Deine reuige Tochter Emilie". Schon II, 3 heißt es: „Aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir: ,,,,Du, eine geborene Fürstin, Emilie, rief es, und jetzt eines Fürsten Concubine'''', woraus sich ergibt, daß sie den Namen Emilie nicht erst später zugleich mit dem Namen Milford*) annahm. Wenn sie in der folgenden Szene sich Johanna Norfolk, einmal Johanna von Norfolk nennt, so kann dies nur ein Versehen des Dichters sein. Im Personenverzeichniß steht einfach der angenommene Name Lady Milford. Allem weichen Gefühle, das sie bis jetzt so sehr leiden ließ**), allem ihr so reizend vorschwebenden Liebesglücke muß sie entsagen, einzig der Regung der Großmuth folgen. Offenbar sind Ferdinand und Luise verloren, der Fürst wird jenen zur Heirat mit ihr zwingen, wenn sie am Hofe bleibt; darum muß sie ihren Anspruch

---

gegen gleich darauf nach Verzweiflung 1812 statt des Ausrufungszeichen widersinnig ein Fragezeichen eintrat, das erst 1862 fortgeschafft wurde.

*) Die Wahl dieses Namens ist ohne besondere Bedeutung. Wahrscheinlich nahm der Dichter den Namen von dem berühmten Milfordhaven, das ihm vielleicht aus Shakespeares Cymbeline (III, 4) vorschwebte. Der Ort Milford ward erst 1790 gegründet.

**) Sehr überspannt ist der Ausdruck: „Verkrieche dich jetzt, weiches, leidendes Weib!", der auf die Eifersucht geht, unter welcher sie so schrecklich gelitten hat, die sie gleich darauf als wüthende Liebe bezeichnet.

auf Ferdinand aufgeben und sich dem Fürsten entziehen.*) Freilich ist es nicht weniger als echt dramatisch, wenn sie nach einer kleinen Pause lebhaft betheuert, ihr Entschluß sei gefaßt, das furchtbare Hinderniß dieser Verbindung gebrochen, sie habe es über sich gebracht, ihr äußerlich glänzendes Verhältniß zum Herzog aufzugeben und der Liebe zu Ferdinand zu entsagen. Ihr bisheriges Schein- und Sündenleben will sie gefaßt aufgeben, sich ganz der Tugend weihen, die sie mit großer Emphase bittet, sie als reuige Tochter aufzunehmen, wobei dem Dichter die ihm so sehr beliebte, besonders in den Räubern benutzte Parabel von dem verlorenen Sohne vorschwebt. Wie ein Alp ist es auf einmal von ihrer Brust gefallen, aber daß sie doch noch nicht ganz der Eitelkeit der Welt entsagt hat, ergibt sich wider die Absicht des Dichters daraus, daß sie erklärt, sie wolle groß wie eine fallende Sonne von ihrer Herrlichkeit herabsteigen**), und ihre selbst auferlegte Verweisung als eine stolze bezeichnet, wobei sie nicht der Tugend, sondern des Herzens gedenkt***), das ja bei dem letzten Kampfe in eine so starke Mitleidenschaft gezogen worden war. Mit Recht schreibt Hinrichs ihr die Großweibsucht zu, wie

*) Stark ist der Ausdruck „ihren Anspruch vertilgen", der auf die Unterdrückung in ihrem Herzen geht. — „Im Herzen des Fürsten erlöschen." Sie hat bisher wie eine Sonne in dessen Herzen geschienen. Daß sie glaubt, wenn sie sich entfernt, in ihm zu erlöschen, ist freilich ein ihrer Eigenliebe fernliegender Gedanke (denn wie sollte der Fürst sie nicht vermissen, den sie so mächtig beherrscht hatte?), aber ihre Eigenliebe ist bereits gebrochen oder vielmehr nach einer andern Seite hingewandt.

**) Der biblischen Vergleichung der Sonne mit einem Helden bedient sich auch Karl Moor. Vgl. die Erläuterungen zu den Räubern S. 191 f.

***) Als Hoheit und Herrlichkeit bezeichnet sie ihre glänzende Stellung, die aber doch schon dadurch sehr beeinträchtigt war, daß der Herzog sich vermählen wollte. Der Druckfehler der ersten Ausgabe begleiten ward erst im zweiten Drucke von 1786 weggeschafft.

einer der Räuber Karl Moor am Schlusse der Großmannssucht zeiht, die das Leben an eitle Bewunderung setze. Und mag es ihr jetzt auch mit ihrer Entsagung ernstlich gemeint sein, wer steht uns dafür, daß sie nicht bald wieder von ihrem Herzen hingerissen wird und die Erniedrigung ihr unerträglich fallen wird? Freilich dürfte keinem der Zuschauer hier und in der folgenden Szene ein solcher Gedanke kommen und dadurch ist die dramatische Wirkung gerettet; nur möchte es diese einigermaßen stören, daß Schiller, zur Andeutung, wie schwer ihr die Entsagung werde, sie sagen läßt, sie müsse gleich ihren Entschluß dem Herzog melden, damit nicht die Erinnerung an die „Reize des lieben Jünglings" sie wieder wankend mache. Wenn aber Hoffmeister ihren Ausbruch phantastisch und zu wenig motivirt findet, so hat Eckardt bereits bemerkt, dies gehöre eben zum Wesen dieser Brittin, die, wie das Liebespaar, Aufwallungen folge, doch den Mangel an Motivirung stellt er nicht ganz in Abrede. Allein das Leben am Hofe als Favoritin dieses Herzogs ist ihr jetzt, wo Ferdinands Bild wahre Seelenliebe in ihr wachgerufen, durchaus unerträglich und auch ganz unmöglich geworden, da Ferdinands Zurückweisung ihrer Liebe der hier herrschenden Scheinehre den ärgsten Stoß versetzt, den sie nicht durch eine sie in den Augen des Hofes lächerlich machende Entsagung abwehren kann, abgesehen davon, daß der Herzog ihre Heirat mit einem andern Vornehmen verlangen müßte, um sie auch nach seiner Vermählung ohne äußere Verletzung seiner Gattin noch in seiner Nähe zu halten. Freilich macht der Zuschauer alle diese Betrachtungen nicht, aber noch weniger wird ihm der Gedanke kommen, sie brauche, um Luisens Glück zu ermöglichen, nicht den Fürsten zu verlassen, von dem wir ja bereits bei ihrem ersten Auftreten hörten, daß er ihr widerwärtig sei. Dagegen leidet diese ganze Großmuthsszene wie der vorhergehende Streit zwischen den Frauen unter der durch das Vorhergehende uns ge-

vordenen Ueberzeugung, Luise habe Ferdinand unwiederbringlich verloren, woran die Entsagung der Milford nicht das allergeringste ändern könne.

Die Schlußszene des Aktes dürfte bei ihrer großen dramatischen Wirkung weder der Stimmung der Milford entsprechen noch sachlich an der Stelle sein. Die Lady, die, nachdem sie allem entsagt hat, sich allein durch das Gefühl einer guten, großen That gehoben fühlt, kann nicht ihre Freude daran finden, einen der nichtigsten Scheinmenschen des Hofes zu verspotten und ihn eine offene, nur ihrer Eigenliebe schmeichelnde, den Herzog kränkende Absage überbringen, ja öffentlich verlesen zu lassen, um so weniger, als sie fürchten mußte, der Herzog werde ihr nachstellen. Freilich den Palast kann sie nicht mitnehmen, ihr Geld läßt sie ihren Leuten zurück, aber Wagen und Pferde eignet sie sich doch zu und sie scheidet im glänzendsten Putz, mit den kostbarsten Brillanten, wenn sie diese nicht etwa nebst dem Wagen von der Grenze zurückschicken soll. Der Tugend, der sie sich widmen will, entspricht auch der Spott und Hohn nicht, womit sie den Hof und den Herzog verläßt; ist und bleibt sie doch eine Gefallene, der ein solcher Hochmuth am wenigsten ansteht. Charakteristischer wäre es jedenfalls gewesen, wenn sie ohne solchen Pomp geschieden wäre und wir die Ausführung ihres Entschlusses später vernommen hätten. Ja wir würden kaum etwas entbehren, wenn der Akt mit den Worten „in diese stolze Verweisung" schlösse.

Der Anfang der zehnten Szene ist echt dramatisch. Die Meldung des Kammerdieners überhört sie in der Hitze des Schreibens, wobei ihre noch nicht beruhigte Eitelkeit sich den Eindruck ihres Schrittes auf den Herzog, gegen den sie ihren Spott nicht lassen kann*),

*) Sie bezeichnet ihn als eine Drahtpuppe. II, 1 hatte sie die Hofleute Sklaven eines einzigen Marionettendrahts genannt, den sie leichter als ihr Filet

die Hofschranzen, die ihre Entsagung unbegreiflich finden, und das Volk, das sie bewundern werde, selbstgefällig vorhält. Die Worte spricht sie, als sie den ersten Absatz des Briefes, wohl bis zu den Worten „der Unterthanen triefen", geschrieben hat. Erst als die mittlerweile auch hereingetretene*) Sophie mit dem Kammerdiener: „Der Hofmarschall, Milady!" ruft, hört sie die Meldung, die sie mit Verwunderung vernimmt („Wer? was?"), da der Hofmarschall ihr gerade recht kommt, was sie dann für sich nicht ohne Spott ausspricht**), worauf sie sich zum Empfang bereit erklärt. Sie fährt aber doch im Schreiben fort, läßt sich auch nicht stören, als Sophie ihre ängstliche Besorgung über das, was vorgefallen sein möge, äußert.***) Die Lächerlichkeit des eintretenden Hofmarschalls fällt ins Possenhafte; auch wird durch dessen „tausend Verbeugungen"

---

regiere, sich selbst der kindischen Führung des Szepters geziehen, dem Herzen des Fürsten Größe und Feuer abgesprochen, seines darbenden Gehirns gespottet. Wenn sie den Einfall drollig genug nennt, eine durchlauchtige Gehirnschale auseinander zu treiben, so kann sie doch nicht ihren Entschluß, der sie so viel gekostet und auf den sie sich etwas zu Gute thut, für drollig halten, nur die Wirkung auf den Herzog, dessen Gehirn dies gar nicht fassen werde, erscheint ihr so. *Wirbeln* scheint auf das wirbelnde Durcheinanderlaufen der Höflinge zu gehn, nicht auf das Wirbeln des Kopfes, wogegen *auftaumeln* das Aufspringen aus Aufregung bezeichnet.

*) In dem Szenarium steht: „Lady. ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarschall", was darauf zu deuten scheint, daß zuerst der Kammerdiener allein bei der Lady ist. Des Eintretens Sophiens wird freilich nicht gedacht.

**) Sie stellt ihn unter die Packesel, die man launig auch als Sackträger bezeichnet, insofern sie anderer Lasten tragen; freilich ist hier nur vom Ueberbringen eines Billets die Rede, das aber dem Hofmarschall äußerst schwer wird.

***) Nach *Vermessenheit* ist die Rede abgebrochen. Die ersten Drucke haben hinter dem Worte gar kein Satzzeichen; 1786 setzte man den bisher meist gebliebenen ganz falschen Punkt. Ein Druck von 1802 gab richtig Gedankenstrich. Auch nach *selbst* fehlt im ersten Druck jedes Satzzeichen statt des Punkts oder Ausrufungszeichens.

hinter ihrem Rücken die Zeit, welche die Lady schreibt, zu lang, da sie das kurze Billet „hitzig“ schreibt. Sein furchtsames Lispeln des Wortes „Sereniſſimus“, womit er seinen Auftrag auszurichten beginnt, überhört sie, und da sie seiner gar nicht achtet, sondern das Geschriebene mit Sand bestreut, bricht er bestürzt ab. Für sich aber spricht sie, während sie das Billet mit den Augen überfliegt, mit großer Lebhaftigkeit. Sie ist darauf gefaßt, daß der Herzog sie des Undankes zeihen werde, den sie aber dadurch von sich weist, daß dieser sie verführt habe, eine Schuld, die er durch nichts zu sühnen vermöge.*) Der Hofmarschall geht von allen Seiten um die Lady herum, während diese die Worte „Er wird — Wucher“ spricht. Endlich faßt er sich Muth, ihr zu sagen: „Milady, scheinen etwas distrakt zu sein“.**) Als er nun aber, um sich bemerklich zu machen, mit sehr lauter Stimme die Frage des Herzogs ausrichtet, steht sie lachend auf und erwiedert mit luſtigem Spotte, der den Herzog und seinen Boten auf gleiche Weise trifft***), dann aber übergibt sie ihm für den Herzog die eben geschriebene Karte und trägt, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, ihrer Kammerjungfer auf, den Wagen zu beſtellen und ihre ganze Dienerschaft zu berufen.†) Sophie ist

*) Nach Verlaſſene sollte Komma, nicht Punkt stehn. Auch gehören solche statt der Gedankenstriche nach legen und gezogen.

**) Daß er diese Worte laut spricht, die folgenden: „Ich werde mir wohl selbſt die Kühnheit erlauben müſſen“ für sich, ist nicht bemerkt.

***) Neben dem Vauxhall, dem von London nach Paris und von da auch an deutsche Höfe verpflanzten Gartenvergnügen, wird hier die deutsche Komödie genannt, die man nicht mehr als dieſes achtete, wogegen die große Opera (III, 2) hochgehalten wurde.

†) Das Mißverständniß des Wortes Garderobe veranlaßte schon 1786 die Veränderung von rufſt in rafft, das erſt 1806 wiederhergeſtellt wurde. Garderobe hieß an deutschen Höfen die Hausdienerschaft. Vgl. Goethes Großkophta II, 2.

ganz bestürzt über den Auftrag*); auch der Hofmarschall weiß nicht, wie er sich das aufgeregte Betragen der Lady, die vom Herzog so wenig ehrfurchtsvoll spricht, erklären soll. Diese aber bemerkt launig, wenn sie echauffirt sei, so werde sie auch nicht (nach Hoffitte) lügen, und so ruft sie ihm höhnend zu, er möge sich freuen, da eine Stelle eben frei geworden, er also als Kuppler sich Dank erwerben könne. Jetzt erst wird dieser aufmerksam, daß es sich hier um etwas Wichtiges handle. Als er, um darüber Aufschluß zu gewinnen, auf das ihm übergebene Blatt sieht, fordert sie ihn auf, nur zu lesen und zwar laut zu lesen**), da sie wünsche, daß, was sie geschrieben, nicht geheim bleibe, nicht bloß ihr und dem Herzog bekannt bleibe. Und so liest er laut, während die Bedienten sich im Hintergrund sammeln, ähnlich wie Goethes Beaumarchais die Bedienten Clavigos in der Galerie Zeugen sein läßt, daß dieser die von ihm diktirte Ehrenerklärung mit eigener Hand schreibt. Auffallend bleibt nur, daß der Hofmarschall nicht allein sich nicht weigert, vor den Bedienten das Billet zu lesen, sondern nicht einmal über den Inhalt erschrickt und vor Schrecken zuweilen innehält. Wenn die Lady in dem Billet behauptet, die Glückseligkeit des Landes sei die Bedingung ihrer Hingabe (des „Vertrages" mit ihm) gewesen, so stimmt dies nicht mit II, 3, wo nur von einem Eid die Rede ist, den sie den Herzog nach einiger Zeit habe schwören lassen, daß die abscheuliche Opferung der weiblichen Ehre und Unschuld aufhören solle, auch nicht damit hat, daß sie bisher sich gar nicht um den Zustand des Landes bekümmert, da sie vom schrecklichen Menschenhandel gar nichts wußte. Als Grund,

*) Sie bedient sich des deutschen Ausrufs „O Himmel!" („O Himmel und Erde" ruft Luise II, 6, wo aber auch das einfache Himmel vorkommt), wogegen der Hofmarschall weiter unten Ciel! braucht.

**) Nach „lesen Sie" möchte man noch laut vermuthen.

weshalb sie dem Herzog absagt, erscheint hier nicht die Sittenlosigkeit des Verhältnisses, welche die Tugendheldin nicht unerwähnt lassen durfte, sondern daß seine Geschenke von den Erpressungen des Volkes kommen. Auffällt auch das Geständniß, daß sie bisher seine Liebe erwiedert habe; denn dieses liegt offenbar in der Erklärung, daß sie dies jetzt nicht mehr könne. Sie scheidet als eine Freundin des Volkes, gegen das der Herzog Erbarmen von ihr, der Fremden, lernen solle, wobei es wunderlich ist, daß sie, die Gefallene, deren Geschlecht längst den Herzogstitel verloren hatte, deren Vater noch mit Frankreich verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte, sich als brittische Fürstin aufzuspielen wagt. Der Schluß, daß sie in einer Stunde über der Grenze sei, setzt die ganze Dienerschaft in Bestürzung; der Hofmarschall aber legt das Papier auf den Tisch, da er um seinen und zugleich der Lady Hals fürchtet, wenn er es dem Herzoge vorlegen wollte. Diese jedoch spottet des prächtigen Mannes.*) Freilich gehöre er zu den Leuten, die nur das, was andere gethan haben, berichten**), und so, spottet sie, sollte er den Zettel, um ihn ohne Gefahr dem Herzog in die Hände zu spielen, in eine Wildschweinpastete backen lassen, so daß er ihn selbst darin finde. Der Hofmarschall aber kann sich noch immer nicht darein finden, daß die Lady auf so vermessene Weise von dem Herzoge spricht, auf dessen drohende Ungnade er sie hinweist, als ob sie noch irgend darnach fragte.***)

---

*) Goldmann, wie in den Räubern als Liebkosungswort „goldiger Junker" steht.

**) Erwürgen, ersticken, wie auch häufig bei Goethe, hier von übermäßiger Anstrengung beim Erzählen. Man braucht so auch blauwerden. Der Gegensatz ist ungehörig; denn die Lady verlangt ja auch von ihm kein freies Wort, sondern bloß, daß er ihren freilich gefährlichen Auftrag ausrichte.

***) Der offenbare Druckfehler Lady statt Milady am Schlusse seiner Rede hat sich bis heute erhalten.

Diese hört nicht darauf, sondern wendet sich (denn mit edelster Wür[de] soll sie scheiden und den Zuschauer ergreifen) nun zum Abschiede [an] ihre Dienerschaft. Man könnte denken, daß Schiller hierbei der A[b]schied der Maria Stuart von ihrer Dienerschaft vorschwebte, da [er] schon zu Bauerbach deren Abschiedsszene aus Cambden kannte.*) [Sie] läßt die bestürzte Dienerschaft näher treten, belobt sie wegen ihr[er] Redlichkeit, ihrer uneigennützigen Treue und Liebe (dieses Verhalt[en] der Diener spricht sehr für die Gutmüthigkeit der Lady), bedau[rt] aber, daß gerade die Zeit ihres treuen Dienstes, in welchem sie si[ch] glücklich gefühlt hätten, die ihrer eigenen Erniedrigung und ihr[es] Sündenlebens gewesen, worauf sie mit Thränen im Auge das Wo[rt] der Entlassung der Diener ausspricht, die sie wie ihre Kinder b[e]trachtet. Leid thue es ihr, daß sie, da sie nicht mehr die reiche Fa[-]voritin, sondern wieder die arme Johanna von Norfolk**) sei, ihr[e] Anhänglichkeit durch keine Geschenke belohnen könne; nur ihre Schatulle betrachtet sie als ihr Eigenthum (man könnte fragen, mit welchem Rechte), und den Inhalt soll ihr Schatzmeister ihnen überliefern***); über ihren Palast habe sie kein Recht zu verfügen; sie scheide ärmer, als jeder von ihnen sein werde. Daran, daß sie ihre Leute dem von ihr verachteten und verhöhnten Herzog empfehle, ist natürlich nicht zu denken. Zum Zeichen ihrer Liebe reicht sie allen nach einander

*) Vgl. Schillers Maria Stuart V, 6.

**) Unter dem Billete an den Herzog steht bloß Johanna Norfolk. Die Abwechslung ist kaum beabsichtigt, da sie keine Ursache hatte, dem Herzog gegenüber ihren Adel zu unterdrücken, so daß auch dort wohl von hinzugefügt werden muß.

***) Sonderbar ist die Verbindung „stürze meine Chatulle unter euch", wenn man auch einfach stürzen von Umstürzen eines Gefäßes sagt. Die Kasse stürzen steht in ganz besonderm Sinne. Chatulle hier, wie Kasse, von deren Inhalt.

ihre Hände, die sie leidenschaftlich küssen, ohne ein Wort sagen zu können, worauf sie erklärt, daß sie diese Sprache ihres Herzens verstehe, und so spricht sie das letzte herzliche Lebewohl. Aber die Rührung ergreift sie so sehr, daß sie sich nicht zu entfernen vermag; erst als sie den durch ihre Kammerjungfer bestellten Wagen vorfahren hört, will sie forteilen. Da tritt ihr aber der Hofmarschall, an den sie schon nicht mehr gedacht (er hat bisher auf den verhängnißvollen Zettel ganz geistverlassen hingeschaut), in jämmerlicher Verlegenheit entgegen, welche ihren Spott erregt. Sie festzuhalten, daß sie nicht über die Grenze fahre, wagt der Feige nicht, nur möchte er gern von der einst allmächtigen Favoritin, deren Bruch mit dem Herzog ihm noch immer nicht zu Kopf will, von seinem leidigen Auftrage befreit sein. Diese aber freut sich seiner Zerschlagenheit, die sie noch durch den mündlichen Auftrag an den Herzog höhnend steigert, sie werde, weil sie nicht baarfuß nach Loretto könne, von dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben, sich durch das schwere Leben einer Tagelöhnerin reinigen. Die Erwähnung der Bußfahrt nach dem berühmten italienischen Wallfahrtsorte, wobei der bittere Gegensatz einer glänzenden Lustreise, wie sie deutsche Fürsten mit ihren Favoritinnen nach Italien zu machen pflegten, vorschweben könnte, steht der Norfolk als Katholikin (wir können uns auch den Herzog als solchen denken, wie die Familie Miller ohne Zweifel katholisch ist) wohl an, dagegen macht ihr Entschluß, als Tagelöhnerin zu arbeiten, einen sonderbaren Eindruck, da wir uns sie kaum in diesem Zustande denken, vor allem den Uebergang in denselben uns schwer vorstellen können. Daß sie am Schlusse statt der Sünde, der sie sich schuldig gemacht, den Schimpf nennt, einen Fürsten beherrscht zu haben, der kein Erbarmen gegen sein Volk gekannt, wirkt freilich überraschend, entspricht aber ganz ihrer Verachtung und gibt ihrem Abgang eine scharfe Pointe, auf die es Schiller abgesehen, welcher sich gerade in dieser

Szene auf den Wechsel des Komischen und Tragischen etwas zu Gute thun mochte, der aber hier den Eindruck, womit uns die Lady entlassen soll, bedeutend abschwächen möchte. Daß die mit dem Bewußtsein ihrer bisherigen Erniedrigung und dem ernstlichen Vorsatze, sich von jetzt an der Tugend zu widmen, scheidende Favoritin noch Lust daran findet, des leersten und eitelsten Hofschranzen zu spotten, dürfte ihrer Lage wenig entsprechen. Diese ganze Ausführung ihres Scheidens fällt dadurch noch entschiedener aus dem Rahmen der Handlung heraus, auf die sie eben gar keinen Einfluß hat, da die Milford nicht einmal ihrer geplanten Verheiratung gedenkt und kein, freilich nach Lage der Sache völlig erfolgloses Fürwort für die Verbindung des Bürgermädchens mit dem adligen Major bei dem mit Hohn aufgegebenen Herzog einlegen kann. Freilich gedenkt Ferdinand V, 2 ihrer Flucht, aber dies konnte er auch, ohne daß dieser Entschluß uns dramatisch vorgeführt würde, und er ist dort im Grunde ohne Bedeutung.

Aus der Handlung entwickeln sich die Charaktere, wie die Gestaltung dieser den Gang derselben wesentlich fördert. Beginnen wir mit dem sogenannten Helden, mit Ferdinand, so ist man ungerecht, wenn man von ihm Stärke und Festigkeit im Handeln verlangt, er ist ein wertherscher Charakter, nur stark in schwärmerischer Leidenschaft, nicht in folgerechtem, rücksichtslos sich durchsetzendem besonnenen Handeln. Von seinem frühern Leben hören wir wenig; der Mutter wird nicht gedacht, von Schwestern und Brüdern ist keine Rede, auch kaum von Freunden; denn aus dem Worte des Vaters, er fliehe seit einiger Zeit die Zirkel, die er früher besucht (I, 7), folgt dafür eben sehr wenig, da wir ihn ganz einsam finden und die Gesellschaftszirkel nur für Bekannte, nicht für nähere Freunde sprechen. Der Vater ist zu sehr von Ehrsucht beherrscht, ganz allen edlen Gefühlen fremd, als daß er, wie hoch er auch mit

ihm hinaus will, da auf die steigende Ehre seines Geschlechts sein ganzes Sinnen hinausläuft, für den Sohn ein Herz haben, diesen an sich zu fesseln vermöchte. Von seinem Bildungsgange wissen wir nur, daß er Akademien besucht, von denen er Grundsätze mitbrachte*), die dem Kabalenschmiede Wurm gleich nicht recht eingeleuchtet haben (III, 1), „phantastische Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel". Der Vater nennt ihn dieser Ansichten wegen einen Romanenkopf (I, 7), weil die neuern Romane solche hohe Ideen verbreiten; man denke nur an Goethes Werther, Millers Siegwart, Sophiens Reisen von Hermes. Ferdinand hat auch seiner Luise Romane zum Lesen gegeben, die ihr Vater ins Feuer wünschte, da sie „überhimmlische Alfanzereien" daraus lerne und in eine „Schlaraffenwelt" dadurch versetzt werde (I, 1). Wurm sagt uns auch, Ferdinand habe immer den Kopf zu der Regierung seines Vaters geschüttelt, was auf ein näheres Verhältniß zum Vater zu deuten scheint, als wir sonst anzunehmen berechtigt sind. Aber Ferdinand hat nicht allein Ideen von Menschenrecht und Freiheit, er fühlt sich auch als „deutscher Jüngling" (vgl. das Ende des ersten Aktes). Wurm fürchtet (III, 1), bei ihm, dessen Ehrgeiz nur das Große und Abenteuerliche reize, würden, wenn er den Vater vergesse, die Pflichten des Patrioten vordringen, wobei freilich zunächst nur an das Wohl des kleinen Herzogthums gedacht wird. Seine politische Anschauung verräth er, als er der Lady gegenüber betont (II, 3), nicht der Fürst, sondern der Staat habe ihm durch dessen Hand den Degen gegeben, und erklärt, der Herzog könne nicht Gesetze der

*) „Die er aus Akademien hierher brachte", wo wir jetzt von brauchen, während wir aus der Schule sagen. Goethe sagt in dem Briefe eines Landgeistlichen aus Schwaben: „Mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam".

Menschheit verdrehen. Schon im zwölften Jahre war er Fähndrich geworden, und der Vater hat es durchgesetzt, daß er im zwanzigsten Major wurde (I, 7). Aber der Soldatenstand hat ihn ebensowenig Unterordnung gelehrt, da er nur ein Spielwerk, eine Rangstufe für ihn war, als er auf der Akademie an strenges, folgerechtes Denken gewöhnt worden und er dem trockenen Fachstudium sich hingegeben. Die hohen in der Zeit liegenden Ideen von Humanität, von dem ewigen Rechte des Menschen, von Adel der Gesinnung und geistiger Freiheit haben auch ihn, der mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit lebte, mächtig hingerissen, er ist zum Schwärmer und Träumer geworden. Der Vater hat ihn ruhig seines Weges gehn lassen, und wenn er auch lieber gesehen, daß er auf der Hochschule ein flottes, ja liederliches Leben, insofern es nur standesgemäß war, geführt, so hat ihn doch auch dieses nichts fürchten lassen, da er hoffen zu dürfen glaubte, daß, sobald er nur einmal in das goldene praktische Leben trete, diese hohen Ideen vor der Nützlichkeit schwinden würden, wenn er sehe, welche unendliche Vortheile ihm der Hofdienst in Aussicht stelle, falls er nur es mit der Ehrlichkeit und sittlichem Adel nicht so genau nehme. Freilich war sein Vertrauen auf die Macht des eigenen Vortheils bei dem Sohne sehr übertrieben, wenn er so weit ging, diesem die schlechten Wege, auf denen er zu seiner Stellung gelangt war, aufzudecken, ja selbst das Verbrechen, wodurch er seinen Vorgänger weggeschafft, zu entdecken, aber er hoffte die Stimme des Gewissens auch bald in dem Sohne, den er, wie gern er ihm auch jede Freiheit ließ, zum strengsten Gehorsam gegen alle seine Befehle gewöhnt hatte*), zu ersticken, diesen an den Ge-

*) Eckardt meint, durch die Mittheilung seines verbrecherischen Treibens sei alle väterliche Autorität vor Ferdinands erschrecktem Auge zusammengebrochen, aber dieser hat keine Ehrfurcht vor diesem empfunden, er war nur gewohnt, den Befehlen des Vaters als seines Vorgesetzten Gehorsam zu leisten.

Danken zu gewöhnen, daß man ohne krumme Wege nichts erreichen könne und, wer etwas werden wolle, kein enges Gewissen haben dürfe; sollte ja sein Sohn es noch weiter als er bringen, vielleicht gar, wie er es I, 7 ihm gegenüber ausspricht, zum Throne selbst gelangen, eine Aussicht, die doch so phantastisch und außerhalb aller in den damaligen Verhältnissen gegebenen Möglichkeit liegt, daß die betreffende Stelle immer anstößig bleibt. Man hat es unbegreiflich gefunden, daß der Präsident dem phantastischen Sohne sein fürchterliches Geheimniß habe anvertrauen können, und es dürfte dem Dichter wohl sehr schwer geworden sein, dieses, wenn er es auf der Bühne hätte darstellen sollen, als wahrscheinlich zu begründen, aber ganz anders ist es, da es als geschehen vorausgesetzt wird, es vor dem Stücke liegt, in welchem Falle, wie schon Aristoteles bemerkt (Poet. 24), eine Unwahrscheinlichkeit gestattet ist. Der Dichter bedurfte dieser Voraussetzung zu der Abwendung der brutalen Gewalt, durch welche der Präsident I, 7 kurzer Hand den Knoten zu zerhauen denkt. Wie lange dies her ist, wie lange sich Ferdinand schon wieder zu Hause befindet, bleibt im Dunkel. Drei Monate lang (seit dem November) hat das Verhältniß zu Luisen gedauert; er könnte im Sommer oder schon im Frühling zurückgekehrt sein. Die Mittheilung des Vaters mußte schwer auf die Seele des von Recht und Freiheit träumenden Jünglings fallen, der dem Vater nicht entgegenzutreten wagte; er schwieg und zog sich immer tiefer in sich selbst zurück. Gegen seine Luise gedenkt er (I, 4) des Fluches, den er vom Vater erben werde. Der Präsident sagt selbst (I, 7), daß er an Ferdinand eine Zeit lang die rasche, offene Jugend vermisse, die ihn sonst so entzückt habe, daß ein seltsamer Gram auf seinem Gesichte brüte, daß er ihn fliehe. Eckardt denkt, auch die Beförderung zum Major, bei welcher er wohl andern verdienten Offizieren sich habe vorschieben lassen müssen, habe seinen Rechtssinn verletzen müssen. Der Dichter bringt dies so neben-

sächlich vor, daß er darauf jedenfalls kein bedeutendes Gewicht gelegt haben dürfte. Die Beförderung zum Major erfolgte nach der Rückkehr von der Akademie. Ferdinand ließ sich diese als gehorsamer Sohn gefallen, aber der Vater hat bis jetzt noch nicht gewagt, ihn in die Verwaltung zu ziehen, da er seinen argen Mißmuth über die Willkürherrschaft nicht unterdrücken konnte und die Mittheilung des verbrecherischen Treibens des Vaters ihn in sich geschencht hatte. Die trübselige Stimmung des trotz seines Majorsranges vereinsamten, man könnte denken wegen seiner Bevorzugung gerade gemiedenen Sohnes des Präsidenten ist von Schiller glücklich benutzt, um die Verbindung mit Luisen einzuleiten und dieser den rechten Hintergrund zu leihen. Ferdinand ist zu Miller gekommen, um bei ihm Unterricht auf der Flöte zu nehmen, zur Unterhaltung in einsamen Stunden (V, 3). Eckardt sieht in der Wahl der Flöte doch zu viel, wenn er meint, aus dieser spreche nicht bloß Schmerz, auch Sehnsucht, ein süßes irdisches Verlangen, ein Seufzer um Liebe; Ferdinand habe wohl nie lebhafter, als in den Tagen, wo er den Vater verloren (er hatte ihn wohl nie besessen), nach einem theilnehmenden Herzen gesucht; menschenscheu habe er der Kunst ungestört leben wollen, um in Tönen ungestört zu sagen, was er leide. Dazu wäre aber die Dichtkunst, zu der Ferdinand gar keine Anlage zu haben scheint, geeigneter als das Flötenspiel, das seiner Leichtigkeit wegen beliebt war. Friedrich der Große war nicht allein Liebhaber der Flöte, sondern auch der Dichtung. Wenn Ferdinand in jenem leidenschaftlichen Augenblicke, wo ihn Luisens vermeintliche Untreue in wilde Verzweiflung gestürzt hat, zu Miller sagt: „Wir akkordirten Ruhe für meine einsamen Stunden. Er betrog mich und verkaufte mir Skorpionen", so ist es ihm hier um den bittern Gegensatz zu thun; deshalb wählte er das zu diesem passendere, aber die Absicht, die er bei seinem Flötenspiel hatte, weniger gut bezeichnende Ruhe.

Er sieht die Tochter in ihrer reizenden Unschuld, in ihrer innigen Theilnahme für den so vornehmen als liebenswürdigen Jüngling; sein schwärmerisches, einem idealen Glücke zugewandtes Herz findet sich wunderbar zu ihr hingezogen, er gibt sich ganz seiner glühenden Sehnsucht hin, die von Tag zu Tag steigt, die immer neues Glück in der ihre ersten Regungen ihm weihenden, von seiner Liebe geöffneten jungfräulichen Seele findet. Es war ein süßes, durch die Musik vermitteltes Zusammenleben, da Luise den jungen Baron auf dem Klavier begleitete. Ihre Liebe war so keusch, wie selig. „Mein Herz", äußert er IV, 2, „trat beim Erröthen des ersten Kusses sichtbar in meine Augen. — Meine wildesten Wünsche schwiegen; vor meinem Auge stand kein Gedanke als die Ewigkeit und das Mädchen." Luise selbst beschreibt I, 3 in leidenschaftlicher Aufregung, wie sie beim ersten Anblicke Ferdinands den von ihrem Herzen Ersehnten, „den Immermangelnden" erkannt. Beide gaben sich dem beseligenden Gefühle hin, daß sie sich ganz angehörten, daß sie vom Himmel für einander bestimmt seien. In der Nähe der Geliebten hat Ferdinand alle trüben Gedanken vergessen, ja es kümmert ihn nicht, wie sein Verhältniß zum einfachen Bürgermädchen sich entwickeln werde, er überläßt sich der Seligkeit des reinen Genusses ihrer Liebe. Luise ist es, die zuerst die Unmöglichkeit ihrer Verbindung mit dem adligen Sohne des Präsidenten erkennt, die darüber um so mehr beunruhigt wird, als sie nur zu tief empfindet, daß sie ihn nicht entbehren könne, aber sie überredet sich, daß sie sich stark dazu fühle, ihm für dieses Leben zu entsagen, doch im Jenseits, wo alle irdischen Schranken fallen, wird sie unzertrennlich mit ihm verbunden sein. Als sie ihm ihre Furcht äußert, daß man sie von einander trennen werde, da geräth der Schwärmer in Feuer und Flamme, niemand könne zwei Herzen von einander trennen, die für einander geschaffen seien. Als ihr Unglück fühle er es, daß er der Sohn des vom Fluche des

Landes verfolgten Präsidenten sei, nur die Liebe könne ihm dies versüßen; Luise solle nur ihm vertrauen, an seinem Arm werde sie ein seliges Leben genießen. Sie aber weist alle Hoffnung darauf zurück und flieht von ihm mit der Verzweiflung, daß der Friede ihres Lebens auf ewig dahin sei. Ferdinand weiß keinen Rath, sonst würde er sie nicht fliehen lassen. Als sein Vater ihn darauf zu sich bescheidet, da zeigt er freilich diesem gegenüber in leidenschaftlichster Weise seinen Abscheu vor dessen verbrecherischer Laufbahn, ja er ärgert ihn durch das alle seine Pläne mit ihm durchkreuzende Bekenntniß, daß seine Wünsche in seinem Herzen ruhten, und mit derselben Hitze weist er die ihm angetragene Verbindung mit der Mätresse des Herzogs als eine Entwürdigung zurück; dagegen wagt er nicht, ihm mit männlichem Muthe seine unebenbürtige Liebe zu gestehn und das heilige Recht des Herzens geltend zu machen, schneeblaß und zitternd steht er wie ein Schulbube da, der sich hinter die offenbare Unwahrheit flüchtet, es sei nichts. Dem drohenden Befehl, zur Milford zu gehn, folgt er pünktlich, nur will er sie durch die entschiedenste Aeußerung seiner Verachtung zum Rücktritt bewegen, ja er redet sich in den Entschluß hinein, sollte sie ihren Anspruch auf ihn nicht aufgeben, öffentlich bei der angesetzten Hochzeitsfeier ihre Hand zurückzuweisen, als deutscher Jüngling die stolze Brittin zu verwerfen. Schiller hatte dies wohl berechnet; diese Stelle ward bereits bei der ersten Aufführung mit jubelndem Beifall begrüßt, und noch heute reißt „der deutsche Jüngling" Herz und Hand der Zuschauer hin, obgleich diese Aeußerung im Munde Ferdinands nur eine schwärmerische Rodomontade ist. Als thatkräftiger Charakter müßte er, statt die fürstliche Favoritin durch seine ausgesprochene Verachtung zu strafen und zum Rücktritt zu bewegen, entschieden dem schmachvollen Befehle seines Vaters sich widersetzen und seine Liebe zum Bürgermädchen bekennen. Auch wäre dies besonnener gewesen, da er einmal fürchten

muß, die Milford werde nicht von ihm lassen, und er zunächst zu besorgen hat, der fürchterliche Zorn seines so rücksichtslosen wie mächtigen Vaters, der offenbar von seiner Liebschaft weiß, werde sich gegen Luisen und ihr Haus wenden. Der Lady gegenüber läßt er sich freilich durch die Leidenschaft hinreißen, dieser mit dem Ausdruck seiner Verachtung entgegenzutreten, aber ihr Schmerz rührt ihn, so daß er ihre Hand ergreift, und wenn er ihr auch darauf nachdrücklich die Wahrheit sagt, so weiß diese doch durch gefühlvolle Darstellung ihres Unglücks ihn so hinzureißen, daß er sein doch von seinem Standpunkte aus, wenn er überhaupt ihre Hand persönlich zurückweisen wollte, vollberechtigtes Betragen für eine unverzeihliche Beleidigung erklärt, und die Hervorhebung ihres segensvollen Wirkens im Herzogthum, das doch durch die Ferdinand sehr wohl bekannte und von ihm selbst eben erwähnte Vergewaltigung des Landes widerlegt wird, Beschämung und „wüthende Reue" in seinem Herzen erregt, ja als sie ihn bittet, sie durch seine Hand aus dem Lasterleben zu retten, weiß er, von solcher abenteuerlichen Großthat hingerissen (er selbst gesteht gegen Luise II, 5 den mächtigen Eindruck, den die Lady auf ihn geübt, daß er den gefährlichsten Kampf bestanden), ihr kleinlaut nichts anderes entgegenzusetzen als seine Pflicht und Liebe gegen das Bürgermädchen. Erst ihr Erbleichen und stummes Wegwenden ermuthigt ihn, das Durchsetzen seiner Liebe im Kampfe gegen Konvenienz und Mode leidenschaftlich zu betonen. Aber als sie dennoch trotz seiner Berufung auf sein und der Geliebten Glück von ihm nicht abläßt, weil ihre Ehre sonst unverbrüchlich verloren sei, als sie alle Mittel gegen ihn in Bewegung zu setzen droht, da hat „der deutsche Jüngling" kein Wort der Erwiederung, und er steht nach ihrer Entfernung noch längere Zeit „in sprachloser Erstarrung" da, ehe er aus dem Zimmer stürzt; er hat ein Spiel mit ihr versucht, das er nicht zu Ende führen kann, weil er nicht bedacht hat,

daß die Favoritin mit seiner Hand auch ihre Stellung am Hofe verliert, und es ihr gegenüber kein anderes Mittel gab, als entschiedene Zurückweisung der ehrlosen Zumuthung. Jetzt erst, wo er sich durch seine leidenschaftliche Unbesonnenheit eine neue Feindin geschaffen, eilt er zu Luisen, da er fürchtet, sein Vater habe sie überfallen, woran er hätte denken sollen, ehe er der Lady die Beleidigung ins Gesicht schleuderte. Als er Luisen wieder in den Armen hält, zeigt er sich freilich wieder als leidenschaftlicher Liebhaber, aber er ist unbesonnen genug, die das Schlimmste Ahnende durch seine Aeußerungen zu erschrecken, so daß sie Alles verloren gibt, und eben so unbesonnen will er, nachdem er erklärt, allen Kabalen zum Trotz seine Liebe durchzusetzen, sofort zu seinem Vater, um diesem zu erklären, daß Luise die Seine werden müsse, ohne an den drohenden Ueberfall des Präsidenten zu denken. Erst Luise muß ihn an die über ihnen schwebende Gefahr erinnern und der Alte ihn festhalten und auffordern, seinen Vater hier zu erwarten. Jetzt bedenkt er zuerst ernstlich die ihm mächtig entgegenstehende Gewalt seines Vaters, doch die Liebe siegt und er ermannt sich denn nun zum festen, nicht bloß leidenschaftlichen Entschlusse, diesem zum Trotze solle Luise die Seine werden. Ohne zu bedenken, welche Gefahr mittlerweile der Geliebten droht, will er zum Vater hin, um ihm seinen unerschütterlichen Willen zu erkennen zu geben, als dieser eintritt. Ihm gegenüber erklärt er fest und entschieden, daß Luise die Seine sei, bei ihrer Beschimpfung zuckt er den Degen nach dem Vater, zieht ihn aber ein, da er sich erinnert, daß er ihm sein Leben schulde. In den Streit zwischen dem Präsidenten und Miller mischt er sich zunächst nur mit der Bemerkung, daß sein Vater hier eine nicht beneidenswerthe Rolle spiele; als dieser aber in grimmigstem Zorne Miller nebst Mutter und Tochter das Aergste droht, bittet der Sohn ihn bescheiden, sich nicht zu übereilen und nicht seine Liebe zu reizen, was

der Vater für eine leere Drohung hält. Den Gerichtsdienern gegenüber schützt er die Geliebte, er verwundet sogar einige (?) derselben, die sie anfassen; aber der Vater entreißt ihm Luisen, ohne daß er den Degen gegen ihn zu zücken wagte. Seinen Spott und seine Drohung, mit der Geliebten am Pranger zu stehn, verachtet der Präsident; auch fürchtet er nicht, daß er sein Wort, die Geliebte lieber zu durchbohren, wahr machen werde. Als alles nichts hilft, rafft Ferdinand sich endlich zu dem äußersten Entschlusse zusammen, er droht das ihm vertraute Verbrechen seines Vaters der Welt zu verkünden. Merkwürdig ist es, daß Ferdinand sofort wegeilt, ohne den Erfolg seiner Drohung abzuwarten. Wir müssen fragen, wird er denn seine Drohung ausführen oder durch wen erfährt er noch zeitig genug, daß der Präsident Luisen freigelassen? Wahrscheinlich wird gedacht, daß der Vater selbst dem Sohne die Mittheilung mache. Dann aber sollte die Szene mit dem Nachruf „Ferdinand!" schließen, das jetzt vor dem Befehle: „Laßt sie ledig!" steht. Erst in der vierten Szene des folgenden Auftritts erfahren wir, daß er die Drohung nicht erfüllt; auf welche Veranlassung wird nicht angedeutet. Kaum können wir glauben, daß er, ehe er von Luisens Befreiung unterrichtet war, von der Ausführung zurückgeschreckt sei.

Wäre Ferdinand ein energischer Charakter, so müßte er das so wohl erprobte Mittel auch zur Erreichung seines nächsten Zweckes verfolgen, er müßte den Vater zwingen, in die Verbindung mit dem Bürgermädchen zu willigen, mit dem er ja gern die fürstliche Residenz verlassen würde, wozu im Hausvater Graf Wodmar das uneben-bürtige Paar veranlaßt. Damit ginge aber die ganze Tragödie verloren. Ferdinands schwärmerischem Charakter widerspricht es nicht, daß er, statt folgerecht durchzugehn, mit der Geliebten fliehen will. Sein Entschluß ist so leidenschaftlich dringend, daß er schon alles dazu bereitet hat, ja er will sich nicht scheuen, Summen auf

den Vater zu erheben, was er durch den eher eines Räuber Moor als des für das Recht begeisterten Ferdinand würdigen Satz vertheidigt: „Es ist erlaubt einen Räuber zu plündern, und sind seine Schätze nicht Schätze des Vaterlandes?" dessen Schluß gerade noch schärfer das Unrecht hervorkehrt, da die Schätze des Vaterlandes eben nicht dem Sohne des Räubers, sondern dem Vaterland gehören. Wir nehmen keinen Anstand daran, daß der Schwärmer im einzelnen Falle seiner Leidenschaft das Recht zum Opfer bringt, wie er auch sich darüber leicht hinwegsetzt, daß er Luise mordet und dadurch den Vater unglücklich macht (IV, 4. V, 4), nur die Beschönigung seines Unrechts scheint uns zu plump.*) Daran, daß sein gerade nicht fein ersonnener Plan (Nachts soll ein Wagen bei der Wohnung des Musikers anfahren, er will alle seine Kostbarkeiten verkaufen, Geld auf seinen Namen nehmen) an der Vorsicht seines Vaters, der ihn mit Spürern umgeben wird, scheitern könne und dieser dann im Rechte sei, gegen ihn und Luisen einzuschreiten, bedenkt er nicht. Aber die Tragödie forderte eben diese Wendung. Die Ausführung der Flucht hindert Luise, da sie nicht den Fluch des Vaters auf sich laden will. Aber schon ist ein anderer Schlag gegen sie eingeleitet, der in Folge des in Ferdinand eben durch Luisens Weigerung erregten Verdachtes mit voller Kraft auf die Unglückliche niederfällt. Gerade die Begründung dieses eifersüchtigen Verdachtes war eine der schwierigsten Aufgaben. Ferdinand, der das, wie ihm schien, einzige Mittel (denn die Anzeige seines Vaters als eines Mörders hat er als unnatürlich aufgegeben) ergriffen hat, um die Geliebte zu erringen,

*) Moritz bemerkte: „So ungefähr denkt auch Karl Moor in den Räubern — und doch scheinen dies die Lieblingscharaktere des Verfassers zu sein, der sie gewiß mit Wohlgefallen betrachten muß, sonst würde er sie ja nicht erschaffen haben."

sieht sich durch Luisens Widerstand bitter getäuscht. Die Rücksicht auf ihren Vater hat er glücklich beseitigt, dagegen weiß er auf den die Flüchtigen verfolgenden Fluch seines Vaters nichts zu erwiedern, und im Aerger darüber trifft ihn um so bitterer die freilich etwas nüchterne Erklärung, wenn nur ein Frevel Ferdinand ihr zu erhalten vermöge, so habe sie noch Stärke genug, ihn zu verlieren. Der feurige Geliebte, der keinen andern Gedanken hat, als den der Vereinigung mit der vom Himmel selbst ihm zugeschaffenen Seele, muß eine solche Entsagung für einen der Liebe unmöglichen Verrath halten! Ferdinand stutzt und versinkt in düsteres Nachdenken, dem er auch nicht durch die Versicherung, wie gräßlich ihr der Gedanke sei, ihn zu verlieren, entrissen wird. Jedes besonnenen Nachdenkens ist er eben so unfähig als der Erinnerung daran, daß Luise seinen vor dem Vater bekannten Liebesschwur erwiedert hat (II, 6), woran freilich der Dichter auch Luisens selbst wegen nicht erinnern darf, da diese ja daran so unauflöslich gebunden ist wie an ihren spätern Eid. Als sie aber nun gar ihren Anspruch auf ihn als eine Sünde bezeichnet, indem sie die seine leidenschaftliche Ueberzeugung verhöhnende Ansicht ausspricht, die verschiedenen Stände schieden auch die Herzen von einander, wird er immer argwöhnischer gegen die Geliebte, die sonst so gern seinem idealen Flug gefolgt ist, nun aber ihren eigenen Weg wandelt, der sie von ihm auf ewig trennt. Ihre Berufung auf seinen Muth, gleich ihr eine Liebe aufzugeben, die sie jetzt als ein Verbrechen erkenne, für welches sie die verdiente Strafe treffe, wirkt noch schlimmer, da seiner schranken- und rücksichtslosen Liebesglut, in die sein ganzes Wesen versunken ist, nichts ferner liegen kann. So kann er denn nicht mehr zweifeln, daß Luise die Bande, die sie an ihn fesselten oder zu fesseln schienen, gebrochen, daß sie die sein einziges und das höchste Glück seines Lebens bildende Harmonie zerrissen habe, daß er von ihr betrogen sei, was der Dichter auf eine sehr

verständliche, aber freilich auffallende Weise dadurch bezeichnet, daß Ferdinand „in der Zerstreuung und Wuth“ (in seiner Wuth, die nicht weiß, woran sie sich auslassen soll) eine Violine ergreift, darauf zu spielen versucht und als sie ihm widerwärtig tönt, zuerst die Saiten zerreißt, zuletzt sie selbst zerschmettert und über die Zerstörung der ihm Widerstrebenden laut auflacht.*) Es ist, als ob jetzt schon der Gedanke, die Treulose zu tödten, in seiner Verzweiflung aufleuchte. Noch tiefer verletzt ihn trotz aller aus Luisens Worten sprechender verzweifelnden Liebe die Aufforderung, von ihr zu lassen und eine standesmäßige Verbindung einzugehn. Die mit schwer unterdrückten Thränen ausgesprochene Absicht, in ein Kloster zu gehn**) und ihre unglückliche Liebe, deren Erinnerung sie doch noch zuweilen erfreuen werde, zu beweinen, hört er in seiner Betäubung nicht mehr. Erst als sie sich mit zitternder Hand von ihm verabschiedet, und da er nicht antwortet, unfähig weiter zu reden, sich in den Hintergrund des Zimmers, beide Hände vor das Gesicht haltend (vgl. oben S. 81)***), zurückgezogen, erhebt er sich wieder, und schon völlig an seiner Liebe verzweifelnd, stellt er zum letztenmal die Frage, ob sie ihm auf seiner Flucht nicht folgen wolle. Als sie aber sich wieder auf ihre Pflicht zurückzieht, da bricht der schon lange in seiner Seele

*) Eckardt meint sonderbar: „Etwas in ihm ist zerstört worden, und es thut ihm wohl, wieder zu zerstören.“ Er irrt auch wohl entschieden, wenn er meint, Ferdinand ergreife die Violine, um sich zu beruhigen.

**) Denn nur auf diese Zuflucht unglücklicher Liebe (auch Amalia droht Franz Moor mit „Kloster und Mauern“ III, 1) dürften die „einsamen Mauern“ gehn, wie wenig auch Luise daran denken kann, ihren Vater zu verlassen.

***) Die szenarische Bemerkung fehlt am Ende ihrer Rede, sie folgt aber nachträglich vor den folgenden Worten Luisens. Irrig ist es, wenn Eckardt, darauf nicht achtend, bemerkt: „Luise, für die Festigkeit ihres Verlustes zitternd, hat sich von Ferdinand entfernt.“

arbeitende, immer fester gewordene Verdacht in den bittern Worten hervor: „Schlange*), du lügst. Dich fesselt was anders.“ Luise wird durch einen solchen Verdacht aufs tiefste zerrissen, aber wie könnte sie ihn widerlegen! Fühlt sie auch, wie schrecklich ihn dieser Verdacht foltern muß, so tröstet sie sich doch mit dem Gedanken, daß derselbe ihn vielleicht ihren Verlust weniger schwer ertragen lasse. Aber ein solcher Gedanke kann unmöglich in Luisens Seele treten, die empfinden muß, daß gerade der Verrath seiner Liebe eine Höllenqual für ihn sein wird. Und man kann diese Aeußerung auch nicht dadurch retten, daß sie hier nicht die Wahrheit spreche; dies ist ebenso wenig ihrer reinen Seele gemäß, als es irgend einen Zweck hätte. Wir können unmöglich Eckardt beistimmen, Luise scheue keine Farbe der Darstellung, um Ferdinand zum Rücktritt zu bewegen, und sie fühle noch eine gewisse schmerzliche Wollust, einen Verdacht in seiner Seele geweckt zu sehn und unter demselben unschuldig zu leiden. Wäre dies möglich, so durfte sie am wenigsten ein solches Gefühl äußern. Nein, Schiller hat sich hier hinreißen lassen, Luisen Worte in den Mund zu legen, die Ferdinands Verdacht noch verstärken, ihr aber durchaus fremd sind. Ein bloßer Ausdruck ihres Schmerzes wäre hier allein passend, wenn sie dieser nicht ganz verstummen läßt. Ferdinand ist seiner Sache gewiß. Die kalte Pflicht, die sie ihm jetzt statt feuriger Liebe zeigt, kann er nur für ein Märchen halten, hinter dem sich eine andere Liebe verberge, welcher der schmählich Betrogene auf die Spur zu kommen droht. Mag es

*) Wie in den Räubern V, 2 Karl Moor Amalia mit den Worten: „Fort, falsche Schlange!“ von sich schleudert, und der alte Moor sagt daselbst von seinem Franz: „Ich traute der Schlange.“ Vorschwebt Evas Verführung durch die Schlange. Goethes Faust ruft so dem Mephisto in der Szene „in Wald und Höhle“ zu: „Schlange! Schlange!“ Auch V, 2. 4. 7 kommt die Bezeichnung Schlange, daneben Natter, mehrfach vor.

hiernach auch Schiller nicht gelungen sein, Ferdinands Ueberspringen aus feuriger Liebe zum Verdacht der Untreue auf völlig genügende Weise zu motiviren, so hat er doch alles gethan, um sie nicht unglaublich erscheinen zu lassen. Die ganz unerwartete Stimmung, in der er sie findet, die erste Weigerung, seinem Wunsche entgegenzutreten, die von ihr ausgesprochene Ansicht von der die Herzen trennenden Kluft der Stände, der er eine reine Seele unfähig hält, alles treibt den leidenschaftlichen Schwärmer zu dem sein ganzes Glück zerstörenden Verdacht, da ihm eben nichts ferner liegt als ruhige Erwägung der Verhältnisse. Eckardt meint, vielleicht sei ihm der Verdacht dadurch näher gelegt, weil er der Milford gegenüber an sich selbst ein Schwanken erfahren habe. Eher könnte man glauben, der böse Hauch der höhern Stände, die an keine weibliche Tugend und Ehre glauben, wie sich dies beim Ueberfalle des Präsidenten so schneidend aussprach, ergreife ihn unwillkürlich und schüre den grausen Verdacht. In diesem Sinne sagt Palleske, Ferdinand trage den Fluch seines Standes. Eckardt bemerkt: „Ferdinands innere Bewegung ist an sich sehr gut angelegt und richtig gedacht, schlägt aber am Schlusse zu rasch in Eifersucht um. Der Umschlag an sich ist nicht unwahr, es fehlen nur einige verbindende Linien.“ Er irrt aber eben, wenn er glaubt, erst bei Luisens Worten: „Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden“, erfasse ihn der grimmige Verdacht der Eifersucht. Derselbe meint, es wäre gut gewesen, wenn Ferdinands Eifersucht schon bei einem frühern Anlasse bemerkbar und ihr ein scheinbarer Grund geboten worden wäre; allein ein solcher dürfte kaum möglich sein, auch muß man erwägen, daß, wo glühende Liebe sich zurück gesetzt wähnt, sogleich Eifersucht unversehens ihr Haupt erhebt.

Dem von der Qual der Eifersucht ganz unterwühlten Ferdinand wird der am vorigen Abend Luisen abgedrungene Brief in die Hand

gespielt, der seinen Verdacht auf das handgreiflichste zu bestätigen scheint. Dieser Verrath scheint ihm um so schreiender, als die Falsche ihm reinste Liebe und Unschuld vorgespiegelt und ihn so schrecklich zum Besten gehalten hat. So muß denn der schmählich Betrogene auf Rache sinnen. Das nächste ist (die Leidenschaft macht ihn thatkräftig), daß er den Hofmarschall, an den das zum Stelldichein einladende Billet gerichtet ist, zur Rede stellt. Als Verletzer seiner Ehre, da er mit dem Mädchen gebuhlt, mit dem er selbst so lieb- und unschuldsvoll geschwärmt, soll sich dieser mit ihm schießen. In der Hast der Leidenschaft und bei der Wuth, daß ein solcher Schurke sich an seine Luise gewagt, läßt er ihn gar nicht zu Worte kommen, da dieser nicht geradezu sich zu dem Streiche bekennen mag, den der Präsident mit ihm gespielt. Daß er Lust hat, über die Angst des armseligen Menschen zu spotten, und erst später wieder in seine Wuth zurückfällt, dürfte kaum Ferdinands Charakter gemäß sein; ebenso wenig, daß er darauf ihn zu Rede stellt, wie weit er mit dem Mädchen gekommen. Dagegen widerspricht es diesem nicht, daß er seine Drohung, den Feigling, der den Zweikampf von sich ablehnt, falls er nicht bekenne, zu erschießen, nicht ausführt, obgleich dieser ihn damit hinhält, es sei alles nichts, und in der Hast dessen weitere zusammenhangslos ausgestoßene Aeußerungen mißversteht. Höchst unwahrscheinlich aber ist es, daß Ferdinand die Aeußerung des Gegners: „Ich sah sie nicht. Ich kenne sie gar nicht. Ich weiß gar nichts von ihr", für ein so feiges wie freches Ableugnen seiner selbst und der Geliebten wegen hält, auf keine nähere Erklärung wegen des Briefs dringt und jenen als keines Schusses Pulver werth aus dem Zimmer stoßt, da er doch, wie er fest überzeugt ist, seine Ehre als Offizier und Adliger auf so schmachvolle Weise verletzt hat, daß er Ersatz dafür fordern muß. Die Auskunft, daß er ihn zu sehr verachte, um sich an ihm zu rächen, wie Ferdinand ähnlich in Betreff

Luiſens ſich äußert (V, 7), genügt nicht. Zur Vertheidigung könnte man höchſtens ſagen, jetzt, wo er ſelbſt durch des Hofmarſchalls in hitziger Wuth mißverſtandene Worte überzeugt iſt, der Vater habe ſeine Tochter an ihn verkuppelt, ſei ihm ſeine Ehre nichts mehr, alle ſeine Gedanken einzig auf Rache gerichtet: aber dies ſtimmt weder mit der Laune, womit er ihn entfernt, noch mit dem langen Stillſchweigen, das dem Entſchluß der Rache vorhergeht. Eckardts Entſchuldigung, der leidenſchaftlich Aufgeregte fühle eine ſchmerzliche Wolluſt, wenn ſich ihm neue Gründe zum Menſchenhaſſe bieten, trifft hier nicht zu. Gerade deshalb müßte er die ganze Tiefe ſeines Unglücks von Kalb zu erfahren ſuchen, aber das ging eben nicht, weil die dadurch nothwendig ſich ergebende Entdeckung den tragiſchen Ausgang aufhöbe.

Entſchieden iſt es, daß er Rache an der Verrätherin üben muß, an der ſein ganzes Herz gehangen; aber er ſelbſt kann den Verluſt ihrer Liebe und ſeiner Ehre nicht überleben, und ſo ſteht es bei ihm feſt, daß ſie zuſammen ſterben müſſen. Vgl. oben S. 64 f. In ſchwärmeriſcher, wertheriſcher Weiſe bittet er Gott, ihm dieſes Gericht zu verzeihen; aber gleich darauf ſpringt er in fürchterlichſter Wuth auf den Gedanken über, daß er ewig mit ihr verdammt ſein wolle, um ihr die Qual der Verdammung noch durch das beſtändige Vorhalten ihres Verrathes zu verſchärfen. Da muß natürlich des Vaters heuchleriſche Abbitte und Genehmigung ſeiner Verbindung mit dem Bürgermädchen ſeine Verzweiflung noch verbittern; daß er aber dieſem gar feurigen Dank für ſeinen Ueberfall im Hauſe Luiſens ausſpricht, ſich für einen verworfenen Menſchen erklärt, dürfte doch Ferdinands reinem Rechtsgefühle widerſprechen, wenn wir auch daran keinen Anſtoß nehmen wollen, daß er in ſeiner fürchterlichen Aufregung das Unmögliche einer ſolchen Umſtimmung ſeines Vaters überſieht, der hier weniger plump verführe, wenn er an die Drohung

des Sohnes anknüpfte und zur Aussöhnung ihm seine Genehmigung anböte.

Als Ferdinand, Rache und Tod im Herzen, Abends in der Dämmerung in das Haus tritt, das drei Monate lang sein ganzes Glück umschlossen, wird sein zur Gewißheit gewordener Verdacht durch die glücklich in dem vorhergehenden Auftritt begründete verzweifelnde Ueberraschung Luisens bestärkt*), in welcher er die Stimme ihres Schuldbewußtseins erkennt, so daß er sich der beabsichtigten weitern Untersuchung überhoben hält, was er der sprachlos ihm gegenüberstehenden Luise erklärt. Daß Miller seinen jetzigen Besuch als einen Ueberfall bezeichnet und ihn beschwört, sein Haus, in das er das Elend gebracht, zu verlassen, muß ihn noch immer fester von Luisens Untreue überzeugen. Der Gegensatz, wie Luise ihn früher mit so unendlicher Sehnsucht empfing, gegen ihre jetzige Furcht ergreift ihn.**) Erst durch Millers glücklich eingeleitete Bezeichnung als Verführer, der an seinem Verbrechen seinen Witz zu üben sich freue, wird Ferdinand dazu getrieben, den verhängnißvollen Brief Luisen, die er mit aller Verachtung behandelt, zuzuwerfen: ihr leichenblasses Niedersinken, wie ihr ganzes Verhalten zeugt wider sie. Dennoch will er, um jede Möglichkeit der Täuschung auszuschließen (denn die in seiner Seele blutende Liebe kann sich trotz allem noch nicht zum Glauben an ihre Treulosigkeit verstehn), von ihr selbst

*) Wenn Luise ihrem Vater zuruft: „Mich zu ermorden ist er da", so sagt ihr Ferdinands fürchterlicher Blick, daß er gekommen, ihre Untreue zu strafen, und es überkommt sie die Ahnung, daß er das vom Vater so rührend geschilderte Glück grausam zerstören werde.

**) Der Gedanke, daß sie früher die Augenblicke bis zu seinem Erscheinen gezählt, wird lebhaft ausgeführt. Daß man den Tag in seine Sekunden zerstücke, bedürfte noch eines Zusatzes, und daß der Augenblick als Aderschlag bezeichnet wird, ist geziert.

das bestimmte Bekenntniß hören, sie habe diesen Brief geschrieben. Daß er die Frage in einer Weise stellt, deren Bejahung noch immer nicht die Schuld einschließt, da sie den Brief, wie es wirklich der Fall, gezwungen geschrieben haben kann, wird eben durch die schon in ihm feststehende Ueberzeugung und den Mangel jedes Verdachtes einer gegen die Geliebte gerichteten Kabale erklärt. Der Kampf seiner Liebe mit dem unzweifelhaft scheinenden Thatbestande spricht sich sehr schön in dem Unglauben an Luisens Geständniß aus. Als er aber nun aus ihrem Munde das wiederholte feierliche Bekenntniß empfangen und sie ohne irgend eine Aeußerung ihrer Liebe durch die Bitte, ein Haus zu verlassen, wo er so unglücklich gewesen, sich entschieden von ihm getrennt hat, drängt es ihn zur Ausführung der Rache und zwar durch Vergiftung des von Luise selbst bereiteten Glases Limonade. Wie tief er auch fühlt, welches Unglück er Luisens armen Vater bereitet, dem er seinen ganzen Reichthum raubt, leidenschaftlich setzt er sich darüber mit dem Gedanken hinweg, daß sie den Vater vielleicht auch wie ihn betrügen werde; denn bei aller Schwärmerei für das Recht läßt er sich doch im eigenen Thun, wo seine Leidenschaftlichkeit ihn dazu treibt, zur Verletzung desselben hinreißen. Daß er darauf Miller mit seiner gefüllten Börse nicht allein den genossenen Unterricht, sondern zum Theil auch den Verlust seiner Tochter ersetzen will, steht dem gutmüthigen Schwärmer wohl an, der aber gerade durch Millers Freude, wie dieses Gold nicht allein ihm ein behagliches Leben verschaffen, sondern auch seiner einzigen Tochter zu Gute kommen soll, tief erschüttert wird, wogegen er kein Gefühl für Luisen selbst mehr hat, so daß er des Vaters Bemerkung, die Arme weine sich zu Tode, leicht abthut und auf die rothgeweinten Augen und die zitternde Stimme der mit der Limonade Eintretenden gar nicht achtet, da er ganz in die Erfüllung seiner Rache versenkt ist, zu welcher er alles geschickt anzuordnen weiß. Die Art, wie er Miller,

zur Seite schafft und das, was er längst beschlossen hat, als einen augenblicklichen Einfall darzustellen weiß, ist klug ersonnen. Jetzt endlich ist jedes Hinderniß beseitigt; denn daß noch so spät Besuch kommen, daß die Mutter, welche der Dichter hier gar nicht brauchen kann und daher jede Erinnerung an sie absichtlich vermeidet, zurückkehren werde, bleibt ganz unbeachtet. Nachdem er Gift in die Limonade*) gethan, ist ihr Tod für ihn entschieden, wozu er sich selbst gleichsam ermuntert durch das harte, seinem eigenen Gefühl widerstrebende: „Ja! sie soll dran! sie soll!“**) und er redet sich ein, daß der Himmel selbst ihm Gelegenheit zur Ausführung biete, er die Rache genehmige. Die zurückkehrende Luise läßt der starr vor sich hinschauende Ferdinand ganz unbeachtet, ja er antwortet auf ihre mehrfachen Fragen nicht; erst als sie sich für sehr elend erklärt, beginnt er ihre Reden mit hämischen Bemerkungen zu begleiten, bis er in fürchterlichster Verbitterung ausführt, er wolle es ihr nachmachen, und so würden sie sich endlich vielleicht einmal noch in völligster sittlicher und leiblicher Vermoderung verbinden. Jedes andern Gefühls außer der Qual seines verrathenen Herzens unfähig, faßt er Luisens Jammer über seine unglückliche Verblendung als Geständniß, daß sie trotz der Gewißheit, ihn dadurch ins Unglück zu stürzen, seine Liebe verrathen habe, und so muß denn die Rache ihren Lauf haben. Die Verzweiflung des unendlichen Schmerzes, seine warme Seelenliebe so verrathen zu sehn, und der Kampf zwischen Verachtung, Liebe und flammendem Hasse ist im folgenden mit lebhaften, meist grellen Farben dargestellt. Da Luise auf ihre Unschuld deutet,

---

*) In der szenarischen Bemerkung sollte in das (statt ein) Glas heißen, da nur von einem eben gebrachten Glase die Rede ist.

**) Mantz tadelt den Ausdruck als henkermäßig. Unter dran wird die vorgeschützte Strafe gedacht. Sonst erwartete man muß.

fordert Ferdinand, der sie doch nicht mit einer Lüge hinscheiden lassen will, sie dringend auf, die Wahrheit zu sagen, da sie vergiftet sei. Durch ihre Bitte, Gott möge die Sünde von ihm nehmen, veranlaßt sie seine Mahnung, sie möge nur ihrer Schuld gedenken, und so verräth sie denn, da der Tod die Fessel des Eides sprengt, das schreckliche Geheimniß. Wenn Moritz behauptete, hier sei alles mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren solle, daß er noch für ihre Seele Sorge trage u. s. w. aus Shakespeares Othello fast wörtlich genommen, so widerspricht dies dem thatsächlichen Verhältnisse. Othello richtet an die Gattin, ehe er sie tödten will, die Aufforderung, dem Himmel ihre Schuld zu bekennen, da er sie nicht unvorbereitet morden, nicht ihre Seele tödten möchte, und als sie sich unschuldig bekennt, warnt er sie vor Meineid im letzten Augenblicke, doch mordet er sie später, von wüthender Eifersucht gestachelt, noch ehe sie beten kann. Die ganze Uebereinstimmung besteht nur darin, daß Ferdinand, wie Othello, die Schuldige vor einer Lüge in der Nähe des Todes warnt. Als er hört, eine schreckliche List habe man gegen sie ersonnen, will er sogleich sich an den Frevlern blutig rächen, und auf die weitere Mittheilung, daß es sein Vater sei, der die Sache angezettelt, droht er diesem den Tod. Doch dieser kommt selbst, um den Sohn vom Entschlusse des Todes, den er ihm brieflich mitgetheilt, abzuhalten. Ferdinands Zorn wird durch den Anblick seiner Vernichtung gekühlt, aber die Schuld des Mordes wälzt er auf ihn, worauf er ohnmächtig niedersinkt. Erst Millers Verzweiflung bringt ihn ins Leben zurück; nachdem er gebeten, nach Luisens rasch fortstürzendem Vater zu sehn, fühlt er, daß es mit ihm zu Ende gehe. Er ruft seiner Luise, an deren reiner Leiche er verscheiden will, und bittet Gott um Gnade für sein in rasender Wuth begangenes Verbrechen; zuletzt vergibt er auch dem Vater, wie auch Luise diesem ihrem Verderber mit dem letzten Hauche Segen gewünscht

hatte. So tritt Ferdinands Edelmuth, der nur durch schändlichen Betrug irregeleitet war, auch noch zuletzt rührend hervor.

Luise, das sechzehnjährige (IV, 7) bürgerliche Mädchen, ist mehr Heldin als der schwärmerische adlige Wertherjüngling, aber sie ist Heldin der Duldung der Liebe. Von ihrer äußern Erscheinung sagt die Dichtung uns nicht viel mehr als von Ferdinand, dessen hohe männliche Schönheit und gewinnendes Wesen wir fast nur aus der schwärmerischen Liebe Luisens und der glühenden Hingabe der Lady erschließen können. Letztere deutet darauf durch Hinweisung auf die Vorzüge (neben seinem Range und Stande), durch die er einzig sei. Aber der Dramatiker bedarf auch solcher Andeutungen nicht, da er uns die Personen selbst vor Augen führt, und er hat ja Gelegenheit dem Schauspieler zu sagen, wie er sich seine Personen denke, was Schiller in ausführlicher Beschreibung bei Fiesko that, hier aber unterließ. Luisens reizende Schönheit folgt schon aus Ferdinands Liebe, noch mehr aus dem Urtheil der eifersüchtigen Milford: „sehr interessant und doch keine Schönheit" (IV, 7). Wurm, der von ihr ganz hingerissen ist, erwiedert (I, 5) auf die Frage des Präsidenten, ob sie hübsch sei: „Das schönste Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel gesagt, neben den ersten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde". Der Vater sagt uns, als er bemerkt, was den Major anziehe (I, 1), sie sei schön, schlank, führe einen netten Fuß, und ärgerlich gedenkt er ihrer so verführerischen „Vergißmeinnichtaugen" (II, 4). Ferdinand erwähnt ihr „schmelzend funkelndes Auge" (III, 4), und als er die ihm mit dem vollen Ausdruck der Liebe in die Arme Eilende von sich stößt, ruft er (V, 7): „Fort diese sanfte, schmelzende Augen!" Ihre Seele ist zart und empfindsam, ihr Gemüth zu reiner Liebe gestimmt. Man hat es Schiller vorgeworfen, daß er nicht das Bürgermädchen naiv geschildert habe; dazu wäre er aber nur verpflichtet gewesen, wenn seine Luise der Typus des Bürger-

mädchens überhaupt sein, nicht außer der einfachen Bürgerlichkeit noch besondere Vorzüge haben sollte, die den adligen Schwärmer lebhaft anzogen, was durchaus verschieden ist von gleicher Bildung mit dem Major, wovon Eckardt spricht. Wenn sie über ihren Stand erzogen worden, so erklärt sich dies ganz genügend aus der Liebe des Vaters zu diesem seinem „Augapfel" (V, 5) und aus dem Stolze der Mutter auf das Mädchen, das sie früh zu etwas Höherm bestimmt glaubt. So hat man sie von aller Berührung mit gemeinen Arbeitern fern gehalten, so daß ihr Umgang ein verhältnißmäßig gewählter war. V, 1 spricht sie von ihren Gespielinnen, die ihrer, nachdem das Verhältniß zum Major abgebrochen, spotten werden, V, 7 von ihren „Bekannten", die sie bitten lassen wolle, da sie diesen Abend den Major so wenig zu unterhalten vermöge.*) Der Vater hat ihr früh Klavierunterricht ertheilt, worin sie es zu großer Fertigkeit brachte. Erwähnt wird dies nur einmal ganz zufällig, wo sie, um Ferdinand zu unterhalten, ihn fragt (V, 7), ob er sie akkompagniren wolle. Dagegen hat sie keinen Unterricht im Singen empfangen, den ihr Miller V, 5, wo er sich für einen reichen Mann hält, angedeihen lassen will. Daß Luise von der rauhen Derbheit ihres liebevoll an ihr hängenden Vaters eben so wenig wie von der gemeinen Gesinnung ihrer gutmüthigen Mutter angenommen, liegt eben in ihrer zarten, alles ihr Fremde ablehnenden Natur, die dagegen für alles Edle und Reine ungemein empfänglich ist. So besitzt sie den edlen Bürgerstolz ihres Vaters, der sich keiner ihn entehrenden Zumuthung fügt; den katholisch-christlichen Glauben hat sie mit rein empfänglicher Seele aufgenommen, und sie kann von den seit

*) Wahrscheinlich schwebte hierbei Goethes Werther vor, wo Lotte nach einigen Freundinnen schickt, um nicht mit dem ihr so gefürchteten Liebhaber allein zu sein.

frühester Jugend in ihrer Seele wurzelnden Glaubenslehren nicht ablassen. Daß sie Katholikin sei, zeigt die Erwähnung der Messe (I, 2). Natürlich mußte der von inniger Herzensliebe ergriffene Jüngling eine mächtige Einwirkung auf ihre noch rein gestimmte Seele üben, sie auf alle seine Vorstellungen und Gefühle gern eingehn und um so mehr von seiner Schwärmerei hingezogen werden, als diese tief in der Zeit lag und das sechzehnjährige, vom ersten Liebeshauche angewehte Mädchen dafür äußerst empfänglich war. Drei Monate hat das Verhältniß gedauert, während welcher Zeit nicht allein Ferdinands süßes Liebesgespräch und seine von schwärmerischer Zärtlichkeit überfließende Billete, sondern auch das Lesen der ihr geschenkten Romane und Liebesgedichte (I, 1) auf ihr Denken und Fühlen mächtigsten Einfluß gewonnen. So hat sie sich, da auch der Vater sich nicht ermannen konnte, der drohenden Gefahr vorzubeugen (was freilich etwas anstößig, aber weniger auffällt, da dies vor die Zeit des Dramas fällt), dem süßen Rausche der Liebe hingegeben, ohne zu denken, wohin dies führen solle. Ganz vortrefflich ist es, daß der Dichter sie zuerst auftreten läßt, als sie der sie ganz außer sich setzenden Leidenschaft bewußt geworden und ihr zu entsagen beschlossen hat. Wenn Lessings Emilia in ängstlicher Verwirrung aus der Kirche zurückkommt, wo der Prinz ihr andächtiges Gebet durch sein Liebesgeflüster gestört und sie später verfolgt hat, so ist Luise im Gebete geängstigt worden durch den Gedanken an Ferdinand, der der Abgott ihrer von ihm hingerissenen, in ihm lebenden Seele geworden, aber sie hat auch schon den Entschluß gefaßt, ihm für dieses Leben zu entsagen, wo der Unterschied der Stände sie von ihm scheidet, auf den der bürgerliche Vater sie so oft als eine, wenn auch bloß äußere, doch undurchbrechliche Schranke hingewiesen hat. Gerade daß sie in der Kirche ihre Gedanken nicht mehr zu Gott wenden konnte, hat sie ihre Schuld fühlen und sie den Entschluß der Entsagung für

dieses Leben fassen lassen. Wie wunderbar sich ihr ganzes Wesen in der Liebe erschlossen, wie es von ungeahnter Seligkeit durchweht worden war, tritt in diesem Auftritt (I, 3) ergreifend hervor. Das sie in dieser Aufregung überraschende Zusammentreffen mit Ferdinand wirft sie ermattet nieder, da sie sich fürchtet, ihm ihre Entsagung zu gestehn, weil diese seine Seele so tief erschüttern wird. Erst nach einiger Zeit erholt sie sich und fällt ihm mit voller Liebe um den Hals. Aber vergebens sucht sie ihn durch die Versicherung zu beruhigen, es sei keine Veränderung in ihr vorgegangen. Etwas sonderbar geziert ist es freilich, wenn sie, auf seine Frage, was sie bekümmere, nachdem sie ihn eine Weile stumm und bedeutend angesehen, wehmüthig den Wunsch ausdrückt, daß er doch wissen möchte, wie schön in dieser Sprache (in dem beklommenen Verstummen) sich das bürgerliche Mädchen ausnehme, das die tiefe Bedrängniß seiner Seele nicht auszusprechen vermöge. Eckardt geht fehl, wenn er meint, der Ausdruck in dieser Sprache sei für Ferdinand verletzend, da er zu rügen scheine, daß er als Edelmann zu ihr, der Bürgerlichen, von Liebe spreche, wie er denn auch im Folgenden gegen die Absicht des Dichters „stillen Ingrimm über die Pariastellung des Bürgers" sieht, da vielmehr die durch den Vater in sie gepflanzte Ansicht von der trennenden Kluft der Stände in ihr bestehn bleibt. Alle seine Liebesglut, alle seine Betheuerungen vermögen nicht ihre Ahnung zu beschwichtigen, daß ihr Verhältniß keinen Bestand habe. Ob auch ihr Herz breche, sie ist fest entschlossen, dem Bunde zu entsagen, welchen der bestehende Unterschied der Stände verbiete. Ganz im Gegentheil meint Eckardt, da er den Grund von Luisens Entfliehen verkennt, gegen den deutlichen Sinn ihrer letzten Rede, sie sei nun entschieden an Ferdinand geknüpft. Die durch die schleichende Kunde von ihrem Verhältnisse dem Vater drohende Gefahr, welche diesen in fürchterlichster Aufregung die Mutter heftig schmähen

und auch der Tochter als erster Ursache bitter gedenken läßt, schlägt Luisen nieder, die, von fürchterlichster Angst erfaßt, todtenblaß hinsinkt, so daß sie erst bei Ferdinands erschrockenem Hereinstürzen aus ihrer Betäubung auffährt. Wie tief die Liebe ihr Herz besitzt, das trotz der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit ihrer Verbindung nicht von Ferdinand lassen kann, zeigt sich bei seiner Erwähnung, daß sie einen Augenblick aufgehört habe, ihm alles zu sein; mag er sie auch durch die leidenschaftliche Versicherung, daß sie ihm alles sei, zu erheben glauben, die Erwähnung, daß sein Vater seine Verbindung mit der Lady fordere, beweist ihr, daß er nun ganz für sie verloren sei.*) Luise entsagt jetzt ausdrücklich der unmöglichen Verbindung, indem sie sich ihrem Vater laut weinend in die Arme wirft.**) Als aber Ferdinand, der allen Hindernissen zum Trotz nicht von ihr lassen kann, zu seinem Vater eilen will, um diesem

---

*) Nach Luisens Worten hat sie von der Heirat der Lady mit Ferdinand vernommen. Dies scheint uns ein ungehöriger Zug. Die Einwirkung dieser Kunde auf sie müßte schon früher hervorgetreten sein und auch der Vater derselben gedacht haben. Auch könnte sie jetzt nicht so erschütternd auf sie wirken, da ihr in Angst schwebender Geist sogleich, als sie das Gerücht von Ferdinands Verbindung mit der Lady vernahm, darin des Präsidenten Hand erkennen und das Schlimmste davon fürchten mußte. Sehr leicht wäre es gewesen, statt Luisen äußern zu lassen: „Man sagt, sie wird heiraten", die bestimmte Thatsache, daß diese Heirat vom Vater bestimmt sei, Ferdinand selbst thun zu lassen. Uebrigens ist es ein bloßer Theatercoup, wenn Ferdinand mit den Worten: „Mich, Unglückselige!" vor Luisen niederfällt, als ob diese Heirat unvermeidlich sei, nachdem er schon eben ausdrücklich erklärt hat, daß er Luisen nicht aufgeben werde, wie er auch der Lady gedroht hatte. Eckardt findet das „Mich, Unglückselige!" entsetzlich kalt und erkennt darin einen Zug von Ferdinands Unbesonnenheit, aber gerade hierin kann er unmöglich unbesonnen sein.

**) Hier fehlt die szenarische Bemerkung, daß Miller die ganz Erschöpfte auf einen Sessel niederläßt, wohl nach den Worten „Luise! Luise!" und Ferdinand, der sich wieder (wann?) erhoben hat, an dem Sessel niederfällt, während die Mutter sich jammernd auf die Tochter wirft.

die Unerschütterlichkeit seines Entschlusses zu erklären*), hält ihn ihr Wort zurück, daß er sie in dieser bangen Stunde, wo der Ueberfall seines Vaters ihrem Hause droht, nicht verlassen dürfe. Dieser redet sich nun immer mehr in den Entschluß hinein, Luise solle die Seine werden, ja er schwört, daß er nie von ihr lassen werde. Luise nimmt nicht allein diesen Schwur stillschweigend an, sondern sie erwiedert ihn auch, was wir freilich erst aus ihrem Geständnisse gegen den Präsidenten hören, da es doch dramatisch hätte hervortreten sollen, wie denn überhaupt der Schluß der fünften Szene eine lebendigere Ausführung erfordert hätte.

Wie aber, fragen wir, konnte Luise, die eben aus Ueberzeugung der Verbindung mit Ferdinand entsagt, die dem Vater sich als Tochter wiedergegeben und dessen Verzeihung für ihren süßen Traum erbeten hatte, den Schwur annehmen und erwiedern? Die Macht der Leidenschaft, die gleichsam ansteckend aus des Geliebten schwärmerischem, sein ganzes Wesen entzündendem Entschlusse auf sie wirkt, überwindet die ihr vom Vater beigebrachte Ansicht**), daß der Standesunterschied keine solche Verbindung gestatte, und so liegt hier die tragische Schuld, welcher Luise zum Opfer fällt. Auch wegen dieser Wichtigkeit des Schlusses der Szene für das ganze Stück hätte sie nicht so kahl und einseitig enden dürfen.

) Insektenseelen nennt er die kalten Hofleute, die kein warmes Blut haben, sondern nur leeren Vorurtheilen folgen. — Das Durchsetzen seiner Liebe aller Konvenienz zum Trotz scheint ihnen ein Riesenwerk. — Hinaufschwindeln, schwindelnd hinaufsehn, wie im Fiesko niederschmollen, hinunterschauen (Erläuterungen S. 164. 235*. 237**).

**) Daß diese Ansicht eine einseitig beschränkte sei, soll eben der gräßliche Ausgang zeigen, in welchem diejenigen von der Rache ereilt werden, welche das Bündniß der Herzen freventlich trennen wollten. Ferdinands Ansicht siegt auch noch im Untergange des Liebespaares, wie die Heiligkeit der Liebesneigung in Shakespeares Romeo und Julia.

Den Roheiten des Präsidenten gegenüber zeigt Luise die reine Unschuld und Würde des Bürgermädchens, wobei nur die „Zärtlichkeit", mit welcher sie ihre Erwiederung des Schwures gesteht, Anstoß erregen dürfte. Auch darf man zweifeln, ob die Art, wie sie die Beleidigung ihrer Ehre durch den Präsidenten dadurch vergilt, daß sie den Sohn von seinem Schwure frei erklärt (was auffallend genug von Ferdinand ohne weiteres hingenommen wird), bei aller „Würde" und allem „Unwillen", mit dem sie den Major entläßt, dem entsetzten Mädchen gemäß sei; ein abwehrendes Wort gegen den Präsidenten wäre wohl angebrachter. Die aufs äußerste getriebene Beschimpfung wirft sie in eine Ohnmacht, aus der sie erst nach einiger Zeit (wann sagt uns keine szenarische Bemerkung) sich wieder erholt. Bei der grimmen Drohung des Präsidenten gegen den Vater stürzt sie vor Schrecken dem sie auffangenden Geliebten in die Arme. Der niederträchtige Ueberfall hat in Luisen den Entschluß der Entsagung hervorgerufen, da sich die Unmöglichkeit der Verbindung mit dem Sohne des Präsidenten, dessen Fluch sie verfolgen würde, ihr so schrecklich offenbart hat. Freilich fällt es auf, daß der Schwur der Liebe, den Luise erwiedert hat, ganz vergessen ist, auch Ferdinand desselben gar nicht gedenkt; wir können darin nur eine Ungehörigkeit erkennen, die der Dichter freilich durch seine gespannte Darstellung verdeckt. Wie sie jedem Zuspruche Ferdinands widersteht, ja lieber den Verdacht einer Untreue auf sich ruhen läßt, wurde S. 119 ff. erörtert. Ihre ganze Liebe ist jetzt ihrem alten Vater, der um sie so sehr gelitten, zugewandt; um so eher kann sie der Schleicher Wurm zu dem verhängnißvollen Briefe zwingen, da das einzige sonstige Mittel zur Rettung desselben, die Gnade des Herzogs, durch den von dem Schufte höhnisch hervorgehobenen Preis derselben, den Verlust ihrer Unschuld, abgeschnitten ist. Wurms eigene Brautwerbung aus Mitleid weist sie mit dem glühendsten Hasse der teuflischen

Niederträchtigkeit dieses ihr von Herzen widerwärtigen Menschen von sich.

Daß Luisens Auftreten bei der Milford ihrem Charakter widerspreche und den Zusammenhang verletze, haben wir oben S. 97 ausgeführt. Was bleibt nun Luisen übrig, nachdem sie ihre Ehre und ihre Leidenschaft zur Rettung des Vaters in dem unglückseligen Briefe geopfert? Bei ihrer Liebe zum Vater sollte man denken, sie müsse ihn bitten, mit ihr zu fliehen, und auch diesem selbst müsse ein solcher Entschluß kommen, dessen er schon am Ende von II, 4 gedachte; das stimmte aber nicht zu der eingelegten Szene mit der Lady, der sie mit Selbstmord gedroht hat, und der Dichter verlor damit eine sehr wirksame Szene. Und so läßt er denn noch einmal die schwärmerische Liebe zu Ferdinand über die zum Vater siegen. Hatte sie früher sich beschieden, erst im Jenseits, nachdem sie auf Erden geduldet, mit dem Geliebten vereint zu werden, so drängt es sie jetzt, sich von dem gräßlichen Verdachte, den sie bei Ferdinand durch den unseligen Brief erregen mußte, zu befreien und mit ihm eine Welt zu verlassen, wo der Unterschied der Stände sie so grausam trennt, was freilich nicht dazu stimmt, daß sie der Lady Ferdinand frei gegeben, nur im Falle ihrer Verbindung mit ihm mit Selbstmord gedroht hatte. Solche Widersprüche hat Schiller trotz mehrfacher Durcharbeitung nicht vermieden, ja sie sind in Folge derselben hereingekommen. Liebt Ferdinand Luisen und glaubt an sie, so muß er bereit sein, mit ihr das Leben, das sie auf ewig trennt, zu verlassen, um ihr im Jenseits anzugehören. Sie, die den Fluch von Ferdinands Vater gefürchtet, die zur Rettung ihres eigenen Vaters sich zur „Bettlerin" an Ehre und Liebe gemacht, die Leidenschaft treibt sie jetzt Hand an sich zu legen, und so dem armen Vater das höchste Herzeleid zu bereiten. Auch für das Gewissensbedenken ihres christkatholischen Glaubens findet die Schwärmerin ein Auskunftsmittel,

wie Werther, wo er den Vater im Himmel, den er nicht kenne, bittet, ihn zu sich zu rufen, sein Schweigen werde die dürstende Seele nicht aufhalten. So schreibt sie denn Ferdinand, er möge, wenn er ein Mann sei, in der Mitternacht den letzten Schritt wagen, der sie allein vereinigen könne, sich entschließen die finstere Straße zu wandeln, wo ihm nur Gott und seine Luise leuchte. Treu den Satzungen ihrer Kirche, daß auch ein erzwungener Eid binde, hat sie das schreckliche Geheimniß, bei welchem Gottes Name so schnöde mißbraucht worden, nicht zu verrathen gewagt; aber die Sophistik der Leidenschaft redet ihr ein, daß sie im Augenblicke des Todes den Schwur brechen dürfe, und der Selbstmord werde vergeben, wenn man im Augenblicke des Todes Gottes Erbarmen anrufe.*) Luise ist so ganz wirr und verstört, daß sie die Besorgung des Briefes dem Vater aufträgt und sogar nichts dagegen hat, daß dieser denselben erbricht; daß dieser sie an der Ausführung ihres Beschlusses hindern werde, fällt ihr gar nicht ein. Nur mit Mühe gelingt es dem Vater, durch den warmen Ausdruck seiner Furcht, sie nicht nur hier, sondern auch im Jenseits zu verlieren, und durch das ernste Vorhalten, daß sie ewig verloren sein werde, sie dem Leben zu erhalten. In dem Kampfe zwischen dem Geliebten, mit dem sie sich durch den Tod sofort zu vereinigen gedenkt, und dem Vater, dem sie so unendlich für seine treue Sorge und innige Liebe sich verbunden fühlt, trägt der letztere den Sieg davon, wie entsetzlich ihr auch der Gedanke ist von Ferdinand zu lassen, den sie durch jenes Geständniß wiederzugewinnen und zu gemeinsamem Scheiden aus dieser Welt herzloser Konvenienz zu bestimmen gehofft hatte. Luise selbst gewinnt nur ein gebrochenes Leben

) Wenn Lessings Emilia behauptet, die Kirche verehre viele als Heilige, welche, um ihre Unschuld zu retten, sich selber den Tod gegeben, so ist dies nicht gegründet. Vgl. die Erläuterungen zu Emilia Galotti S. 129.

und das Bewußtsein, ihre Liebe dem Vater geopfert zu haben; dies wird sie stark machen, aber unerträglich wäre es ihr, am Orte ihrer frühern Seligkeit dem Spotte ausgesetzt zu sein, und so fühlt sie sich fortgetrieben, aber in dem Augenblicke, wo der Vater sich das Glück selbst eines Bettlerlebens an Luisens Seite freudig ausmalt, tritt Ferdinand ein, von dem sie jetzt nur Bestrafung für die in dem verhängnißvollen Briefe gestandene Untreue fürchten muß. Luisens reine Liebe, innige Zartheit und leidende Unschuld bewähren sich bis zum Schlusse, wo sie ihrem Mörder und dem, der ihn durch seine teuflische Verstrickung dazu getrieben, noch Segen wünscht.

Einer der gelungensten, in sich geschlossensten Charaktere ist Luisens alter sechzigjähriger Vater*), der Musiker Miller. Wir haben in ihm eine echt deutsche, ehrliche, kernige, derbe, auf Bürgerehre und Bürgerrecht haltende, in seinem Stande tüchtig wirkende und an dem alten Herkommen haltende Natur. Die Beschäftigung mit der Musik, die er wohl, wie im Bürgerstande die Gewerbe sich vererben, von seinem Vater erlernt hat, hat ihn mit Vornehmen in Verbindung gebracht und ihm eine gewisse äußere Bildung gegeben, die er nur in seinem Hause nicht zeigt, wo er sich natürlich gehn läßt und besonders seiner Frau gegenüber das Poltern, Schimpfen und Fluchen nicht lassen kann. Als Stadtmusiker spielt er verschiedene Instrumente, wenn auch Ferdinand V, 4 sagt, er habe nichts als sein Instrument. Dieser hat von ihm in der letzten Zeit Flöte gelernt, wohl auch früher die Geige (er spielt in seiner Verzweiflung III, 4 darauf); die Tochter hat er im Klavier unterrichtet. Wenn er dreimal des Violonzelles gedenkt (I, 1. 2), so folgt daraus eben noch nicht, daß dies sein Lieblingsinstrument sei, wie Eckardt meint,

*) Luise sagt (III, 4), er werde morgen sechzig Jahre alt. Auch Ferdinand gedenkt (V, 2) seiner sechzig Jahre.

der dann weiter bemerkt, das Violonzell mit seiner wunderbaren Tiefe und Klarheit, seinen Thränentönen und barocken Einfällen, mit seiner Universalität sei ein echter Humorist, und ein solcher sei auch Miller, den Gott mit Gemüthe und Laune, tiefem Seelengehalte und drolligem Witze begnadet habe. Das dürfte doch, auch abgesehen davon, daß die selbständige Bedeutung des sehr jungen Instruments erst später hervortrat, zu tief gehn, und wenn Schiller damit etwas beabsichtigte, daß er mehrmal das Violonzell nennt, so würde man wohl eher daran denken können, daß dieses die Grundlage des Bogenquartetts bildet. Erwägt man aber die betreffenden Stellen, so sieht man wohl, weshalb dort kaum ein anderes Instrument gewählt werden konnte; denn einmal heißt es, er wolle lieber sein Violonzello zerschlagen und Mist im Sonanzboden tragen (das Entehrendste thun, wie es das Fahren des Mistes ist), an der andern Stelle ruft er im Aerger seiner Frau zu: „Willst das Violonzello am Hirnkasten wissen?" Und wenn er gleich am Anfange das Violonzell an die Seite stellt, auf dem er eben gespielt hat, so kann man dies auch nur zum Beweise anführen, daß er zu Hause gern darauf spielt. Miller ist ein von christlicher Gesinnung durchdrungener Mann, dem der Glaube an Gott in der altüberlieferten Gestalt der unverrückbare Grundstein des Lebens ist; hierin und in der klaren bürgerlichen Anschauung des Lebens ist er ein Abbild vom Vater unseres Dichters, wie dieser in seinen Briefen an den Sohn hervortritt, der ihm auch viel Herzeleid machte, freilich in anderer Weise wie Luise dem alten Miller. Wenn er sagt, mit knapper Noth habe er in der Tochter noch eine Handvoll Christenthum zusammengehalten (I, 1), so deutet er damit auf den überhand nehmenden Unglauben. Unter anderm hat er die Tochter über die Ungleichheiten des Glückes auf Erden getröstet, indem er auf die Ewigkeit hinwies, wo Gott nur auf die Reinheit des Herzens und das, was wir auf Erden geduldet, sehe,

keine Ahnen und Titel achte (I, 3), was Luise freilich in Klopstock*) lesen konnte. Wenn aber Schillers Vater überall als ein nüchterner, fast pedantischer Mann erscheint, so lieh der Dichter seinem Miller auch die Laune eines Künstlers, die in derber Naturwüchsigkeit, in dem alles bei seinem Namen nennenden, kein Schimpfwort, kein Wettern und Fluchen, keine Unanständigkeit des Ausdrucks scheuenden Volkston hervortritt. Mag der Dichter auch zuweilen scharf an die Grenze des auf der Bühne Möglichen gestreift, mag er diese auch, wenigstens nach dem heutigen feinen Geschmacke, hie und da überschritten haben, welch ein Kunstwerk er in seinem immer in sprichwörtlichen und bildlichen Ausdrücken frisch und derb von der Leber sprechenden Miller geschaffen, erkennt man am besten, wenn man ihn mit Wagners Metzgermeister Humbrecht vergleicht, einer an sich auch nicht verächtlichen Leistung. Auch mundartliche Formen und Redeweisen braucht er, so wie einzelne französische, im Volksmunde zum Theil umgestaltete Ausdrücke, wie Musje, Matreß, Kommerz, das Kourage, Kibebarri (Cul de Paris), was die Frau noch in viel stärkerm Grade thut, wie sie Bläsir (plaisir), baardu (partout), disgusthüren (disjuster) braucht, auch Sekertare, wofür Miller immer das richtige Sekretarius hat, und die Formen Präsenter, Billetter. Belletristen entstellt Miller in Bellatristen; erst 1786 änderte man willkürlich Belletristen, wie auch Mätreß. Der mit frischer offener Sinnlichkeit begabte Musiker hat in seiner Jugend der Liebesleidenschaft manches Opfer gebracht; denn nur so kann seine Aeußerung (I, 1) gefaßt werden: „Wie hab' ichs gemacht? Hat man's nur erst so im Reinen, daß die Gemüther topp machen**), wutsch! nehmen die Körper ein Exempel; das Gesind

*) Vgl. die Ode Rothschilds Gräber 18 ff.

**) V, 7 sagt Luise: „Topp, Luise, ich bin dabei!" Vgl. Fiesko I, 9. Topp heißt eigentlich schlagein.

machts der Herrschaft nach und der silberne Mond*) ist am End nur der Kuppler gewesen.“ Freilich mag der alte Miller die Sache etwas zu sehr verallgemeinern, aber jedenfalls ist er von solchen Jugendsünden nicht frei geblieben. Wir möchten diesen Zug gern aus seinem Bilde wegwischen. Eckardt macht auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß Künstler so oft bei ihrem hohen Sinne und bei allem Verständnisse edler Weiblichkeit sich zu ganz niedern, geistig beschränkten Frauen verirren, wovon er den Grund darin findet, daß die zurückgesetzte Natur sich gegen das einseitige Ueberwiegen des Ideals räche; indessen ist doch zu erwägen, daß es nicht immer durch Schönheit ausgezeichnete Frauen sind, welche Künstler an sich fesseln. „Miller“, fährt derselbe fort, „zeigt in der Verehrung Luisens, daß eine höhere Weiblichkeit allein seine Seele erfüllt (sollte es aber nicht vielmehr die reine Unschuld und frische Natur der knospenden Tochter sein, die das Vaterherz so wunderbar anzieht?); gleichwohl hat er, in ein schönes Lärvchen, in runde Formen sich verliebend, mit einem Wesen sich verbunden, das ihn nur in der Vergötterung der Tochter versteht und darin mißversteht. Daß er leichtsinnig, ohne scharfe Wahl zur Ehe schritt, ist seine einzige uns bekannte Schuld (Eckardt gedenkt nicht seiner Jugendsünden), die sich aber an ihm und der ohne wahren mütterlichen Rath dastehenden Tochter rächt.“ Eine solche tragische Schuld scheint uns doch bloß hereingetragen. Daß die Mutter Luisen nicht mit gemüthlichem Verständnisse des Lebens und sinnigem Rathe leitete, hat der so rein sich entwickelnden Tochter keinen Schaden gethan; sie hat von ihrer gemeinern, bloß auf den gewöhnlichen Schein gerichteten Mutter eben so wenig wie von der rohen Derbheit ihres mit inniger

*) Wie der Mond von Verliebten angeredet und angesungen zu werden pflegt. Vgl. Klopstocks Ode Petrarka und Laura 2, Die frühen Gräber 1.

Liebe sie hegenden Vaters gelitten. Auch eine edlere, von reiner Weiblichkeit erfüllte Mutter hätte Luisens Hingabe an den in vollem Reize ihr entgegentretenden Major und die daraus sich ergebenden traurigen Verwicklungen nicht verhindern können. Auf die Handlung wirkt die Mutter höchstens dadurch ein, daß sie Wurms Kabale beschleunigt, aber selbst dies kann man leugnen, da Wurm auch ohne ihren einfältigen Dünkel, bloß durch die derbe Ablehnung seiner Bewerbung von Millers Seite, die freilich durch den Aerger über seine Frau etwas derber geworden sein mag, auf den gegen Luisen gerichteten Streich gekommen sein würde, da ihm die Besuche des Majors nicht entgangen waren, von denen seine Eifersucht das Aergste fürchten mußte. Der einfältige Dünkel der Frau ist nur ein glücklich eingreifender Ring in der dramatischen Kette. Es fehlt jede Andeutung, daß die leichtfertig geschlossene Ehe das Unglück veranlaßt, und am wenigsten denkt der alte Miller selbst daran, der, wenn er nach einem Grunde seines Unglücks sucht, diesen weder in seinen Jugendsünden, noch in seiner Ehe, sondern in der abgöttischen Liebe zu Luisen (V, 1) sucht. Ueber Millers Verbindung mit seiner Frau wissen wir nichts, nur muß er spät geheiratet haben, da Luise eben sechzehn, er sechzig Jahre alt ist, und wir daraus, daß er auf Ferdinands Frage, ob Luise seine einzige Tochter sei, erwiedert (V, 6), er habe sonst keins (kein Kind) mehr, schließen müssen, daß sie das einzige Kind der Ehe gewesen.

Miller ist ein echter deutscher Bürger, der auf dem festen Grunde seiner eigenen Tüchtigkeit ruht, die höhern Stände, deren alle Grundsätze des Rechts verhöhnende Sittenlosigkeit ihm ein Greuel ist, um Rang, Reichthum und Ansehen nicht beneidet, die „Dintenklecker" und „Federfuchser" verachtet, die sich bei ihnen eindrängen, sich ihnen dienstbar machen, der sich nur um sein Haus und sein Gewerbe kümmert, als Stadtmusiker seine Stelle ausfüllt und als solcher wohl

beurtheilen kann, ob einer ein Mann fürs Orchester ist (I, 2). Er hat Verstand genug, den Vornehmen, die er nicht entbehren kann, sich nicht unbequem zu machen, die vielmehr seine tüchtige und anspruchslose, dabei lustige Natur anzieht. Mit seiner Tochter will er, wie hoch er sie auch hält, keineswegs über ihren Stand hinaus; am liebsten wäre ihm ein wackerer, ehrbarer Schwiegersohn, der in seine Kundschaft sich hineinsetzte (I, 1), aber freilich gestattet er dem Major, der bei ihm Unterricht in der Flöte nimmt, nur zu sehr den Eintritt, ist hier, wenn er auch das Mädchen warnt (II, 5), viel zu nachsichtig aus Schwäche für die Tochter, mag auch größere Schuld die Frau treffen, die das Verhältniß begünstigt. „Ich bin ein plumper gerader deutscher Kerl", damit leitet er seine harte Absage Wurms ein (I, 2), und auf seinen ehrlichen deutschen Charakter thut er sich etwas zu gute. Wie sehr er die Franzosen haßt, zeigt sich an seinem Hunde, der, wenn er einen Franzosen wittert, gleich darauf los muß, wie er denn auch den Namen des Franzosenbesiegers Rodney trägt (I, 1).*). Sein „Ich heiße Miller" (I, 1. II, 6) spricht den ganzen Werth aus, den er auf seine Persönlichkeit legt, und fast nicht weniger sein „Halten zu Gnaden" (II, 6), womit er die genommene Freiheit nicht entschuldigt, sondern als sein gutes Recht in Anspruch nimmt. „Ohrfeig um Ohrfeig — das ist so Tax bei uns", erwiedert er, als die Wuth ihn sprechen läßt, dem Präsidenten, der sein Kind beschimpft hat. Dem Vorwurf des Kuppelns stellt er den scharfen Angriff entgegen, so lange der Hof noch Vorrath an Buhlschaften habe, komme es nicht an Bürgersleute. Da er immer herzhafter wird, erklärt er dem Präsidenten „deutsch und verständlich", daß er

*) Georges Brydges Rodney hatte am 12. April 1782 den glänzendsten Sieg über die französische Flotte davongetragen, wofür der König ihn zum Peer erhob, das Parlament ihm einen lebenslänglichen Jahrgehalt aussetzte.

den ungehobelten Gast zur Thüre hinauswerfen werde, da dies seine Stube sei, womit der so tief unter dem Präsidenten stehende Bürgersmann denn das Aeußerste gethan hat. Auch in der größten, von der Allgewalt des Präsidenten drohenden Noth ist er zu keiner Nachgiebigkeit, zu keiner feigen Bitte zu bewegen. Als die Gerichtsdiener kommen, macht er sich zum Angriff bereit, indem er den Hut aufsetzt und seinen treuen Begleiter, das spanische Rohr, zur Hand nimmt. Seine Frau, die sich vor dem Präsidenten niederwirft, reißt er schmähend auf; sie soll vor keinen Schelmen knieen. Damit aber ist freilich seine ganze Kraft erschöpft; verzweifelnd muß er sehn, wie die rücksichtslose Gewaltthätigkeit weiter geht, die er nicht abwenden kann, da jede Gegenwehr eitel wäre und den Wüthenden nur noch mehr reizen würde. Tragikomisch ist es, wie er zur Erlangung seines Rechtes, nicht eines Vortheils wegen, einmal den Weg der Protektion einschlagen und zum Leibschneider laufen will, der bei ihm Flöte lerne, da er gar gut weiß, was solche Leute wohl vermögen. Auch im fünften Akt ist der Charakter des liebevollen Vaters, des echt ehrenhaften, männlich entschlossenen, christlich gläubigen Mannes gut gehalten, nur scheint uns der Ausbruch der Freude Millers über das viele ihm von Ferdinand gegebene Gold (V, 5) höchst übertrieben. Ich kann hier Eckardts Bemerkung nicht beistimmen: „Die gefährliche Macht des Goldes zeigt sich am armen Volksmanne rasch; der Hochmuthsteufel kommt über ihn. Wie wahr ist dieser Augenblick! Wie laut predigt er die Seligkeit der Armen!“ Diese wahnwitzige Verzückung*) über das viele Gold steht dem alten Miller, dem deutschen genügsamen Bürger, sehr schlecht an; wie kann ihm das Gold als

*) „Wo sind Sie?“ fragt man denjenigen, der außer sich ist. So fragt sich die Lady IV, 7: „Wo bin ich?“ Statt Wo trat schon 1806 das falsche Was ein, das erst 1860 verbessert wurde.

solches den Kopf verdrehen, wenn es ihm auch nur selten und nur in sehr bescheidener Zahl in die Hand gekommen. Der Goldteufel kann ihm ebenso wenig anhaben als der Geldteufel, gegen den ihn seine Genügsamkeit und sein schlichter, redlicher Sinn bewahrt; er braucht sich vor dem Satanas nicht zu fürchten, der ihn verlocken wolle.*) Ebenso wenig kann er sich durch Ferdinands Vorgeben, er habe das Geld längst verdient, zur Annahme und zum Glauben bestimmen lassen, er habe es wirklich verdient, und gar zu einer so närrischen Freude hingerissen werden, die ihn kaum ergreifen könnte, wenn das reine Glück ihm das große Loos in den Schooß geschüttet hätte. Freilich läßt der Dichter ihn dann noch einmal Bedenken äußern, wie er zu dem ganzen „grausamen"**) Reichthum komme, und fragen, wie er ihn verdiene, wie er ihn „lohne" (was er dafür thun könne), aber er läßt sich auf wunderliche Weise durch das Wort beruhigen, er bezahle ihm damit den Umgang mit Luisen („den dreimonatlangen glücklichen Traum von seiner Tochter"). Wir kennen unsern alten guten, auf Bürgerehre haltenden Miller gar nicht wieder, wenn er statt ein solches Sündengeld mit sittlicher Entrüstung zurückzuweisen, von so überschwänglicher Liebe zu dem Geber des Goldes ergriffen wird, daß er in ausschweifendster Weise erklärt, er müßte (so sehr liebt er ihn seiner Freigebigkeit wegen) sein Schwiegersohn werden, wenn er kein Adliger wäre, ja er würde seine Tochter niederstechen, wenn sie ihn nicht liebte. So sehr hat also das Gold ihn außer sich gebracht, daß er, der gegen Wurm, ganz seinem schlichten und geraden Sinne gemäß, bemerkt hatte, er werde dem freien Willen seiner Tochter keine Gewalt anthun, sie jetzt

*) Vgl. die Räuber IV, 5: „Ha, Satan! worin verstrickst du meine Seele?" Die Form Satanas, wie Luc. 16, 22.

**) Nach dem Volksgebrauche, wie schrecklich, von einem hohen Grade, wie auch bei Goethe.

tödten würde, wenn sie einen andern als den freigebigen Reichen wählen würde.*) Kindisch wird der Alte, wenn ihm darauf einfällt, Ferdinand habe jetzt nichts mehr, und beklagt, daß er nun wieder alles**) herausgeben müsse, ja durch dessen Bemerkung, er verreise nach einem Lande, wo die „Stempel (das den Werth angebende Gepräge) nicht mehr gelten", trotz der merkwürdigen Bezeichnung nicht einmal zu der Frage veranlaßt wird, wohin er denn reisen wolle, sondern sich ganz der närrischen Freude hingibt, wie er sich in Zukunft etwas zu Gute thun***), er besonders auf die höhere Bildung seiner Tochter und ihren Putz viel verwenden wolle.†) Diese ganze Darstellung scheint uns durchaus dem Charakter Millers zu widersprechen, und wir möchten glauben, daß sie zu den spätern Veränderungen des Stückes gehört, durch die der Dichter die Wirkung desselben erhöhen wollte. Sonst ist der Charakter des ehrlichen, an seiner Tochter mit unendlich zarter Liebe hängenden bürgerlichen Ehrenmannes bis zum Schlusse, wo er verzweifelnd davon rennt, nachdem

*) Eckardt mißversteht dies, wenn er meint, es sei nur eine gemüthliche Hyperbel, die Miller in einem Augenblicke ausspreche, wo Ferdinand des Trostes bedürfe. Vielmehr bricht hierin gerade der Jubel seines Herzens hervor, daß Ferdinand ihn so reich beschenkt hat.

**) „Das ganze Gaudium", das, worüber er in solches Seelengaudium (Räuber I, 2) ausgebrochen war.

***) Sonderbar will er jetzt auf dem Markt (das soll doch heißen öffentlich, umsonst) seine Stunden geben. Von jetzt an will er auch eine bessere Nummer seines Dreikönigs (eines von der Etikette benannten Tabaks) rauchen und im Theater nicht auf dem letzten Platz sitzen. Spielt denn der Stadtmusikant nicht mit im Theater?

†) Auch hier findet sich bei Eckardt eine irrige Beziehung, wenn er sagt, für Luisen könnte Miller sogar dem Gold- und Hochmuthsteufel unterliegen. Bei der närrischen Freude über den „grausamen" Reichthum denkt ja unser Miller erst ganz zuletzt an die Tochter, keineswegs wird der Jubel über dasselbe zunächst durch die Liebe zu dieser begründet.

er das geschenkte Gold dem Giftmischer, mit dem er als Verführer seiner hingeopferten Luise kein Mitleid fühlt, vor die Füße geworfen hat, trefflich durchgehalten.

Luisens Mutter ist eine der gewöhnlichen beschränkten Bürgerfrauen, die vom äußern Glanz sich blenden lassen und die Höhern als eine besondere Menschenklasse verehren. Wurm nennt sie (I, 5) die Dummheit selbst und Miller sagt (I, 2), sie sei nie dummer, als wenn sie gescheidt sein sollte. Um so leichter versteigt sich ihre durch die Anmuth ihrer Tochter und die Auszeichnung, welche der Major dieser zu Theil werden läßt, erregte Eitelkeit zu der Hoffnung, es könne ihre Luise Frau von Walter werden und sie selbst dadurch in glänzendere Umstände kommen. Sie hat das Verhältniß auf alle Weise befördert und sich nicht durch die wiederholten Einreden ihres Gatten beirren lassen, dessen Ansicht von dem trennenden Unterschied der Stände ihr nicht einleuchtet, und dessen Furcht einer unredlichen Absicht des Majors sie für ein Hirngespinnst des sonderbar wider die Vornehmen verstimmten Mannes hält. Nicht allein behagen ihr die Geschenke, mit denen sie der Major bedenkt, sondern auch die Artigkeiten, die süßen Billete und die schönen Bücher, mit welchen dieser ihre Tochter erfreut, thun ihrem Mutterherzen wohl, das sich in der Möglichkeit einer wirklichen Verbindung behaglich wiegt, ja mit in den guten, herzigen Major verliebt ist, der auch die Mutter seiner Luise nicht so vornehm behandelt wie andere Adlige. Wenn Miller leicht aufbraust, so ist sie eine phlegmatische Natur, die sein Schmähen eben dadurch kühlt, daß sie dasselbe ohne Widerrede hinnimmt und nur sein heftiges Poltern, in dem er sich austoben muß, zu besänftigen sucht, was sie um so eher vermag, als er ihre Beschränktheit erkennt. Der vornehme Dünkel, womit sie Wurm abfertigt, dem sie selbstgefällig ihre Einbildung verräth, zeigt, wie wenig sie sich zu beherrschen vermag. Sonst ist ihr Bild mit Absicht weniger aus-

geführt, und wenn Miller das leidenschaftliche Kaffeetrinken und das Tabakschnupfen ihr im Aerger vorwirft (I, 1), so geschieht dies eben nicht, um uns ihre Persönlichkeit näher auszuführen, was ja viel leichter dramatisch geschehn kann, wie sie denn auch bei ihrem ersten Auftreten nicht bloß Kaffee trinken, sondern auch schnupfen muß. Nach der Ueberfallsszene, in welcher sie zu Kreuz kriecht, und die erste bittere Frucht ihrer thörichten Einbildung erntet, erscheint sie gar nicht mehr, ja der Dichter hält es nicht einmal der Mühe werth, ihre immerhin auffallende Abwesenheit in ihrem so arg heimgesuchten Hause zu begründen. Da sie ihm lästig war, ließ er sie ohne weiteres fallen.

Der Präsident ist der entschiedenste Gegensatz zum bürgerlichen Musikus, der leibhafteste Vertreter der biegsamen Hofkunst, durch die er, wie ihm Wurm sagen darf (III, 1), alles geworden. Seine Bezeichnung als Präsident ist zu unbestimmt, obgleich er so regelmäßig im Stücke und im Personenverzeichnisse heißt. Der II, 4 genannte Minister, von dem „ein Kerl" nach dem Musiker fragt, kann kein anderer sein; er ist Präsident des Ministeriums, in das auch sein Sohn nächstens eintreten soll (I, 7). Von einem Minister ist sonst keine Rede; der Präsident steht dem Herzog zunächst, und wo er befiehlt, geschieht es im Namen desselben (II, 7). Dem Hofmarschall droht er mit seiner Entlassung, wo denn dessen Todfeind Premierminister werde (III, 3). Miller sagt (II, 6): „Ew. Excellenz schalten und walten im Land." Wurm bezeichnet ihn als Günstling und Siegelbewahrer, der gleichsam der Schatten der Majestät sei (III, 1). In der ersten Bearbeitung hieß der Präsident Wieser, wofür jetzt der gangbarere Name Walter eingetreten ist. Bei der Schilderung des allmächtigen gewissenlosen Günstlings schwebte der den Herzog Karl von Würtemberg so lange beherrschende, aber schon 1770 entlassene Montmartin vor, den Schiller auch zum Theil bei seinem Martinengo in der Erzählung Spiel des Schicksals vor Augen

gehabt hatte. In den Räubern wird II, 3 (vgl. Erläuterungen S. 183) eines Ministers gedacht, der sich aus dem Pöbelstaub zu einem ersten Günstling emporgeschmeichelt, dem der Fall seines Nachbars zum Schemel seiner Hoheit gedient und der von Thränen der Waisen aufgehoben worden (durch sie emporgestiegen war). Unser Präsident aber, der nach I, 7 bereits über fünfzig Jahre zählt, darf sich des Stammbaumes eines halben Jahrtausends rühmen, wie wir von Ferdinand (II, 3) hören. Zu der höchsten Stelle im Herzogthum ist er durch alle Mittel des Truges und zuletzt durch einen Mord emporgestiegen. Schon sein Sekretär Wurm gedenkt der von ihm (auf des Präsidenten Auftrag) angefertigten falschen Handschriften (I, 5). Der Präsident, der seinem Sohne schon früher, in der Meinung, dieser würde es ihm Dank wissen, daß er so viel zu seinem Vortheil gethan, und sich der gemeinen Vorurtheile entschlagen, näheres mitgetheilt hatte, erinnert ihn (I, 7), wie er sich durch Hinwegräumung seines Vorgängers Platz gemacht, um die Bahn zum Herzen des Herzogs zu gewinnen, und als dieser den „blutigen Wiederschein dieses Frevels" von sich abwehrt, wirft er ihm Undank vor, daß er nicht seine große Liebe anerkenne, aus welcher er den Skorpion seines eigenen Gewissens erregt, den Fluch, den Donner des Richters (ein klopstockischer Ausdruck) auf sich geladen habe. Ferdinand schreckt ihn mit der Drohung, er wolle der Residenz erzählen, wie man Präsident werde (II, 7). Genaueres ergibt die Aeußerung Wurms (III, 1): „Ich besinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partei Piket beredeten und bei ihm die halbe Nacht mit freundschaftlichem Burgunder (vgl. Räuber V, 1) hinschwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die Mine losgehn und den guten Mann in die Luft blasen sollte." Man könnte glauben, hierbei liege die den Dichter wenigstens schon vor Bauerbach beschäftigende Geschichte der Maria Stuart zu Grunde,

die ihren Gatten durch eine Pulverexplosion in seinem Hause tödtete, von dem sie gerade in der verhängnißvollen Nacht fern blieb. In dem Komplotte steckte auch der Hofmarschall, den der Präsident durch den in der Entfernung gezeigten Verrath der Verbrechen, wodurch sie gestiegen, ihrer falschen Briefe und Quittungen in Angst setzt (III, 2). Gegen Luisen gedenkt Ferdinand des schwarzen Geheimnisses der Mordthat seines Vaters (III, 4), das Wurm zuletzt verräth. Seine Stellung als Minister kann der Präsident nicht aufrecht halten, wenn er nicht mit der allmächtigen Favoritin des Herzogs in Einverständniß ist. Eben droht dieses eine Störung zu erleiden durch die Verheirathung des Herzogs, welche dieser aus Staatsrücksichten nicht umgehn kann, doch will er deshalb die Milford nicht aufgeben, die sich, um bei Hofe bleiben zu können, an einen seiner Hofleute verheiraten soll. Hier steht nun des Präsidenten ganzer Einfluß auf dem Spiele, wenn sie in die Hände eines ihm fremden ehrsüchtigen Gatten fällt; deswegen soll sein Ferdinand die Mätresse heiraten, da der Präsident so wenig Ehrgefühl, so wenig eine Ahnung von der Reinheit der Ehe hat, daß er in einer solchen Theilung mit dem Fürsten eher eine Auszeichnung als eine Entwürdigung sieht. Von Sittlichkeit und Ehrbarkeit hat er keinen Begriff; die Frauen scheinen ihm nur zur Befriedigung gemeiner Sinnlichkeit da (von ihrer wüsten Ausschweifung am Hofe erhalten wir eben durch seine Aeußerungen ein schauderhaftes Bild), und um durch sie den Fürsten zu beherrschen; die Bürgerstöchter und Frauen sind eine leichte Beute für die adlige Lüsternheit, und der Verführer verdient keine Schande, vielmehr das beste Lob, daß seinem Witze und seinem einschmeichelnden Wesen die Bethörung gelungen. Eine keusche, aus herzlicher Seelenneigung hervorgehende Liebe gilt ihm für Schwärmerei; ein Mädchen, das sich mit einem Vornehmen irgend einläßt, kann es nur aus gemeinster Sinnlichkeit und Gewinnsucht thun, den einzigen

Mächten, welche er in dem Verhältnisse anerkennt, auf dem der eigentliche Bestand der Familie und somit des Staates beruht. Wie konnte auch ein Mann irgend eine Ahnung von der Reinheit der Liebe haben, dem kein Verbrechen zu schwarz ist, wenn es nur der Ehrsucht dient, und man es geschickt verdecken oder jeder Bestrafung desselben trotzen kann. So hält er seinem Sohne sogar den Thron selbst als lockende Aussicht vor, obgleich derselbe nur durch ein Verbrechen, einen gewaltsamen Umsturz oder einen Mord, zu erlangen wäre. Für ihn gilt nur das, was seiner despotischen Gewalt dient; er will alle beherrschen, sei es durch List, wie am Hofe (die Lady nennt ihn hofschlau [II, 1], weil er in allen Künsten der Hofintrigue gewandt ist), oder durch Gewalt. „Wenn ich auftrete, zittert das Herzogthum!" ruft er dem Sohne zu (I, 7), als er ihm befiehlt, sich der ehrlosen Favoritin als Bräutigam vorzustellen. Das Recht zu brechen bedenkt er sich keinen Augenblick, wo es seinen Zweck gilt; kann er ja im Namen des Herzogs alles, was er will. Freilich schweigt die Stimme des Gewissens in ihm nicht, wenn man nicht anders seine Berufung auf das marternde Gefühl seiner Schuld (I, 7) für eine berechnete Redensart halten soll; aber sein Ehrgeiz kennt keinen Stillstand auf der einmal betretenen Bahn rücksichtslosester Ehrsucht. Sogar an der Liebe zum Sohne hat die Selbstsucht den allergrößten Antheil; nur in dem Augenblicke, wo der seiner Kabale zum Opfer gefallene Sohn dem Vater flucht, der ihn zum Morde des reinsten, edelsten Lebens und zu seinem eigenen Untergang hingetrieben, regt sich in seiner Seele die so lange von der Ehrsucht zurückgedrängte Vaterliebe, die verzweifeln würde, wenn dieser, ohne ihm vergeben zu haben, dahinginge. Aber sie erhebt sich erst, als die sittliche Stimme in ihm durch Ferdinands gräßlichen Fluch erwacht und durch Wurms Verrath das Gefühl der Nothwendigkeit der Sühne von Recht und Gesetz ihm zum Bewußtsein gekommen ist.

So scheiden wir am Schlusse auch von diesem Charakter, der seine ganze mächtige Thatkraft in den Dienst unbezwinglicher, jedes Recht brechender Ehrsucht gesetzt hatte, mit einer gewissen Versöhnung.

Die andere Hoffigur, der Hofmarschall, ist eine ungemein komische Erscheinung, von der man nur wünschen möchte, daß sie nicht in die Verbrechen des Präsidenten verwickelt wäre. In Stuttgart zeigte man noch in unserm Jahrhundert einen Hofmarschall von Bär, der dem Dichter bei diesem mit derben, kecken Zügen hingeworfenen Bilde gesessen. Man hat ihn wegen seiner glühenden Ehrsucht eine Parodie des Präsidenten genannt, aber bei ihm kann nicht so wohl von Ehrsucht als von Eitelkeit die Rede sein, da sein ganzes Streben auf reine Aeußerlichkeiten geht, er nur den vornehmen Kreisen, besonders dem allerhöchsten und dem von dessen Gnadensonne zumeist beschienenen, angenehm und auf seine Weise sich nöthig zu machen sucht, so daß sein ganzes Wesen in Nichtigkeiten aufgeht. Dieses possierliche Scheinleben schließt sich an seine eigentliche Stellung am Hofe auf das glücklichste an. Kalb ist der Hofmarschall, wie er sein soll, wenn es sich nur um die äußerlichen, alles Inhalts entbehrenden Förmlichkeiten handelt, er ist die ins Leben gesetzte Ceremonie, aber statt diese durch eine gewisse Würde zu heben, macht er sie und sich zugleich lächerlich. Wenn Carlyle an ihm Grazie vermißt, so war dies eben Schillers Absicht, der dem widerwärtigen Präsidenten eben einen die Nichtigkeit des Hoftones darstellenden Gecken entgegenstellen wollte, dessen er zu seinem Zwecke durchaus bedurfte. Er mußte völlig willenlos, ohne jedes geistige Eingreifen erscheinen, so daß er sich von allen nach Willkür gebrauchen läßt. Seine Hauptthätigkeit besteht in den zahlreichen Besuchen, die er bei Hofe und in allen vornehmen Familien abstattet, wobei er seine Aufträge bestellt, Neuigkeiten vernimmt und mittheilt. Die Lady sagt (IV, 9), solche Leute seien zum Sacktragen da. Das eigentliche

Bedeutende ist für ihn nicht vorhanden, er hält sich an die reinsten Aeußerlichkeiten, die ihm allein „wichtig" sind. Ein von einem andern ihm abgeschnapptes Kompliment ist für ihn eine Herzenssache, und er trägt eine solche Verletzung seiner Ehre unversöhnlich nach, wie die ergetzliche Geschichte zeigt, die sich zwischen ihm und dem Oberschenk von Bock vor fast einundzwanzig Jahren ereignete, wo beide noch Kammerjunker waren. Hiernach können wir ungefähr das Alter Kalbs bestimmen, was aber für die dramatische Darstellung von geringer Bedeutung ist. Wenn Eckardt bemerkt, als größtes Unglück schwebe ihm vor, einst zu einem Bonmot von vorgestern, einer (vielmehr der) Mode vom vorigen Jahre herabzusinken, so ist hier eine Aeußerung des Präsidenten III, 3 mißverstanden, der damit ein Nichts bezeichnen will, in Beantwortung der Frage, was er sein würde, wenn der Herzog ihn entließe.*) Sehr bedeutend ist das dabei ergetzlich gemachte Bekenntniß, daß er kein „Stuttierter" sei, wobei die erst 1786 veränderte falsche Form absichtlich sein dürfte. Wenn der Präsident ordentliche Studien gemacht hat, so ist Kalb, ohne etwas gelernt zu haben, vom Hofpagen zum Junker und später zum Marschall gestiegen. Als richtiger Adliger hat er den entschiedensten Abscheu vor allem Bürgerlichen. Als der Präsident ihm den niederträchtigen Antrag macht (III, 2), ist sein erstes Bedenken, daß er nicht mit einer Bürgerlichen ins Gerede kommen dürfe; erst darauf bemerkt er, daß er ja ein Ehemann**) sei, und die Sache seinem Ansehen bei Hofe schaden werde, wo er unbescholten dastehn müsse. Das

*) Der Hofmarschall bedient sich hier und I, 6 wohl absichtlich der schon 1786 willkürlich geänderten ältern Form Durchleucht. Im Fiesko findet sich (III, 12. 13) Durchlaucht, durchlauchtigster. Die Form mit e ist hier entschieden herzustellen.

**) Erst 1802 wurde statt Ehmann die Form Ehemann gesetzt. Zehn Jahre später trat Ehrenmann ein, was Eckardt vertheidigt, weil sich sonst kein

lächerliche Bild des von Bisam duftenden, durch seine Verbindung mit dem Präsidenten in eine bürgerliche Liebesgeschichte verflochtenen Hofmarschalls wird durch seine Feigheit vollendet, die mit seinem zur Schau getragenen Muthe in ergetzlichen Gegensatz tritt. Nur eines fällt auf, daß der Hofmarschall, obgleich er voraussehn muß, in welche Wuth der gekränkte Liebhaber gerathen werde, doch sich nicht für diesen Abend aus dem Staube gemacht hat, sondern sich sogar im Hause des Präsidenten finden läßt und auf Ferdinands Berufung sogleich „herangetrippelt" kommt, was zu seinem sonstigen Auftreten nicht stimmt. Ja wir begreifen nicht wie der Präsident und Wurm dessen Entfernung nicht betrieben haben, da sie fürchten mußten, er werde, von Ferdinand in die Enge getrieben, die Intrigue verrathen. Von Sittlichkeit ist Kalb ebenso weit entfernt als der Präsident, aber bei seiner genügsamen, ganz in eitlem Schein lebenden Natur hat er weniger Veranlassung, wohl auch nicht den Muth, zu großen Verbrechen. Von Liebe weiß er nichts und die Ehe, die er geschlossen, ist eine bloße Konvention, da der Hofmarschall als solcher verheiratet sein muß, wozu er denn trotz seiner Lächerlichkeit leicht eine der Hofdamen oder der hoflüsternen Adelstöchter finden konnte.

Vortrefflich ist dem Dichter der Helfershelfer des Präsidenten, der Sekretär Wurm gelungen. Er ist der für Schliche und Ränke geschaffene Schlaukopf, der durch diese sich zu erhalten und zu herrschen weiß; das Gewissen hat er ganz zum Schweigen gebracht, da er nur seinen Zweck rücksichtlos verfolgt, und so hat er sich immer mehr verhärtet, ja er findet eine Lust daran, durch seine Pfiffigkeit andere ins Unglück zu stürzen, da es ihm weniger um die Sache

---

Spur zeige, daß Kalb verheiratet sei und Ferdinand sich eher den Unverheirateten als Nebenbuhler denken könne. Beides trifft nicht. Der Zusammenhang spricht für Ehmann.

wie um das Gelingen seiner Ränke zu thun ist. Beim Präsidenten hat er nicht allein durch seine immer das treffendste Mittel findende Pfiffigkeit, sondern auch durch seine Gewissensverhärtung, die keine menschliche Regung fühlt, sich in Achtung gesetzt und er übt hierdurch, wie durch seine Mitwissenschaft eine bedeutende Herrschaft über diesen aus, die ihn zu einem freiern Worte gegen den allgebietenden Herrn berechtigt. Der Schuft, der, wie alle Bürgertugenden, so auch den Stand, aus dem er stammt, verachtet, muß auch in der äußern Erscheinung seine innere Häßlichkeit verrathen, die Miller I, 2 mit leidenschaftlicher Uebertreibung schildert, da ihm der Mensch von Herzen zuwider ist*) und ihm gerade jetzt mit seinem wiederholten Antrage gar unbequem gekommen, auch die Frau dumm genug war, mit dem Major zu prunken. Eckardts Deutung: „Das kleine Auge**) soll uns eine lauernde, das verrufene Haar***) ein falsche, das vortretende Kinn, die auf Kosten des edlen Obertheiles des Kopfes übermäßig ausgebildete Freßpartie des Gesichtes, eine niedrige, von sinnlichen Begierden beherrschte Seele andeuten", scheint doch zu viel in diese hervorstechenden Züge seiner Häßlichkeit zu legen; am allerwenigsten kann das rothe Haar auf eine geistige Eigenschaft bezogen werden. Der Darsteller auf der

*) Er nennt ihn einen „confiscirten, widrigen Kerl", wie Schiller im Personenverzeichniß seines Fiesko den Muley Hassan als einen „confiscirten Mohrenkopf" bezeichnet. Confiscirt war wohl einer der Ausdrücke, die Schiller von der Akademie her geläufig waren. Confisqué, verloren, wird übertragen auf die Gesichtszüge eines Spitzbuben, der vor nichts zurückschreckt.

**) „Die kleinen tückischen Mausaugen." Die Vergleichung mit der Maus deutet nicht allein auf die Kleinheit, sondern auch auf das Trübe im Gegensatz zum hellen, offenen Auge.

***) Brandroth, wie flammroth (Fiesko I, 1. II, 19. IV, 12), feuerroth (Räuber I, 3. III, 2). Bei der Häßlichkeit Karl Moors wird des Haars nicht gedacht.

Bühne muß freilich die Häßlichkeit nicht in schärfster Weise ausprägen, sie nur andeuten, um ihn nicht zu einer komischen Vogelscheuche zu machen. Der Spott und die Zurücksetzung, die Wurm, wie Karl Moor, in Folge seiner Häßlichkeit von früh an erlitten, haben Haß und Verachtung in ihm erregt, ihn zu einem verschmitzten Beobachter der Schwächen der Menschen und zu einem schlauen Berechner der Mittel, die Welt zu berücken, gemacht. So faßte er denn den Plan, sich über das seiner spottende Bürgerpack, das er zu übersehn glaubte, zu erheben und sich zum Dienst der höhern Stände emporzuschwingen, was ihm durch seine Unterwürfigkeit, Anstelligkeit und Schlauheit so wohl gelang, daß er sich die besondern Gunst des in diesen Kreisen hervorragenden Barons von Walter erwarb, der bei seinen hochfliegenden Plänen in ihm ein vortreffliches Werkzeug seiner rücksichtslos fortschreitenden Ehr- und Herrschsucht fand. Wenn er aber mit dem Präsidenten die Bürgerkanaille verachtet, so hat er doch darin seine bürgerliche Einfalt beibehalten, daß ihm die Entwürdigung der Ehe ein Greuel ist. Als der Präsident ihn einen dummen Teufel nennt, wenn er sich davon stoße, daß er seine Braut nicht rein aus der ersten Hand empfangen solle, da er sich an dem Adel trösten könne, bemerkt er bitter, daß er hier gern den Bürgersmann mache. Eckardt meint, der starke sinnliche Trieb sei das Dämonische in Wurm, der ihn übermächtig vorwärts treibe; davon findet sich aber gar keine Spur. Er will nur eben die reizende Geigerstochter, die es ihm angethan hat, er will in ihr eine tugendsame Gattin sich gewinnen; es ist dieses der einzige rein menschliche Trieb, der sich bei aller sittlichen Verwilderung in seiner Brust erhalten hat. Noch ehe der Major ins Haus kam, hat er den zu seiner Bekanntschaft gehörenden Miller (sie reden sich als Vettern an) um die eben zur Jungfrau sich entwickelnde Luise angesprochen, dieser aber ihn auf spätere Zeit verwiesen, weil das Mädchen noch zu jung

sei*); zu seinem bittern Aerger hat er bemerkt, wie der Major sich in das Haus eingeschlichen und Luisen den Kopf verrückt hat. Da er seine Bewerbung vom Vater selbst mit Hohn zurückgewiesen sieht, faßt er den Entschluß, durch jedes Mittel den vornehmen Liebhaber zu verdrängen und das ihm so hohnvoll abgeschlagene Mädchen auch gegen ihren Willen sich zu gewinnen. Wie grausam er auch die Geliebte deshalb quälen, wie tief er sie auch in der Achtung der Welt herabsetzen muß, das Bewußtsein, daß der Verdacht falsch ist, genügt ihm, um ihren Besitz ihm als das höchste Gut erscheinen zu lassen. Aber der Schlaukopf hat sich verrechnet, er hat nicht bedacht, wie weit die Eifersucht führt, daß sie nicht ruht, bis sie den Gegenstand der betrogenen Liebe vernichtet; ihm ist nicht eingefallen, welche Kraft glühender Liebe innewohne, daß die Treuliebende eher untergeht als daß sie dem Frevler folgt, der aus eigensüchtigen Absichten den Bund der Herzen gewaltsam zerrissen. So fällt er denn in seinen eigenen Schlingen. Sein vom Präsidenten als satanisch fein bewunderter Plan treibt, statt die Verbindung zu sprengen, die Liebenden in den Tod und schlägt so diesen völlig nieder, wie er Wurms einziges Glück auf immer zertrümmert, ihn der Verzweiflung überliefert, in welcher er, gereizt durch den Fluch des Präsidenten, der ihm allein die Verantwortung zuschiebt, nun auch ganz verloren sein will und eine wüthende Wollust in dem Gedanken findet, mit dem hochadligen Schurken zum Blutgerüst zu wandeln und mit ihm zur Hölle zu fahren. So lebt auch bei Wurm nach dem Verlust der durch seinen

*) Es liegt nichts vor, um mit Eckardt anzunehmen, eben wegen seiner Verschmähung habe ihn wie jenen Christian Wolf in Schillers Erzählung der Verbrecher aus verlorener Ehre eine Leidenschaft zum Weibe gezogen, oder wie er an anderer Stelle meint, er begehre sie um so heftiger, weil er bisher nur Körbe erhalten, nein Luise hat es ihm wirklich angethan, er kann auf ihren Besitz nicht verzichten.

teuflischen Plan gemordeten, mit ganzer Seele erstrebten unendlich reinen Geliebten das so lang erstarrte Gewissen schrecklich auf. Er verzweifelt nicht deshalb, weil der süße Leib seiner Lust entgangen, wie Eckardt meint, sondern weil er selbst durch seinen schändlichen Plan die in aller Anmuth jungfräulicher Reinheit Strahlende, sein Ideal der Liebe, die Seine in den Tod getrieben. Wenn man Wurm für eine Verzerrung von Lessings Marinelli hält, so verkennt man sein auf ganz anderer Grundlage ruhendes Wesen. Wurm ist der Helfershelfer des Präsidenten, der aber dabei auch seinen eigenen Zweck durchführen will. Der Dienst, den er dem vornehmen Herrn erzeigen will, indem er den Sohn von einer unebenbürtigen Liebe abbringt, soll ihm zugleich die ersehnte Braut eintragen, da er sich dem Wahne hingibt, Liebe erzwingen zu können.

Daß der Charakter der Milford, den Hoffmeister für höchst bedeutsam und für so gut gelungen hält, weil er auf Ideen ruhe, die schon damals in Schiller ihre volle Entwicklung gehabt, weil die Engländerin die Verwandte seines Geistes und Schicksals sei, daß dieser durchaus mißlungen und aus nicht zusammenpassenden Elementen zusammengeflickt sei, haben wir früher ausgeführt. Einzelne Züge von tiefem Unglück und ergreifender Hochherzigkeit vermögen wohl den Zuschauer, der eben an einzelnem sich erfreut, zum rauschenden Beifall hinzureißen, aber den Mangel eines in sich geschlossenen Charakters können sie nicht ersetzen. Das Weib, das Ferdinand so zärtlich liebt, will ihn unglücklich machen, weil ihre Ehre bei Hofe durch seine Ablehnung geschädigt sei, da sie doch sich wirklich durch ihr Verhältniß zum Fürsten entehrt hat, und nur dann Verzeihung für ihre Entwürdigung hoffen kann, wenn sie freiwillig entsagt, wozu sie sich erst später entschließt, nachdem Luise mit ihrem Selbstmord gedroht hat. Ihr segensvolles Wirken erweist sich um so mehr als leere Rednerei, als sie dabei zum Theil nur zu ihrem Vortheil handelte,

indem sie ihre Nebenbuhlerinnen verdrängte, und sie, wenn sie das Wohl des Landes im Auge gehabt, selbst einer rechtmäßigen Gattin hätte weichen, nicht bloß ihre unwürdige Stellung nebenbei zum Guten hätte benützen müssen, wobei sie mit dem Präsidenten, unter dessen Despotismus das Land seufzte, gemeinsame Sache machte und so wenig auf die Noth des Volkes achtete, daß der Verkauf der Landeskinder nach Nordamerika ihr völlig entging.

Die Kammerjungfer Sophie hat in dem dreijährigen Zusammenleben mit ihrer Herrin ihre bürgerlichen Ansichten ganz aufgegeben; wie hätte auch die so durchaus verdorbene Lebensluft anders wirken können! Sie hält die Lady für ganz glücklich, da diese sich nie anders gegen sie geäußert, vor allem immer mit der größten Bewunderung und Liebe vom Herzog gesprochen hat. Das stimmt freilich nicht wohl damit, daß diese Zeiten erlebt hat, wo sie hinter Italienerinnen und Franzosen zurückstehn mußte. Vgl. oben S. 75 f. Sie kennt kein höheres Glück als das der allgemein beneideten Herrin, die nur zu befehlen braucht, und Fürst und Hof stehen ihr zu Dienste, was deren Ehrgeiz auch so sehr schmeichelt. Erst als der Hofmarschall ihr den Besuch ihres Bräutigams angekündigt hat, erschließt sich ihr aufgeregtes Herz der Dienerin, die zu ihrer Verwunderung und Bestürzung vernimmt, daß ihre Herrin den Herzog verachtet, ihr scheinbares Glück ihr zur Last ist, sie ihre ganze Seligkeit nur in der Verbindung mit dem heiß ersehnten Manne ihres Herzens findet. Wie wenig sich Sophie in diese neue Ansicht ihrer Herrin zu finden weiß, wie sie nicht begreift, daß diese die Ungnade des Herzogs auf sich ziehen und der prächtigsten Juwelen sich entäußern kann, sehen wir II, 2. In der nach unserer Annahme spätern Szenenreihe des vierten Aktes, welche uns die Lady vorführt, zeigt sich Sophie nur als gute Beobachterin ihrer Herrin, in ängstlicher Sorge über deren Aufregung und in Bestürzung über ihren gefaßten Beschluß. Nirgends deutet

sich ein näheres Verhältniß Sophiens zur Lady an, deren Dienst so lohnend und leicht ist, daß sie dieser, wenn sie auch die hoch über ihr stehende Gebieterin spielt, doch gewogen ist.

Noch weniger ausgeführt als Sophie ist der nur einmal auftretende alte herzogliche Kammerdiener, dem die Favoritin bitter verhaßt ist, weil sie mit das Mark des Landes verpraßt. Er ist gleichsam die Stimme des Volkes, das über den schnöden, durch die rücksichtloseste Vergeudung des Hofes hervorgerufenen Verkauf seiner Kinder in Verzweiflung gesetzt ist. Der durch den gestern erfolgten Abzug von ein paar Söhnen aufs äußerste gebrachte gute Alte (es muß arg sein, wenn selbst der greise herzogliche Kammerdiener seine Söhne nicht behalten kann) kennt in der Verzweiflung keine Rücksicht, so daß er selbst der allmächtigen Favoritin ernst, wenn auch mit schlichten, aber um so tiefer dringenden Worten, die Wahrheit sagt. Er ist eigentlich nur dazu bestimmt, den schrecklichen Verkauf der Landeskinder nach Amerika ins Licht zu setzen. Dieser gräßliche Menschenhandel wurde seit dem Ausbruche des amerikanischen Freiheitskrieges vom Herzog von Braunschweig, dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Markgrafen von Ansbach, den Fürsten von Hanau, Waldeck und Anhalt-Zerbst betrieben. Herzog Karl von Braunschweig glaubte sich dazu durch die tiefe Verschuldung seines Landes genöthigt; er selbst vergoß Thränen beim Abzuge der Unglücklichen. Dagegen freute sich z. B. der Prinz von Hessen, wenn nur recht viele von den gelieferten Mannschaften fielen, da für die Todten und Verstümmelten Entschädigungen gezahlt wurden. Die genannten deutschen Fürsten lieferten im ganzen 29166 Mann (der Fürst von Anhalt-Zerbst 5,05, der Landgraf von Hessen-Kassel 4,55 Prozent der Bevölkerung), von denen 11853 fielen. Diesen schrecklichen Menschenhandel traf Schubart im Jahre 1776 in seiner deutschen Chronik, die zuerst den Landgrafen und Erbprinzen von Hessen-Kassel, den Herzog von Braun-

ſchweig und den Kurfürſten von Baiern als ſolche Fürſten bezeichnete, dann aber auch der Sage gedachte, daß der Herzog von Würtemberg 3000 Mann an England überlaſſen habe. In ſeiner 1782 erſchienenen Fürſtengruft gedenkt er auch des bleichen Waiſenknaben, dem der Tyrann den Vater genommen, und des Krüppels am Stabe, der in fremdem Solde lahm geworden. Auch Goethe ſpottete dieſes unwürdigen Handels, den Friedrich der Große dadurch brandmarkte, daß er von den Durchziehenden Viehzoll erheben ließ, 1781 in dem freilich erſt ſpät gedruckten Marktſchreiergedichte Das Neueſte von Plundersweilern, wo es heißt:

Und zwar mag es nicht etwa ſein
Wie zwiſchen Kaſſel und Weißenſtein,
Als wo man emſig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und ſendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die freie Welt.

Erſt mehrere Jahre nach unſerm Drama gedachte eine Ode auf die Freiheit Amerikas (in der berliniſchen Monatsſchrift 1787) der „zahllos geheurten deutſchen Sklaven", die Britannien „zum Mord auf ehrnem Kiele" gegen Amerika geſandt. Weitere zehn Jahre ſpäter fällt Herders Epiſtel Die deutſche Nationalehre, die für die neunte Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität beſtimmt war, aber damals unterdrückt ward und erſt 1812 erſchien. Hier ward der hündiſchen Treue der Deutſchen gedacht, die ſich willig zum Miſſiſippi und zum Ohio, nach Kandia und dem Mohrenfels ſchicken laſſen, weil der Herr einen Schatz braucht, während Wittwen und Waiſen der Gefallenen darben, und die „deutſchen Neger" ſich nicht dagegen regen dürfen, weil Stockprügel oder eine Kugel vor den Kopf drohen.

Mit Ausnahme des Kammerdieners ſind alle Perſonen des Stückes aus der Handlung deſſelben hervorgewachſen, deren Ent-

wicklung sie bedingen; freilich können wir uns auch die Milford aus dem Zusammenhang wegdenken, aber sie sollte nicht allein die in den höchsten Kreisen eingerissene Entsittlichung wirksam ins Licht setzen, sondern auch die Tiefe der sittlichen Erniedrigung zeigen, zu welcher der mit ihr zur Beherrschung des Herzogs verbündete Präsident gelangt ist, der dem Sohne eine solche Ehe zuzumuthen sich nicht scheut. Aber wie die Personen die Fäden der Handlung in Bewegung setzen, so sind auch die bedeutendern derselben in sich geschlossene Charaktere, die sich im Zusammen- und Gegeneinanderwirken heben und ein lebendiges Bild des verrotteten das Bürgerthum anfressenden Hoflebens entrollen, in welchem aber die sittliche Idee zuletzt siegreich über dem Tode des geopferten Liebespaares sich erhebt.

Ueber die Zeit der Handlung erhalten wir Andeutungen, welche uns in den Februar versetzen, aber ohne daß diese, da sie weit von einander entfernt sich finden, dem Zuschauer recht zum Bewußtsein kämen und zu ihrer Verbindung anregten. Miller erwiedert (I, 2) auf Wurms Bewerbung: „Was ich Ihnen verwichenen Herbst zum Bescheid gab, bring' ich heut wieder." Dies fällt wohl vor Ferdinands Bekanntschaft, man könnte denken, eben als Luise das sechzehnte Lebensjahr vollendet hatte. Dem Präsidenten erwiedert sie (II, 6): „Ferdinand von Walter besucht mich seit dem November", und dieser gedenkt gegen Miller (V, 6) seines „dreimonatlangen glücklichen Traumes" von dessen Tochter. Zu dem Februar stimmt auch des Hofmarschalls Erwähnung der heutigen Schlittenfahrt (I, 6), weniger die Frage an die Lady, ob sie heute deutsche Komödie oder Vauxhall wünsche (IV, 9). Hiernach fällt das Stück jedenfalls in die Zeit der Fastnachtsvergnügungen, wonach man sich wundern könnte, daß dieser gar nicht gedacht wird. Eckardt will die Handlung Ende Februar oder Anfang März setzen, was er sonderbar dahin bestimmt, der Winter herrsche noch, aber bereits breche sein

Besieger, der Frühling, an, um darin „eine sinnbildliche Beziehung zu der Tendenz unserer Dichtung" zu finden. Hätte Schiller anders daran denken können, der Jahreszeit, in welcher das Stück spielt, eine Beziehung zum Inhalt zu geben, ähnlich wie in Goethes Werther oder den Wahlverwandtschaften die Jahreszeit so glücklich verwandt ist, so hätte dies jedenfalls deutlich hervortreten müssen.

In allen Akten mit Ausnahme des letzten wechselt die Szene einmal, wodurch sie in zwei Theile zerfallen. Daß die zwei ersten Akte an demselben Tage spielen, ist unzweifelhaft, und es bedurfte dazu nicht des Beweises von Eckardt, daß Miller II, 2 sagt, Wurm sei heute früh da gewesen. Schließt ja der erste Akt damit, daß der Präsident seinem Sohne befiehlt, sobald auf der Wachparade die Parole gegeben sei, sich der Lady vorzustellen, auch dieser nach dessen Entfernung entschlossen ist, es zu thun, und der zweite Akt damit beginnt, daß die Offiziere die Parade verlassen. Nach einiger Zeit erscheint denn Ferdinand, der von der Lady sich sofort zu Luisen begibt, die mittlerweile das Gerücht von der Heirat der Lady mit Ferdinand vernommen hat, was auf irgend eine Weise näher begründet sein sollte.

Zum Beweise, daß der dritte Akt einen Tag später spiele, führt Eckardt an, daß Wurm III, 6 Luisen schreiben läßt: „Wir haben gestern den Präsidenten im Haus gehabt", doch meint er, sei dies nicht ganz beweisend, da man annehmen könne, es solle der Brief erst am nächsten Tage geschrieben scheinen, wo er auf der Parade aufgefunden werde. Dafür würde es sprechen, daß Luise kurz vorher Wurm angeredet habe: „Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da", doch entgeht ihm nicht, daß hierin Ironie liegen könne. Sehen wir, was zwischen dem zweiten und dritten Akte in der Mitte liegen muß. Der Präsident hat den Sohn durch

Luisens Freilassung bestimmt, seine Drohung nicht auszuführen, dieser aber die Verbindung mit der Lady abgelehnt; er muß darauf zu Luisen zurückgekehrt sein, um sie zu beruhigen. Dabei wird er ihr das furchtbare Geheimniß mitgetheilt haben, wie dessen Erwähnung III, 4 zeigt. Dann aber hat er auch nicht bloß den Plan, sondern auch Anstalten zur Flucht getroffen. Irgend eine nähere Andeutung der zeitlichen Verbindung wäre am Anfange des dritten Aktes erwünscht gewesen; vielleicht aber unterließ der Dichter absichtlich eine solche, damit es nicht zu sehr auffalle, daß die Lady anderthalb Tag verstreichen läßt, ehe sie irgend etwas thut. Daß die Unterredung des Präsidenten mit Wurm am Anfange des dritten Aktes am Morgen spielt, ergibt sich aus dem Besuche des Hofmarschalls (III, 2), der offenbar am Morgen erfolgt, da er sich nach dem Befinden des Präsidenten erkundigt, dem er meldet, daß heute große opera Dido. Es sollte wohl eher Didone heißen, da die Oper Metastasios am Hofe in italienischer Sprache aufgeführt werden wird.*) Er hat an diesem Tage noch sechzehn Besuche zu machen, will aber vor Abend noch kommen, um den Brief abzuholen. Gleich darauf berichtet Wurm (III, 3), daß Miller und seine Frau ohne Geräusch verhaftet worden. Als Ferdinand zu Luisen kommt, um ihr seinen Fluchtplan mitzutheilen, muß es schon Nachmittag sein; Wurm kommt zur Zeit der im Februar schon früh eintretenden Dämmerung. Der vierte Akt spielt am folgenden Tage; denn der Hofmarschall hat, wie er vorhatte (III, 3), den am Abend geschriebenen und abgeholten

*) Die Oper war eine Prachtvorstellung in Stuttgart, wie in Mannheim, an deren Schluß die verlassene Königin den Palast anzündete, was der Hofmarschall zum Abbrennen einer ganzen Stadt macht. Schiller schreibt am 7. Juni 1784 an Dalberg, Poesie und Musik der gestern zuerst gegebenen Dido hätten ihn gleich wenig gerührt. Des Todes der Dido gedenkt Schiller auch in den Räubern (V, 2).

Brief auf der Parade aus der Tasche fallen lassen. Der Akt muß aber am Nachmittag spielen, da der Hofmarschall am Pharotische sitzt. Dazu stimmt nun freilich nicht der zweite Theil des Aktes, wonach Luise noch am Morgen bei der Lady erscheint, da das Kammermädchen sie noch im Hausgewande gefunden und sie sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden wollte, um bei ihr zu erscheinen. Aber wir haben gesehen, daß der zweite Theil des vierten Aktes überhaupt nicht in den Zusammenhang paßt, wogegen die Zeitverhältnisse gut stimmen, wenn der fünfte Akt auf IV, 6 folgt, wo freilich vieles zwischen den Akten geschehen sein muß: aber auch bei der jetzigen Fassung ist ja manches ausgelassen, vor allem zwischen dem dritten und vierten Akt die Rückkehr der freigelassenen Eltern, die noch am Abend geschehen sein muß, wo Luise zum Schreiben des Briefes gezwungen worden. Der Schwierigkeit, daß sie noch am Abend mit Wurm das Sakrament nehmen soll, ist schon oben gedacht. Auch nach der jetzigen Fassung spielen die beiden letzten Akte an demselben Tage. Zwischen sie muß die Unruhe des Alten fallen, der seine Tochter wider Erwarten nicht zu Hause fand, und die Rückkehr Luisens, die sich mittlerweile zum gemeinsamen Tode mit Ferdinand entschlossen. Am Anfange sowohl des vierten wie des fünften Aufzugs empfindet man eine Lücke der Handlung. Das Stück schließt mit dem Abend des dritten Tages; der erste und dritte Tag nehmen je zwei Akte, der mittlere nur einen, den dritten, ein.

Als Jahr, in welchem das Stück spielt, nimmt Eckardt etwa 1776 an, da noch des Seelenhandels deutscher Fürsten nach Nordamerika als eines Tagesereignisses gedacht werde; damit stimmt aber nicht der Name des Hundes Rodney, da der erste eigentliche Sieg des britischen Seehelden über die Franzosen erst in den Februar 1781 fällt. Eckardt übersah aber, daß die letzten Züge verkaufter Deutscher nach Amerika in den April 1782 fallen, die Rückkehr erst im Herbst

1783, zum Theil erst im Frühjahr 1784 erfolgte*), und so könnte das Stück sehr wohl im Frühjahr 1782 spielen, in welchem es wirklich entworfen wurde. Dazu paßt denn auch der Hundename Rodney ganz besonders. Vgl. S. 143*.

In Bezug auf dramatische Bewegung gilt von Kabale und Liebe in vollem Maße, was Tieck von allen Jugenddramen Schillers sagt**): „Der Zuschauer entdeckt in diesem Werke eine Fülle echten dramatischen Talentes, jenes theatralischen Instinktes, der alles vor unsern Augen und der Phantasie in Leben und Thätigkeit setzt. In jeder Rede schreitet die Handlung vor, jede Frage und Antwort gibt Theaterspiel, die Spannung steigt, alles, was hinter dem Theater und in den Zwischenakten geschieht, belebt die sichtbar gemachte Gegenwart." Wenn derselbe bemerkt, Schillers Motive seien schwach und ungenügend, oft bis zum Komischen, seine Charaktere übertrieben, auch habe er den genügenden Schluß nicht finden können, so ist dies in dieser Allgemeinheit sehr übertrieben. Die Motivirung ist dem Dichter in unserm Stücke bis ins einzelnste gut gelungen, wenn auch nicht fein, doch kräftig durchgeführt, und was sich in dieser Hinsicht als mangelhaft ergibt, schreibt sich meist daher, daß der Dichter später das Drama überarbeitete, um ihm eine noch größere Wirksamkeit zu geben, und anderes zu ersetzen, was ihm weniger gelungen und für die Darstellung auf der Bühne übertrieben schien.

Den sprachlichen Ausdruck hat Schiller dem Charakter der einzelnen Personen gemäß zu halten gesucht. Wenn er bei Miller und dessen Frau den derben sinnlichen und bildlichen, sich in Sprichwörtern behaglich ergehenden Volkston glücklich anschlug, so gab er dem liebenden Paare den empfindsamen Wertherton, doch so daß wir

*) Vgl. Schlözers Staatsanzeigen VI, 521 f.
**) Kritische Schriften IV, 203.

bei Luiſen neben dieſem die ſchlichte Sprache des Bürgermädchens, bei Ferdinand im ganzen die feine des gebildeten Weltmannes durchhören. Lady Milford, obgleich auch ſie nur in der leidenſchaftlichſten Bewegung erſcheint, zeigt uns einen höhern Schwung nicht der aufgeregten Einbildungskraft, ſondern der Anſchauung und des Denkens, ein rhetoriſches Pathos. Die Sprache des Präſidenten iſt feſt und beſtimmt, knapp und gedrungen, ohne allen Schmuck der Rede, auch, wo er ſeine Verachtung bezeigen will, derb gemein, die des Hofmarſchalls kraft- und ſaftlos, eine reine Molluske. Wurms Rede iſt kühl und berechnet, gleichſam der Abdruck ſeiner ſelbſtgewiſſen Schlauheit, die ihr Ziel immer im Auge behält, jedes Wort wägend, ſich nach den Perſonen und Verhältniſſen geſchickt richtend, beredt, wo es gilt ſeine Anſicht durchzuſetzen, aber auch da bringt ſie nur ſcharf auf die Sache ein.

III. Erläuterung.

Erſter Akt.

Miller weiſt Wurms Bewerbung um ſeine Tochter derb zurück. Luiſe hat eben erkannt, daß ſie fürs Leben Ferdinand entſagen muß, was ſie dieſem mit verzweifelndem Schmerze mittheilt. Der Präſident, durch Wurm von der Liebſchaft des Sohnes unterrichtet, befiehlt dieſem, ſich der Lady als Bräutigam vorzuſtellen, und er gewinnt die Ueberzeugung, daß ihn wirklich, wie Wurm berichtet, eine andere Liebe feſſelt, was dieſer beſtürzt abläugnet. Dem Befehl des Vaters, zur Lady zu gehn, wagt er nicht zu trotzen, doch hofft er durch beleidigende Verachtung ſie zum Rücktritt zu beſtimmen. Die Expoſition reißt uns hier wie in den Räubern ſogleich in lebhafteſter Bewe-

gung in die Sachlage hinein, sie bildet aber zugleich den Beginn der gespannten Handlung.

Erste Szene. Miller erklärt seiner Frau, noch heute zum Präsidenten gehn und ihn auffordern zu wollen, daß er seinen Sohn von weitern Besuchen seiner Tochter abhalte.

Der alte Miller will eben am Morgen (seine Frau trinkt noch ihren Kaffee) zu seinen Unterrichtsstunden sich begeben, erklärt aber noch vorher seiner Frau, daß er die Besuche des Majors nicht länger dulden könne, da der Präsident, höre er davon, es ihn als Vater bitter entgelten lassen werde. Der Dichter beginnt mitten in dem Gespräche, das Miller begonnen, als er eben sein Spiel beendet hat.*) Auch könne nichts Gutes daraus werden; wenn der Baron nur einmal Appetit bekomme, Luisens Reize es ihm angethan, werde er sich nicht abhalten lassen, bis er zu seinem Zwecke komme.**) Die Hinweisung der Mutter auf die süßen Billete und die schönen Bücher,

---

*) Ich biete dem Junker aus. Druckfehler der zweiten Ausgabe ist den statt dem. Adelung fordert bei ausbieten freilich den Akk., den auch Goethe hat. — Die ganze Rede ist voll von bezeichnenden Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens, wie Wind bekommen, coram (zwischen) nehmen, auftrumpfen, stecken, Wischer.

**) Gott weiß was als (mundartlich statt schon), wie auch weiter unten. 1812 wurde das erstemal als in alles verwandelt, das zweitemal ausgelassen. — Lößen, von unangenehmen Erfahrungen. — Bei „wenn du aus jedem Astloch ein Auge streckst", schwebt vor, daß die Mutter im Garten das Paar bewache. — Vor jedem Blutstropfen, der der Tochter in die Wange schießt. — Von den folgenden gewöhnlichen Redensarten bemerken wir noch sich abführen, im Sinne sich wegmachen, wie es Schiller selbst in einer szenarischen Bemerkung im Fiesko I, 9 braucht. — Unter dem Dach geht auf den Kopf, als Träger des Geistes, Parterre auf die körperlichen Reize, die Siebensachen, wie Mephisto sagt. — Nun müssen alle Segel dran, er fährt mit vollen Segeln. — Mensch ist Mensch. Die Sinnlichkeit reißt jeden hin.

die Luiſe von ihm erhalte, läßt den alten Geiger auf die darin ſteckende Gefährlichkeit und Verführung ſcharf losziehen, und er beſteht darauf, daß die Sache ein Ende haben müſſe, ja er will dem Major ſelbſt, wenn er wieder komme, die Thüre weiſen.*) Miller eilt fort, aber die Berufung ſeiner Frau auf die ſchönen Geſchenke des Majors läßt ihn noch einmal von der Thüre zurückkehren, um heftig gegen ſie loszufahren, daß ſie mit dieſem Blutgeld der Tochter ſich etwas zu Gute thun wolle.**) Der Frau beruhigendes Wort, man dürfe nicht ſo grob mit dem Sohne des Präſidenten umgehn, bringt Miller wieder darauf, daß er, eben weil der Major der Sohn des Präſidenten ſei, dem Vater gerade heraus ſagen müſſe, daß er die Beſuche ſeines Sohnes ſich verbitte. Noch heute will er dies thun, und deshalb ſoll ſeine Frau ihm ſeinen beſten Rock bürſten, damit er dem Präſidenten ſeine Aufwartung mache. Eben will er weggehn, als ihn Wurms Eintritt zurückhält.

Zweite Szene. Wurm fragt nach Luiſen, um die er Miller jetzt wiederholt bittet; dieſer aber, von Aerger über die Dummheit ſeiner mit dem Major prahlenden Frau, wie durch die Widerwärtigkeit des ihm verhaßten

*) Das iſt die rechte Höhe, eine auch in Goethes Clavigo gegen Ende des zweiten Akts gebrauchte Redeweiſe. — In dem folgenden Sprichwort iſt das ſchwäbiſche ſchlagt erſt 1786 in ſchlägt umgeſetzt worden. — Zum folgenden vgl. oben S. 140 f. — Wenn Miller bei Hui da! pfeift, ſo haben Wuttke und Eckardt das Pfeifen ſeltſam als ein Zeichen des Zorns gefaßt, da es doch nur bezeichnen ſoll, es ſei nichts damit. — Muken, wie im Räuberlied der Räuber Mucken (ſeit der zweiten Ausgabe Muken). Luiſe braucht I, 3 Müke (ſeit 1786 Mücke). Es ſind die ſogenannten ſpaniſchen Fliegen gemeint. — Wenn es in der ſzenariſchen Bemerkung heißt ſpringt auf, ſo iſt dies nach ſchillerſchem Gebrauch für auffahren zu nehmen. Vgl. zu den Räubern S. 141 f.

**) Tauſendſaſa, wie er ihn vorher als Windfuß und Springinsfeld bezeichnet hatte. Saſa, eigentlich ein Refrain eines Liedes, deutet auf Albernheiten, Tollheiten.

Luiſens Freilaſſung beſtimmt, ſeine Drohung nicht auszuführen, dieſer aber die Verbindung mit der Lady abgelehnt; er muß darauf zu Luiſen zurückgekehrt ſein, um ſie zu beruhigen. Dabei wird er ihr das furchtbare Geheimniß mitgetheilt haben, wie deſſen Erwähnung III, 4 zeigt. Dann aber hat er auch nicht bloß den Plan, ſondern auch Anſtalten zur Flucht getroffen. Irgend eine nähere Andeutung der zeitlichen Verbindung wäre am Anfange des dritten Aktes erwünſcht geweſen; vielleicht aber unterließ der Dichter abſichtlich eine ſolche, damit es nicht zu ſehr auffalle, daß die Lady anderthalb Tag verſtreichen läßt, ehe ſie irgend etwas thut. Daß die Unterredung des Präſidenten mit Wurm am Anfange des dritten Aktes am Morgen ſpielt, ergibt ſich aus dem Beſuche des Hofmarſchalls (III, 2), der offenbar am Morgen erfolgt, da er ſich nach dem Befinden des Präſidenten erkundigt, dem er meldet, daß heute große opera Dido. Es ſollte wohl eher Didone heißen, da die Oper Metaſtaſios am Hofe in italieniſcher Sprache aufgeführt werden wird.*) Er hat an dieſem Tage noch ſechzehn Beſuche zu machen, will aber vor Abend noch kommen, um den Brief abzuholen. Gleich darauf berichtet Wurm (III, 3), daß Miller und ſeine Frau ohne Geräuſch verhaftet worden. Als Ferdinand zu Luiſen kommt, um ihr ſeinen Fluchtplan mitzutheilen, muß es ſchon Nachmittag ſein; Wurm kommt zur Zeit der im Februar ſchon früh eintretenden Dämmerung. Der vierte Akt ſpielt am folgenden Tage; denn der Hofmarſchall hat, wie er vorhatte (III, 3), den am Abend geſchriebenen und abgeholten

*) Die Oper war eine Prachtvorſtellung in Stuttgart, wie in Mannheim, an deren Schluß die verlaſſene Königin den Palaſt anzündete, was der Hofmarſchall zum Abbrennen einer ganzen Stadt macht. Schiller ſchreibt am 7. Juni 1784 an Dalberg, Poeſie und Muſik der geſtern zuerſt gegebenen Dido hätten ihn gleich wenig gerührt. Des Todes der Dido gedenkt Schiller auch in den Räubern (V, 2).

Brief auf der Parade aus der Tasche fallen lassen. Der Akt muß aber am Nachmittag spielen, da der Hofmarschall am Pharotische sitzt. Dazu stimmt nun freilich nicht der zweite Theil des Aktes, wonach Luise noch am Morgen bei der Lady erscheint, da das Kammermädchen sie noch im Hausgewande gefunden und sie sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden wollte, um bei ihr zu erscheinen. Aber wir haben gesehen, daß der zweite Theil des vierten Aktes überhaupt nicht in den Zusammenhang paßt, wogegen die Zeitverhältnisse gut stimmen, wenn der fünfte Akt auf IV, 6 folgt, wo freilich vieles zwischen den Akten geschehen sein muß: aber auch bei der jetzigen Fassung ist ja manches ausgelassen, vor allem zwischen dem dritten und vierten Akt die Rückkehr der freigelassenen Eltern, die noch am Abend geschehen sein muß, wo Luise zum Schreiben des Briefes gezwungen worden. Der Schwierigkeit, daß sie noch am Abend mit Wurm das Sakrament nehmen soll, ist schon oben gedacht. Auch nach der jetzigen Fassung spielen die beiden letzten Akte an demselben Tage. Zwischen sie muß die Unruhe des Alten fallen, der seine Tochter wider Erwarten nicht zu Hause fand, und die Rückkehr Luisens, die sich mittlerweile zum gemeinsamen Tode mit Ferdinand entschlossen. Am Anfange sowohl des vierten wie des fünften Aufzugs empfindet man eine Lücke der Handlung. Das Stück schließt mit dem Abend des dritten Tages; der erste und dritte Tag nehmen je zwei Akte, der mittlere nur einen, den dritten, ein.

Als Jahr, in welchem das Stück spielt, nimmt Eckardt etwa 1776 an, da noch des Seelenhandels deutscher Fürsten nach Nordamerika als eines Tagesereignisses gedacht werde; damit stimmt aber nicht der Name des Hundes Rodney, da der erste eigentliche Sieg des britischen Seehelden über die Franzosen erst in den Februar 1781 fällt. Eckardt übersah aber, daß die letzten Züge verkaufter Deutscher nach Amerika in den April 1782 fallen, die Rückkehr erst im Herbst

Menschen aufgeregt, weist ihn mit Bitterkeit ab. Nach Wurms Abgange fürchtet er das Schlimmste von diesem bösen Herumträger.

Die Frau ruft dem Eintretenden entgegen*), ob er sich denn auch einmal wieder sehn lasse, was eher eine höfliche Redeweise als ernstlich gemeint ist. Aber Wurm benutzt dies geschickt, um auf die Besuche des Majors anzuspielen, da er von der dummen Frau davon näheres zu erfahren hofft; an sie hält er sich zunächst, ohne den Mann auch nur zu begrüßen. Dieser, verdrießlich über die dumme Aeußerung seiner Frau, läßt ihm einen Stuhl**) hinstellen und bittet ihn sich zu setzen. Wurm entlockt dieser geschickt zum bittersten Aerger Millers, der vergeblich alle Mittel, sie zum Schweigen zu bringen, versucht, ihre dummstolze Einbildung, daß Luise zu einer gnädigen Frau bestimmt sei. Da Wurm, entsetzt über diese seine Hoffnung niederschlagende Mittheilung, vom Stuhle, auf dem er sich schon bisher unruhig und verlegen bewegt hat***), auffährt, beruhigt ihn Miller; er solle sich um das Geklatsch der albernen Gans nicht kümmern, die er in die Küche verweist, ohne aber seinem Worte Folge zu verschaffen, vielmehr wirft diese noch ein paarmal ihre Bemerkungen in das Gespräch der Männer. Als Wurm mit Berufung auf sein gutes Auskommen, und seine weitern Aussichten†) die Be-

*) Statt Ah trat 1802 ach ein, das sich länger als vierzig Jahre erhielt.

**) Hier steht Sessel, wie Miller auch am Anfang vom Sessel aufsteht, auch gleich darauf folgt wieder Sessel, dann aber Stuhl, und so findet sich Stuhl weiter II, 4. V, 1, dagegen Sessel II, 5. III, 5. IV, 9. Schiller wechselt willkürlich.

***) Er zupft dabei am Jabot und an den Manschetten. Der Druckfehler Chapeau ward schon 1802 weggeschafft, aber 1806 von neuem eingeführt. Erst 1838 trat wieder das Richtige ein.

†) „An Empfehlungen kanns nicht fehlen." 1796 trat hier Empfehlung kann es ein, das erst 1860 verbessert wurde.

werbung um Luisen erneuert, verweist Miller ihn auf diese selbst, deren Willen er keine Gewalt anthun wolle, wobei er einmal unwillkürlich seine Meinung, daß er ihm als Schwiegersohn nicht gefalle, verräth.*) Ueber die Zumuthung, durch seine Empfehlung auf die Tochter zu wirken, geräth er vor Aerger so außer sich, daß er derb herausfährt, er würde seiner Luise vielmehr einen Bewerber widerrathen, der nicht den Muth habe, sich an die Geliebte selbst zu wenden, da, wer bei den Mädchen sich nicht beliebt zu machen wisse, jeden Anspruch an sie aufgeben müsse, und er schließt mit einem Spotte auf den ihm widerwärtigen Federfuchser.**) Wurm, dadurch im tiefsten Herzen beleidigt, rennt sofort mit dem ingrimmig gesprochenen Worte höflichen Abschiedes davon.***) Miller ist betreten über die ihm entfahrene Beleidigung; gern möchte er seine Unart zurücknehmen, aber dann thut es ihm doch wohl, den widerwärtigen Bewerber ein für allemal abgewiesen zu haben. So ruft er denn, indem er langsam nachgeht, dem Davoneilenden nach, beruhigt sich aber leicht, als dieser, wie natürlich, nicht darauf hört. Sein leidenschaftlicher Widerwille gegen den widerlichen Menschen entladet sich zuletzt in dem schmähenden Schuft.†) Als aber die Frau leidenschaftlich darin einstimmt, daß

---

*) Zu eisgrau vgl. zum Fiesko S. 114†.

**) Sein Gewerb bestellt, wie Julia im Fiesko II, 2 sagt: „Mein Gewerb ist bestellt." — Die Bewerbung bei den Eltern bezeichnet er als altmodisch und erklärt sich dabei als ein Mann der frischen neuern Zeit. Goethes Apotheker in Hermann und Dorothea (IV, 258—279) lobt die frühere Sitte der Bewerbung durch einen Freiersmann.

***) Obligation, unser neueres verbunden. Gianettino benutzt im Fiesko III, 8 das deutsche „Empfehl(e) mich", wie am Ende von Goethes Jahrmarktsfest in der Mehrheit „Empfehlen uns" steht.

†) Operment, volksthümliche Form nach dem französischen orpiment, statt Auripigment. — Den Gedanken, daß er eine Mißgeburt der Natur sei, spricht Miller wiederholt vor und nach der Schilderung seiner Häßlichkeit (vgl. oben

man diesen Hund vor einem solchen Bissen bewahren werde, zieht sie den Wetterstrahl auf sich, da sie durch ihre Dummheit ihn selbst in solche Aufregung gesetzt, und statt sich die Schuld davon beizumessen, daß er den gefährlichen Menschen so erbittert hat, muß die Frau es ausbaden, daß Wurm ihre Absicht auf den Major jetzt aller Welt verkünden werde. Was er fürchtet, deutet er im Schlusse entschieden an, der uns über die drei von ihm gefürchteten Mächte aufklärt.

Dritte Szene. Erklärung zwischen Vater und Tochter. Luise will auf Erden Ferdinand entsagen, im Himmel werde sie mit ihm vereint werden. Den Entschluß hat sie eben in der Kirche bei der Meßandacht gefaßt, in der sie zu ihrem Schrecken durch die Gedanken an Ferdinand in ihrem Gebete gestört wurde. Die Aehnlichkeit mit dem ersten Auftreten von Lessings Emilia (I, 6) ist, bei aller Unähnlichkeit, doch gar zu auffallend. Auch Emilia braucht, und zwar dreimal, er ohne nähere Bestimmung, und auf ihr späteres Wort „da ich ihn erblickte" fragt die Mutter: „Wen, meine Tochter?"

Zuerst sagt sie mit Gruß und Händedruck dem Vater guten Morgen, dem sie sogleich bekennen muß, was sie drückt. Als sie die Mutter bemerkt, kann sie diese, welche Ferdinands Besuche begünstigt, nur fragen, ob er nicht dagewesen, was auf seine frühen Morgenbesuche während der Abwesenheit des seinem Unterricht nachgehenden Vaters deutet. Wie sehr sie auch fühlt, daß sie Ferdinand aufgeben muß, ihre Gedanken hängen immer an ihm. Wenn die Mutter hier wie bei Lessing fragt, wen sie meine, obgleich sie daran gar nicht zweifeln

---

S. 155) mit bitterer Laune aus. — Mit dem abbrechenden Gott verzeih mirs deutet der an den frommen alten Gebrauch sich haltende Mann auf das Schlimmste, auf die Ehrlosigkeit, die er im ersten Auftritt durch den verzweifelnden Ruf „Jesus Christus!" als das schrecklichste Unglück bezeichnet hat.

kann, so dient die Frage bloß als Veranlassung zur Erklärung, daß sie nur an den Geliebten denken kann.*) Auf die Nennung des Geliebten äußert der Vater, er habe gedacht, sie hätte den Namen in der Kirche gelassen (dort den Vorsatz gefaßt, seiner nicht mehr zu gedenken). Der Vorwurf trifft sie, doch sie glaubt zu fühlen, daß es zu spät sei, da sie fürchten muß, beim Kampfe zwischen dem Himmel und ihrem Geliebten**) werde letzterer den Sieg davontragen, doch kann sie sich des Gedankens nicht enthalten, Gott selbst müsse es ergetzen, wenn sie über sein Meisterstück ihn selbst übersehe***), worüber Miller so unmuthig wird, daß er sich in einen Stuhl wirft und darüber als über einen gottlosen, aus den bösen Büchern geschöpften Gedanken sich entsetzt. Luise, welche dies auffallend genug übersieht, tritt ans Fenster, um die Ankunft des Geliebten früher zu bemerken, wobei aber die Eifersucht sie ihren Gegensatz zu den vornehmen Fräulein, die gewöhnlich um ihn sind, bitter empfinden läßt. Erschrocken eilt sie ihrem noch unmuthig im Stuhl liegenden Vater zu, den sie um Verzeihung bittet, daß sie Ferdinand nicht aufgeben könne; sie wolle ja nichts als an ihn denken, ohne irgend einen Anspruch auf ihn zu machen.†) Aber gerade diese schwärmerische Hingabe läßt ihn das Schlimmste fürchten, und so preßt ihm die Verzweiflung den Wunsch aus, daß sie den Major nie gesehen hätte, was denn

*) Statt Ah trat 1806 irrig Ach ein, das erst 1860 verbessert wurde.

**) „Reißen an meiner blutenden Seele.“ Blutenden fiel 1812 aus, ward erst 1844 wieder hergestellt.

***) Bei dem Gedanken, der Künstler finde sich am feinsten gelobt, wenn man ihn über dem Gemälde vernachlässige, schwebt das Wort des Prinzen an den Maler in Lessings Emilia (I, 4) vor: „O Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.“

†) Bei dem Veilchen denkt sie an Goethes bekannte Ballade in dem von André komponirten Singspiel Erwin und Elmire. Vgl. zu den Räubern S. 212**.

Luiſens empfindſame Ausführung hervorruft, daß ſie für einander bestimmt ſeien, und zur Schilderung der Seligkeit des erſten Bewußtſeins ihrer Liebe führt, die ſie mit der ihrem Vater gottlos ſcheinenden Aeußerung ſchließt, ſie habe von keinem Gott mehr gewußt und doch nie Gott ſo geliebt (als Quell dieſes Glücks). *) Selbſt Miller wird durch dieſen Ausdruck ihrer ſchmelzenden Liebe ſo hingeriſſen, daß er bedauert, ihr ein ſolches Glück, für das er ſein Leben opfern würde, nicht geben zu können, und ſo ſtürzt er, von kämpfenden Gefühlen zerriſſen, aus dem Zimmer, um endlich ſeine Muſikſtunden anzutreten. Man kann zweifeln, ob dieſe Theilnahme an Luiſens Seligkeit, die freilich einen glänzenden Abgang gibt, an der Stelle ſei. Dem Abgehenden ruft Luiſe noch das empfindſame Verſprechen nach, daß ſie auf Ferdinand verzichte; zur Mutter gewendet**), fügt ſie dann hinzu, nur im Jenſeits, auf das der Vater als eine Zeit, wo die Herzen allein gelten werden, ſie vertröſtet hatte, werde ſie ihm unzertrennlich angehören.***) Da bemerkt die Mutter den Major, der, um den ſeine Eile aufhaltenden Umweg zu vermeiden, über die Planke (des Gärtchens?) ſpringt. Wie ſehr auch die diesmal vor ihrem Geliebten, dem ſie ihre Entſagung mittheilen will, zitternde Tochter ſie zu bleiben bittet, entfernt ſie ſich doch, weil ſie ſich vor dem Baron in ihrem Nachtanzuge nicht ſehn laſſen könne. So ſind denn die Liebenden allein, wie es wohl die Mutter gewöhnlich

*) Vorher heißt es: „Ich ſah keine Welt mehr.“ In den Räubern (IV, 4) ſagt Amalia, ſie habe neben Karl Himmel und Erde vergeſſen. Vgl. auch daſelbſt III, 1 Amaliens Lied (4, 3 f.).

**) Es iſt nicht richtig, daß ſie, wie Eckardt ſagt, ſich „wie erwachend“ aus ihrem Traume an die Mutter wende; nein, ihre ſelige Hoffnung auf die jenſeitige Vereinigung muß ſie an irgend einen wenden. Die Mutter iſt freilich am wenigſten im Stande, dieſe Schwärmerei zu verſtehen.

***) Man vgl. Klopſtocks Ode an Fanny Str. 6 f. an Gott Str. 18—21. — Wenn Gott kommt, um zu richten.

einzurichten wußte, da der Besuch immer kam, wenn der Vater bei seinen „Scholaren" war.

Vierte Szene. Luise theilt Ferdinand, nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt hat, den Entschluß ihrer Entsagung mit und entflieht ihm endlich, worauf er ihr sprachlos folgt. Vgl. oben S. 132.

Ferdinand, der sich nur einen Augenblick überzeugen wollte, daß es der Geliebten wohl sei, findet sie in einer Aufregung, deren Grund er erforschen muß, da alles, was sie bekümmert, ihm einen Schatten auf die ganze Welt wirft. Daß sie sich ein bürgerliches Mädchen nennt, wirft er ihr als Kaltsinn vor; wäre sie ganz Liebe für ihn, wie er für sie, zu einem solchen Gedanken würde sie keine Zeit haben, die sie der Liebe stehle. Sie aber spricht dagegen die Ueberzeugung aus, daß man sie gewaltsam trennen werde. Zunächst nennt sie die Stimme des Ruhms und seine Entwürfe, die ihn zu einem höhern Leben berufen und von ihr trennen werden; viel ernster ist es ihr, wenn sie seinen Vater und ihr Nichts nennt, ja schon sieht ihre bange Ahnung (sie erschrickt darüber und läßt seine Hand fahren, welcher das einfache bürgerliche Mädchen unwürdig sei)*) einen über ihnen gezuckten Dolch, der sie trennen werde. Wunderlich meint Eckardt, sie spreche „mein Nichts" mit Bitterkeit, nicht als ihre Ansicht, und so mißversteht er den ganzen Auftritt, wogegen er gesichert gewesen wäre, hätte er ihn, statt einzelne Aeußerungen aus ihrem Zusammenhang zu reißen, ruhig verfolgt. Wenn er bemerkt, Luise träume ja von einem demokratischen Himmel, so übersieht er, daß hier nur von der Erde die Rede ist, wo der Standesunterschied

*) Fliegen für eilen ist ein sehr gangbarer, auch den alten Sprachen geläufiger Ausdruck, den Schiller sogar in szenarischen Bemerkungen braucht. So steht er auch weiter unten, wo Ferdinand über die Hindernisse „in Luisens Arme fliegen" will, was Moritz wohlfeil bespottete.

herrscht und sie vor dem adligen Vorurtheil, wie sie sich I, 3 nennt, ein schlechtes Mädchen ist. Ferdinand spottet freilich dieses Vorurtheils; Gott, der als Königin aller Gefühle, wie Klopstock singt, als „letzten und göttlichsten Zug seines Bildes die Liebe schuf", der „Seelen fühlender und füreinander schuf", die Anordnung Gottes, die Ferdinand als „Riß zum unendlichen Weltall" (in welchem die Liebe herrscht*) bezeichnet, sei älter als ein Adelsbrief, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, „die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: „Dieses Weib ist für diesen Mann"**), entscheidender als sein Wappen. Die mächtige Stellung seines Vaters sei so wenig ein Vorzug, daß dessen gewissenloses Treiben (Landeswucher) ihm nur Flüche eintragen werde, die ihm eben seine Liebe versüße (ein sehr unglücklicher Ausdruck). Da aber Luise gerade das Eingreifen dieses seines vor dem Aeußersten nicht zurückschreckenden Vaters fürchtet, meint er diese Furcht ganz durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß er keine Hindernisse, keine Gefahren kenne, er über Luisen wachen***), sie schützen und beseligen werde, ja daß er sie einst, durch die Liebe zur höchsten Vollkommenheit entwickelt, dem Himmel wieder zuführen werde. Aber diese beharrt, was sie freilich nicht auszusprechen wagt, auf der Ueberzeugung, daß sie dem Geliebten entsagen müsse, ihm auf Erden nicht angehören könne. Als sie verzweifelnd sortteilen will (sonderbar meint Eckardt, sie fliehe, weil sie fürchte, ihre künstlich errungene Ruhe werde diese Hoffnungen wieder über den Haufen werfen), hält er sie auf, da er nicht begreifen kann, was sie so verändert habe, worauf sie erklärt, daß sie bisher glücklich

*) Vgl. Schillers Gedichte Phantasie an Laura, die Freundschaft und der Triumph der Liebe.

**) Vgl. I, 3 Luisens Aeußerung: „Als ich ihn das erstemal sah — die mitfreuende Welt."

***) Zum Zauberdrachen vgl. zu den Räubern S. 153*. 255**.

gewesen, da sie nicht mehr daran gedacht habe, ihn zu besitzen; heute sei es ihr aufgegangen, daß sie ihm nicht angehören könne, aber der Schmerz über diesen Verlust werde ihr Leben untergraben. Ferdinand weiß nichts anders zu thun, als ihr sprachlos nachzufolgen, was man doch wohl bedenklich finden dürfte; denn wohin folgt er ihr? Und er verschwindet mit ihr, ohne daß wir später etwas über das Ende dieses Besuches erfahren.

Fünfte Szene. Wurm theilt dem Präsidenten die ernstliche Liebschaft seines Sohnes mit. Dieser dagegen berichtet ihm, daß Ferdinand die Favoritin des Fürsten heiraten solle; die Art, wie er diese Nachricht aufnehme, werde ihm zeigen, ob an Wurms Bericht etwas sei. Wurm schlägt ihm dafür eine unzweifelhaftere Probe vor.

Der Auftritt beginnt mitten im Gespräche. Der Präsident will an eine ernstliche Liebschaft Ferdinands nicht glauben: es handle sich wohl nur um eine vorübergehende Unterhaltung, und ihm selbst gefalle es, wenn sein Sohn das Mädchen bethöre und verführe; gern wolle er die Strafe zahlen und sich seines unehelichen Enkels freuen, als eines guten Zeugen für die Aussichten seines Stammbaums.*) Wurm, der seinen Aerger über diese Freude an dem Falle des von ihm ersehnten Mädchens nicht unterdrücken kann, spricht den Wunsch aus, daß dieses, was wohl nicht so angenehm auslaufen dürfte**), abgewandt werden möchte, worauf der Präsident ernst erwiedert, er denke

*) Skortationsstrafe, die anderswo Hurenbrüche heißt. Das gefallene Mädchen trafen meistens sonstige entehrende Strafen.

**) Auffällt der Ausdruck zu Ihrer Zerstreuung, da der Präsident gesagt hatte, er werde dies als ein fröhliches Ereigniß feiern. Wahrscheinlich will er andeuten, daß dieser Fall ihm doch nicht so angenehm sei (da sie schlimme Folgen haben könnte) und er die Flasche wohl eher trinken würde, um die Sache zu vergessen.

nicht gern daran, daß sein Sohn wirklich eine solche ernstliche Liebe habe, was ihn in höchste Wuth setzen würde, und so stelle er sich lieber vor, Wurm habe diesen Verdacht nur erregt, um mit guter Hand einen solchen Nebenbuhler durch Aufhetzung des Vaters sich vom Halse zu schaffen; nur möge er dies nicht zu weit treiben, ihn nicht zu einem unnöthigen Einschreiten gegen seinen Sohn verleiten, dem er solche Geschichten gern nachsehe. Wurm erwiedert dagegen, sei auch Eifersucht von seiner Seite im Spiele, so würde er diese doch, sollte sie auch sich in Blicken verrathen, nie gegen seinen Sohn äußern; jener aber spottet auch dieser sich zurückhaltenden Eifersucht, da er sich so leicht wie der Adel über solche Vorgeschichten seiner Braut hinwegsetzen könne.*) Als dieser aber darauf hierin lieber bei seinem bürgerlichen Vorurtheil bleiben möchte, entgegnet er, einen etwaigen Spott seines Sohnes würde er diesem bald wiedergeben können. So kommt er auf die Mittheilung des Planes mit der Lady, den Wurm doch gar zu widerwärtig findet, ja er stichelt darauf, daß der Vater sich dabei verleugne und der Sohn leicht eben so wenig sich hierin gehorsam, wie der Vater zärtlich zeigen könnte. Der Präsident indessen ist deswegen ganz unbesorgt, da niemand seinem Befehle zu trotzen wage. Wurm aber bringt jetzt darauf, daß dieser die von ihm bezeichnete allerschärfste Probe der Wahrheit der von ihm behaupteten Liebschaft seines Sohnes anstelle, worauf er klug genug ist, dem Präsidenten die möglichste Schonung seines Sohnes zu empfehlen, aber auch zum Lohne seiner guten Dienste dessen Hülfe bei seiner eigenen Heirat in Anspruch nimmt. Des Präsidenten Mahnung, Wurm solle ja von seiner Absicht mit der Lady nichts plaudern**), dient

*) Ein wunderlicher Ausdruck ist das „geometrische Ermessen des Paradieses des Bräutigams", der es mit so vielen theilen muß.

**) Eckardt meint irrig, Wurm dürfe die Nachricht von der Verlobung mittheilen, aber nicht die Absicht, welche der Präsident dabei habe allein die Absicht lag

nur zur Hervorhebung ihrer gemeinschaftlichen Schurkereien; die nach dessen Abgang folgende sehr entbehrliche Bemerkung, er sei seiner gewiß, verhindert, daß die Meldung Kalbs ganz unmittelbar auf Wurms Abgang folgt.

Sechste Szene. Der Hofmarschall erhält den Auftrag, Ferdinands Besuch der Lady anzuzeigen und die Aufsehen erregende Neuigkeit dieser Vermählung überall zu verbreiten.

Der erste Theil der Szene soll das lächerliche Scheinwesen des windigen Menschen ins Licht setzen.*) Der Formelnmensch muß mit einer Umarmung scheiden, wie er mit einer solchen sich eingeführt hat.

Siebente Szene. Des Präsidenten strenger Befehl an Ferdinand, der seine ernstliche Liebe unwillkürlich verräth. Entschluß desselben, die Lady durch Bezeigen seiner Verachtung zum Rücktritt zu veranlassen. Hiermit ist die Exposition zu Ende, da alle betreffenden Kreise mit Ausnahme der Lady, deren Streben genugsam bezeichnet ist, sich uns dargestellt, Luisens Entsagung, die Ferdinand befremdet, Wurms Absicht, diese auf jede Weise zu erhalten, und der Entschluß Ferdinands, Luisen zu gewinnen und die Hand der Lady abzulehnen, entschieden hervorgehoben sind, und wir dem Eingreifen des Präsidenten mit Spannung entgegensehen.

---

deutlich genug vor, und das Verbot erklärt sich daher, daß die Nachricht zunächst in die vornehmen Kreise kommen soll, wozu eben der Hofmarschall dient.

*) Mit großem Gekreisch, mit lauten unartikulirten Ausrufen eilt er auf den Präsidenten zu. Statt Gekreisch trat 1786 Geräusch ein, das erst 1860 wieder wich. — Die Frisur à la Horisson und die Tuchfarbe von Gänsedreck waren damals neue Moden. — Eine Tagereise ist offenbar eine übertreibende Redensart. — Beifallen statt einfallen, wie im Fiesko III, 10. — Wissen mir eine Neuigkeit, eine mundartliche Redeweise.

ihm das Leben gegeben, ebenso verfluchen wie den Kuppler, der seiner Ehre nachstelle. Das ist doch fast auch für Ferdinand zu viel, mag dieser auch in seiner Leidenschaft die Ausdrücke nicht ängstlich wägen. Die nach Wurms Anleitung nun geschickt ins Werk gesetzte Probe erreicht vollkommen ihren Zweck; unwillkürlich verräth Ferdinand, daß es nicht die Ehre allein gewesen, die ihn zur Ablehnung der Lady getrieben. So gebietet der Vater ihm denn nun strenge, sich derselben als Bräutigam vorzustellen, da die Sache nicht zurückgenommen werden könne, solle er selbst nicht vor aller Welt als Lügner dastehn. Freilich ist der Schluß, daß Ferdinands Scheu vor der Ehrlosigkeit der Heirat ein bloßer Vorwand gewesen, nichts weniger als richtig, aber der Präsident hat einmal gewonnen Spiel, da Ferdinand durch seinen glücklichen Schachzug in ärgste Verwirrung gesetzt ist. Sein Wort, die vorgeschlagene Braut könnte jeden andern zum Glücklichsten machen, spricht freilich schon deutlich genug seine Ablehnung aus, aber der Vater stellt sich, als ob er ihn nicht verstehe*), und er spricht die sichere Erwartung seiner dankbaren Zustimmung aus. Die Erklärung, er könne die Gräfin nicht lieben, ist nicht allein in dieser Weise wunderlich; sein abgebrochenes ich kann — ich darf deutet zugleich auf ein anderes Hinderniß hin. Ferdinand fühlt sich wie vernichtet und er will knabenhaft fliehen, da er den Muth nicht hat, für seine Liebe einzustehn. Der Vater ist in seinem vollen Rechte ein solches Betragen respektwidrig zu finden, und schon darf er glauben seinen Widerstand gebrochen zu haben. Nachdem er seinen Befehl entschieden ausgesprochen**), deutet er nun auch auf die

*) Die Worte, welche Ferdinand für sich spricht, dürften nicht besonders geschickt sein; auch konnte der Präsident sofort erwiedern: „Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand.“

**) Der Gedankenstrich zwischen der und Stadt, der Eckardt stutzig macht, ist Druckfehler von 1834.

nehmen, da der Vater selbst ihn für einen Schurken halten müsse, wenn er sich dazu verstehn könnte. Da des Präsidenten Versuch, ihn in Verlegenheit zu setzen, fehl schlägt, erklärt er dessen unerwartete Antwort für eine Frechheit, ruft aber dadurch nur des Sohnes Bitte hervor, ihn nicht länger in seiner Vermuthung zu lassen, wo es ihm unerträglich wäre sich seinen Sohn zu nennen, da er noch immer nicht anders denken kann, als daß es ihm nicht Ernst damit sei. Die Vermuthung besteht in der Annahme, daß er die Heiligkeit der Ehe verachte. Von dieser will der Vater freilich so wenig wissen, daß er es für eine Distinktion hält, mit dem Fürsten die Frau zu theilen, wogegen Ferdinand da keine Distinktion erkennen kann, wo der Fürst zum Viehe herunterſinke.*) Mag der Vater auch diese sittliche Betrachtung verlachen, selbst das, was bei Hofe wenigstens dem Namen nach gilt, seine Ehre, würde auf ewig vor aller Welt geschändet werden, wenn er mit einer weltbekannten Buhlerin sich verbinden wollte. Der Präsident, der bereits den Uebergang zu der von Wurm ihm empfohlenen andern Probe im Sinne hat, wundert sich, wie er auf einmal zu dieser Beredtsamkeit**) komme, aber Ferdinand dringt noch heftiger in ihn; er beschwört ihn, ihm nicht seine Ehre rauben zu wollen, sonst müsse er in ihm den Vater, der

---

wirklichen Schandsäulen kann ja keine Rede sein, wie in Karl Moors Wort in den Räubern (I, 2): „Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms", und man sieht nicht, was darunter in dieser Verbindung verstanden werden könne. Auch daß Ferdinand dies „außer Fassung" spricht, entschuldigt das Verfehlte des Ausdrucks nicht.

*) Es schwebt hierbei die Rangleiter von Vieh (Thier), Mensch, Gott (Engel) vor. Vgl. zu den lyr. Gedichten I, 379. Die bloße sinnliche Begier ist eine viehische Anwandlung, wie sie Franz Moor in den Räubern IV, 2 bezeichnet. Die Lady nennt dies (II, 1) Wallungen.

**) Der Ausdruck Maul soll der Rede einen gemüthlichen, vertraulichen Ton geben, wie bald darauf „daß du ein ganzer Kerl bist", auch das spottende „gewisse Historien".

ihm das Leben gegeben, ebenso verfluchen wie den Kuppler, der seiner Ehre nachstelle. Das ist doch fast auch für Ferdinand zu viel, mag dieser auch in seiner Leidenschaft die Ausdrücke nicht ängstlich wägen. Die nach Wurms Anleitung nun geschickt ins Werk gesetzte Probe erreicht vollkommen ihren Zweck; unwillkürlich verräth Ferdinand, daß es nicht die Ehre allein gewesen, die ihn zur Ablehnung der Lady getrieben. So gebietet der Vater ihm denn nun strenge, sich derselben als Bräutigam vorzustellen, da die Sache nicht zurückgenommen werden könne, solle er selbst nicht vor aller Welt als Lügner dastehn. Freilich ist der Schluß, daß Ferdinands Scheu vor der Ehrlosigkeit der Heirat ein bloßer Vorwand gewesen, nichts weniger als richtig, aber der Präsident hat einmal gewonnen Spiel, da Ferdinand durch seinen glücklichen Schachzug in ärgste Verwirrung gesetzt ist. Sein Wort, die vorgeschlagene Braut könnte jeden andern zum Glücklichsten machen, spricht freilich schon deutlich genug seine Ablehnung aus, aber der Vater stellt sich, als ob er ihn nicht verstehe*), und er spricht die sichere Erwartung seiner dankbaren Zustimmung aus. Die Erklärung, er könne die Gräfin nicht lieben, ist nicht allein in dieser Weise wunderlich; sein abgebrochenes ich kann — ich darf deutet zugleich auf ein anderes Hinderniß hin. Ferdinand fühlt sich wie vernichtet und er will knabenhaft fliehen, da er den Muth nicht hat, für seine Liebe einzustehn. Der Vater ist in seinem vollen Rechte ein solches Betragen respektwidrig zu finden, und schon darf er glauben seinen Widerstand gebrochen zu haben. Nachdem er seinen Befehl entschieden ausgesprochen**), deutet er nun auch auf die

*) Die Worte, welche Ferdinand für sich spricht, dürften nicht besonders geschickt sein; auch konnte der Präsident sofort erwiedern: „Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand."

**) Der Gedankenstrich zwischen der und Stadt, der Eckardt stutzig macht, ist Druckfehler von 1834.

Kenntniß einer andern unebenbürtigen Liebschaft*), worüber dieser leichenblaß und so bestürzt wird, daß er dagegen nur eine einfältige Versicherung aufbringen kann. Durch die scharfe Drohung seines Zorns gibt der Vater dem Befehle den äußersten Nachdruck. Ferdinand ist so weit entfernt, sich männlich zu fassen, daß er seine einzige Hoffnung auf den Versuch setzt, die Lady selbst zum Rücktritt zu bewegen; statt das männlich zu thun, was die Gegenwart fordert, redet er sich für die Zukunft einen heldenmüthigen Entschluß ein. Vgl. oben S. 114 f.

Zweiter Akt.

Die Lady besteht auf Ferdinands Hand und droht alle Minen gegen ihn springen zu lassen. Des Präsidenten brutaler Ueberfall endet damit, daß dieser von Luisens äußerster Beschimpfung abzustehn gezwungen wird. Der Akt schließt sich fast unmittelbar an den ersten.

Erste Szene. Die Lady spricht gegen Sophien ihre Verachtung des Fürsten und ihre Herzensliebe zu dem erwarteten Major aus. Vgl. S. 72. 159.

In der glücklich bewegten dramatischen Ausführung der wie I, 5 mitten im Gespräch beginnenden Szene fällt der Befehl der Lady auf, den wildesten Renner für sie herauszuführen, da sie doch zunächst vor Begierde nach dem Major brennt. Stark übertrieben ist die Aeußerung, sie wolle Sophien einen Demant für jede Stunde geben, wo sie selbst die Hofleute sich vom Halse schaffen könne. Anstößig scheint auch die Bemerkung, die Hofleute sähen sie wie einen Geist an,

*) Wenn er ihn hier Junge anredet, so meint Eckardt, Ferdinand habe durch seinen Mangel an Muth den Jungen verdient, aber diese Anrede findet sich auch schon früher, wo er eben in schärfster Weise dem Vater entgegengetreten war. Vorher hat er ihn vorlauter Knabe, dann junger Mensch angeredet. Der Präsident will Ferdinand durch diese Anreden an seine Stellung zu ihm erinnern.

wenn ihr ein warmes herzliches Wort entwische, wozu sie doch, sollte man denken, ihnen gegenüber kaum veranlaßt werden dürfte.*) Die Macht ihres Fürsten übertreibt sie etwas, da es ihr um einen scharfen Gegensatz zu thun ist. Wenn sie im Tone der Kraftmänner**) bemerkt, er könne „das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen", so hat sie hier doch mehr Kenntniß von der Noth des Volkes, als sie später zugibt. Sophie wird ganz erschrocken über das, was die Herrin ihr über ihre Verachtung alles Glanzes und ihre schwärmerische Liebe mittheilt. Seltsam aber ist es, wie die Lady selbst über Sophiens Schrecken bestürzt wird und zu viel gesagt zu haben fürchtet, dann aber, um ihrer Verschwiegenheit sich zu versichern, ihr noch mehr, ja alles sagen will. Das ist eine wunderliche Sophistik der Leidenschaft. Freilich ist das, was sie ihr noch vertrauen will, eine Sache, die, wenn sie bekannt würde, den Fürsten und den Präsidenten außerordentlich verletzen müßte, aber im Grunde kann diese nichts schlimmer treffen, als das, was die Lady Sophien schon verrathen hat. Wenn diese bemerkt, „Ich fürchte, Milady, ich fürchte — ich brauch' es nicht mehr zu hören", so meint sie, schon alles vernommen zu haben, aber diese verräth ihr nun, daß sie selbst die Sache eingeleitet habe, die der Fürst und der Präsident für ihr eigenstes, zu ihrem Zwecke dienendes Werk halten. Doch auch dieses hatte sie wenigstens geahnt, da sie das Zusammentreffen des Planes mit den Wünschen der Lady nicht für einen bloßen Zufall halten konnte.***) Der Herzog hatte eine Partie für sie in Aus-

*) Im folgenden „Was fang' ich mit Leuten an" las man seit 1806 irrig mit den Leuten, was erst 1860 verbessert wurde.

**) Was mit dem „Saft von zwei Indien" gemeint ist, den er auf die Tafel setzen könne, ist nicht wohl zu sagen. Bei Indien denkt man eher an Gold, Perlen und Gewürze als an Wein.

***) „Sie ließen sich beschwatzen" geht bloß auf den Herzog und den Präsi-

ſicht genommen, wobei ſie in einer ganz gleichgültigen Weiſe von Ferdinand geſprochen; auch der Präſident glaubte aus ihren Aeußerungen keine beſondere Neigung zu Ferdinand herauszufühlen, wie er denn die Lady einer Herzensliebe gar nicht fähig hielt. Der alberne Marſchall hat eben ſeine Freude darüber bezeigt, daß die Lady ſo dem Hofe erhalten bleibe. Sie ſelbſt ſieht darin nur ein willkommenes Mittel, dem Hofe zu entfliehn und ganz der Liebe ihres Herzens zu leben. Alle drei ſind belogene Lügner*); ſie wollen die Welt belügen, daß kein Verhältniß des Herzogs zur Lady mehr beſtehe, aber ſie ſelbſt ſind durch ſie belogen, indem ſie ſich haben weismachen laſſen, daß ſie nichts nach Ferdinand frage. Was ſie will, ſpricht ſie am Schluſſe noch einmal leidenſchaftlich aus.

Zweite Szene. Die Lady will, als der herzogliche Kammerdiener, der ihr die ſchönſten Brillanten zum Hochzeitsgeſchenk bringt, von der Noth des Volkes hört, dieſe nicht tragen, ſondern beſtimmt ſie zu einem wohlthätigen Zwecke. Die Anmeldung Ferdinands raubt ihr alle Faſſung, weshalb ſie Sophien befiehlt, bei ihr zu bleiben. Vgl. oben S. 72 f.

Der vor Rührung bebende Kammerdiener bezeichnet ſeine Thränen wunderlich als Edelſteine, wie dieſe Brillanten ſind, weil ſie aus reinem Herzen fließen. Weiter unten nennt die Lady die Thränen Brillanten und Perlen nach bekanntem Gebrauch des letztern Wortes. Wenn er auf den Troſt der Lady: „Sie werden wiederkommen. Sie werden ihr Vaterland wiederſehn", „warm und voll" erwiedert: „Das weiß der Himmel! Das werden ſie!" ſo kann er nur, was freilich ſehr gezwungen, das Wiederſehen im Jenſeits meinen. Die

deuten. — Nach Sophie ſollte ſtatt des Gedankenſtrichs Punkt und darauf Der ſtatt der ſtehn.

*) Hamlet ſpricht III, 4 von zwei ſich betrügenden Liſten.

gegen die Frau erklärt er, was ihn so sehr in Aufregung setze. Luise wird, als sie den Präsidenten nennen hört, schrecklich betroffen, da sie nun das Aeußerste, was sie von diesem gefürchtet hatte, schon in nächster Nähe vor sich sieht. Miller schont in der Aufregung auch seine Tochter nicht, von der jetzt die schöne Bescherung komme.*) Auf das höchste steigert sich sein Aerger, als die Frau ihm einreden will, der Präsident schicke vielleicht nach ihm, weil er ihn ins Orchester haben wolle, so daß der gutmüthige Polterer nur mit Mühe sich zurückhält, auf sie loszuschlagen; zu deutlich sieht er, daß der gewaltthätige Mann sie ins Zuchthaus haben wolle, eine Vorstellung, die ihn verzweifelnd niederwirft. Auch Luise kann sich nun nicht mehr halten, sie sieht mit sich auch die Eltern zu Grunde gerichtet. Jetzt erst erwacht Millers bitterster Groll gegen Wurm, der den Präsidenten gegen sie gehetzt habe, und er droht diesem die fürchterlichsten Prügel, wenn er ihm aufstoßen sollte. Durch das Geheul der verzweifelten Frau, die nur zu gut fühlt, wie wenig dies Poltern helfen könne, wird er wieder zu sich gebracht, und so entschließt er sich selbst zum Präsidenten zu gehn, aber sogleich fällt er wieder in ein Wettern gegen die Frau, die das Verhältniß vor ihm gewußt, ja es gefördert habe.**) So möge sie denn auch jetzt den Lohn einernten, und so

---

steins Lager prächtig ausnehmen. — Blaues Donnermaul. Blau von dem, was über allen Glauben geht, wie ein blaues Wunder, blaues Feuer. Donner, ähnlich wie wir verflucht brauchen von dem, was in Verwunderung setzt, das Aergste in seiner Art ist, wie in Donneraas, Donnerhure. — Das Wetter soll dich schlagen ist ein gangbarer schwäbischer Fluch, wie anderwärts „ein Donner soll dreinschlagen". Vgl. „Donner und Wetter!" (V, 6), „Alles Wetter kommt über den Geiger" (I, 1).

*) „Jetzt hab' ichs blank", jetzt ist es offenbar. Blank für offen. Anders steht wohl blanker Betrug im Fiesko IV, 13 (Erläuterungen 204**).

**) Ich zuerst will mein Maul aufthun. 1806 ward willkürlich selbst statt zuerst gesetzt, 1812 noch die Worte umgestellt (Ich will selbst).

droht er, sich mit seiner Tochter über die Grenze zu machen und die Frau allein zurückzulassen. Wenn Eckardt meint, darin sei Miller zu hart, so übersieht er, daß das Ganze nur eine leere Drohung verzweifelnden Zornes ist.

Fünfte Szene. Ferdinand kommt, von Furcht getrieben, sein Vater möge die Geliebte überfallen haben. Luise, die sich verloren fühlt, wirft sich ihrem Vater weinend in die Arme. Die harten Vorwürfe von Miller und Frau treiben Ferdinand endlich zum Entschlusse; er schwört, sie nie zu verlassen, und will weg, um dies dem Vater zu erklären. Vgl. S. 116. 133 ff.

Die schon vor dem Präsidenten Zitternde wird noch mehr betroffen, als der erschrocken und athemlos hereinstürzende Ferdinand fragt, ob sein Vater da gewesen. Ob er etwas davon vernommen oder ihn bloß die Ahnung treibt, bleibt dunkel.*) Trotz seiner feurigen Liebesbetheuerung fühlt Luise sich jetzt verloren. Ferdinand aber ist unbesonnen genug, in einem solchen Augenblick der schrecklichen Stunden zu gedenken, wo sie sich beinahe verloren, was er auf Luisens leidenschaftliche Frage dahin erklären muß, daß eine fremde Gestalt sich zwischen ihre Liebe gedrängt habe. Die Vorstellung einer solchen Möglichkeit ist ein neuer Schlag, der sie auf den Stuhl niederwirft. Seltsam ist es, daß der Liebhaber zwar auf die mit verhülltem Gesicht auf den Stuhl Niedergesunkene zugeht, dann aber

---

1844 ward das Ursprüngliche hergestellt. — Makeln, von Vermittelung. Die Vergleiche vom Fischen und vom Schüren des Brandes sind aus der Volkssprache genommen. — Für deinen Kuppelpelz, nach der Redensart sich einen Kuppelpelz verdienen. Vgl. IV, 9: „Gut Wetter für Kuppler."

*) Millers bitter spottendes „Gottlob! Gottlob!" fällt doch als unnatürlich auf. Er ruft es gleichzeitig mit Luisens „Sein Vater!" und dem entsprechenden „Der Präsident!" seiner Frau.

mit starrem Blick vor ihr stehn bleibt und nun gar sie verläßt, um in einem pathetischen Ausruf sich zu ergehn, daß die Lady nicht fordern könne, er solle ihr zu Liebe Luisen opfern. Dies stimmt durchaus nicht zu der Stimmung, in welcher er die Lady verlassen hat. Phantastisch will er gar sie vor den Thron des Weltrichters führen, der entscheiden solle, ob seine Liebe Verbrechen sei — ein Gedanke, der Ferdinand jetzt nicht kommen kann. Als er der nun Emporgehobenen versichert hat, daß er den gefährlichen Kampf siegreich bestanden, ist er wieder unbesonnen genug, die vor jedem Lüftchen Bebende durch die Antwort zu erschüttern, die Lady werde ihn heiraten. Sie muß, obgleich, ja man könnte sagen ebendeswegen, weil er sich als wie ein um Verzeihung Bittender „betäubt" vor ihr niederwirft, die Verbindung mit der Lady für unabänderlich halten, und so glaubt sie jetzt mit schrecklicher Klarheit einzusehn, daß der Vater Recht gehabt, als er ihr gesagt, Ferdinand werde sie verlassen. So eilt sie denn zu diesem, dem sie nicht hat glauben wollen, und bittet ihn, indem sie sich von ihrem verlorenen Geliebten abwendet, er möge der unglücklichen Tochter verzeihen. Ferdinand, der unterdessen dumpf in sich gebrütet hat, erhebt sich erst nach den heftigsten Vorwürfen beider Eltern gegen ihn*), mit dem Entschlusse, die Kabale zu durchbrechen und seiner Liebe allein zu folgen. Selbst Luisens banger Ruf hält ihn nicht von der Unbesonnenheit zurück, die Armen, denen der Ueberfall des Präsidenten droht, allein zu lassen. Die Mutter muß sich an ihn hängen und ihm ängstlich ihre Gefahr vorhalten, Miller ihm wüthend vorwerfen, daß er das Glück seiner Tochter

*) Miller flucht auch der Frau, wodurch er diese zum Vorwurf gegen den Baron aufbringt. Der erste Druck liest „das ihm kuppelte", 1786 ward sie vor ihm eingefügt, das 1860 wieder wegfiel. Kuppelte ist im Sinne zu fassen Kupplerin war. Borberger wollte unpassend die Anrede dich vor ihm; schon vorher ist ja die dritte Person eingetreten.

schmählich zerstört, und ihm befehlen seinen Vater zu erwarten oder vorher sein betrogenes Kind zu tödten. Jetzt erst denkt Ferdinand ernstlich, welchen Kampf er mit seinem Vater zu bestehen habe, aber die Gewalt der Liebe treibt ihn und ermuthigt ihn zu dem festen Entschlusse, sich nie von Luisen trennen zu lassen. Wenn hierbei Ferdinands Lippen beben, seine Augen wild rollen, so soll dies sonderbar die Gewalt bezeichnen, mit welcher der Entschluß sich durcharbeitet („etwas Unerhörtes sich Luft macht"), eine Gewalt, die durch die entgegenstehenden Hindernisse sich erklärt. Uns scheint die Stelle sehr unnatürlich, wie der Schluß der Szene zu matt.*)

Sechste und siebente Szene. Des Präsidenten Ueberfall verfehlt seinen Zweck, da Ferdinands Drohung ihn nöthigt, von der äußersten Beschimpfung Luisens abzustehn. Die dramatische Bewegung ist hier äußerst glücklich durchgeführt. Vgl. S. 116 f. 135.

Dem Präsidenten, dem Ferdinands Anwesenheit im Hause bekannt ist, tritt dieser gefaßt entgegen, doch kann er es nicht durchsetzen, daß die einer Ohnmacht nahe Luise entfernt wird, da der Präsident es gerade auf ihre Beschimpfung abgesehen hat.**) Luisens

*) Eckardt sieht in dem Schwur sonderbar nur eine Stärkung für Ferdinands schwaches, schwankendes Gemüth. Das ist er nach der Ansicht des Dichters keineswegs. Eben so wenig können wir zugeben, in den aus der Ferdinand vorschwebenden Gefahr sich erklärenden Worten: „Der Augenblick, der diese zwo (zwei seit 1802) Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwischen mir und der Schöpfung", deute die Katastrophe mit pythischer Zweideutigkeit an. Freilich ist der Ausdruck überspannt und unklar, aber offenbar will Ferdinand sagen, sie seien unzertrennlich verbunden. Der Gedankenstrich vor Der Augenblick ist zu streichen und Der klein zu schreiben; denn die Worte der Augenblick — Schöpfung bilden den Inhalt des Schwures.

**) „Wird man sie mit Steinwürfen wecken", wie das Volk oft berufene am Pranger stehende Metzen behandelte. — Anstreichen, vom Bestreichen mit be-

Erwiederungen auf die Fragen des Präsidenten begleitet Ferdinand mit bestätigenden Bemerkungen*), welche diesen noch mehr reizen, so daß er nun zu einer äußerst ehrenrührigen Frage übergeht, die Ferdinand sonderbar überhört; erst als er sie auf die niederträchtigste Weise erklärt, fährt dieser wüthend auf, aber der Präsident läßt sich dadurch nicht stören, sondern beschimpft sie nun geradezu, worüber Luise, die eben etwas auffallend Ferdinand freigegeben hatte, ohnmächtig niederstürzt, während Ferdinand den Degen gegen den Vater zieht. Doch besinnt er sich, daß er ihm das Leben schuldig sei, jetzt aber glaubt er diese Schuld damit bezahlt zu haben, daß er die Beschimpfung nicht blutig gerochen. Nun erst tritt Miller hervor, den Schiller wechselweise vor Wuth mit den Zähnen knirschen und vor Angst klappern läßt, was wohl so zu verstehen, daß er nach den durch Gedankenstrichen getrennten einzelnen Reden vor Angst klappert. Wir sähen diese Angst dem von Wuth gestachelten Manne lieber erspart. Ueber seine scharfen Worte vgl. S. 143 f. Die Frau sucht Miller zu beschwichtigen, wogegen Ferdinand den Vater erinnert, daß er hier in Gegenwart seines Gefolges eine schlechte Rolle spiele. Diese Zwischenrede könnte besser wegfallen, so daß Miller unmittelbar nach der ängstlichen Bitte der Frau sich das Herz zur Drohung faßte, den frechen Eindringling herauszuwerfen. Als er den Präsidenten durch diese unerwartete Drohung zur äußersten Wuth gereizt hat, zieht er sich still zurück, da er sieht, daß er die Sache dadurch nur verschlimmert hat. Dieser aber, dadurch ermuthigt, droht mit Zuchthaus und Pranger, ja er läßt sogleich Gerichtsdiener holen, und

---

lebenden Essenzen, hier boshaft zur Bezeichnung seiner beabsichtigten Drohung und Beschimpfung.

*) Die feierlichste im Angesichte Gottes. Der Schwur „So wahr mir Gott — Schöpfung" ist gemeint. 1812 schlich sich der Fehler feierlichsten ein, der erst 1860 verbessert wurde.

erklärt nicht eher zu ruhen, bis er die ganze Brut vertilgt, die, wie er ihnen Schuld gibt, Vater und Sohn gegeneinander verhetzen. Hat Miller durch Hitze die Sache verschlimmert, so gedenkt Ferdinand durch ruhige Entgegnung das Aeußerste zu verhüten. Er bittet den Vater, ihn durch keine Gewaltthätigkeit zu reizen, nicht in die Gegend seines Herzens zu dringen, wo das Wort Vater noch nie gehört worden, in das Gebiet der Liebe, in welcher Luisens Bild, nicht das des Vaters lebt, der nie Liebe zu erregen gewußt. Kalt weist der Präsident diese Drohung zurück. Miller aber hat endlich wieder Muth gewonnen; es ist ihm eingefallen beim Herzog durch Vermittlung seines Leibschneiders Recht zu suchen, aber der Präsident höhnt seinen dummen Glauben, daß er wider ihn, der beim Herzog alles vermöge, etwas durchsetzen könne. Wie wenig dies möglich, spricht er in einem seiner grausamen Gewaltthätigkeit ganz gemäßen Vergleiche aus. Beim Erscheinen der Gerichtsdiener fällt Luise in Ohnmacht; Ferdinand nimmt sich ihrer an und schützt sie gegen die auf sie Eindringenden. Miller faßt im entscheidenden Augenblicke wieder kecken Muth; die Verzweiflung treibt ihn, den Präsidenten als Schelm zu bezeichnen. Die Art, wie Ferdinand darauf den Gerichtsdienern droht, sieht eher Götz von Berlichingen ähnlich als dem Major von Walter. Ueber den Schluß der Szene vgl. oben S. 117.*)

Dritter Akt.

Die von Wurm gegen Luisen gesponnene Intrigue gelangt zur Ausführung; die Liebe zu ihrem gefangen genommenen Vater bestimmt sie zu dem ihre Ehre ver-

*) Wenn Ferdinand die Anstellung schlechter Minister Gott zuschreibt, so liegt dabei wohl eine Hindeutung auf den Spruch zu Grunde: „Wem Gott ein Amt gibt u. s. w.“ Seltsam bleibt, daß dieses unwürdige Treiben des höchsten Dieners

Erwiederungen auf die Fragen des Präsidenten begleitet Ferdinand mit bestätigenden Bemerkungen*), welche diesen noch mehr reizen, so daß er nun zu einer äußerst ehrenrührigen Frage übergeht, die Ferdinand sonderbar überhört; erst als er sie auf die niederträchtigste Weise erklärt, fährt dieser wüthend auf, aber der Präsident läßt sich dadurch nicht stören, sondern beschimpft sie nun geradezu, worüber Luise, die eben etwas auffallend Ferdinand freigegeben hatte, ohnmächtig niederstürzt, während Ferdinand den Degen gegen den Vater zieht. Doch besinnt er sich, daß er ihm das Leben schuldig sei, jetzt aber glaubt er diese Schuld damit bezahlt zu haben, daß er die Beschimpfung nicht blutig gerochen. Nun erst tritt Miller hervor, den Schiller wechselweise vor Wuth mit den Zähnen knirschen und vor Angst klappern läßt, was wohl so zu verstehen, daß er nach den durch Gedankenstrichen getrennten einzelnen Reden vor Angst klappert. Wir sähen diese Angst dem von Wuth gestachelten Manne lieber erspart. Ueber seine scharfen Worte vgl. S. 143 f. Die Frau sucht Miller zu beschwichtigen, wogegen Ferdinand den Vater erinnert, daß er hier in Gegenwart seines Gefolges eine schlechte Rolle spiele. Diese Zwischenrede könnte besser wegfallen, so daß Miller unmittelbar nach der ängstlichen Bitte der Frau sich das Herz zur Drohung faßte, den frechen Eindringling herauszuwerfen. Als er den Präsidenten durch diese unerwartete Drohung zur äußersten Wuth gereizt hat, zieht er sich still zurück, da er sieht, daß er die Sache dadurch nur verschlimmert hat. Dieser aber, dadurch ermuthigt, droht mit Zuchthaus und Pranger, ja er läßt sogleich Gerichtsdiener holen, und

---

lebenden Essenzen, hier boshaft zur Bezeichnung seiner beabsichtigten Drohung und Beschimpfung.

*) Die feierlichste im Angesichte Gottes. Der Schwur „So wahr mir Gott — Schöpfung" ist gemeint. 1812 schlich sich der Fehler feierlichsten ein, der erst 1860 verbessert wurde.

erklärt nicht eher zu ruhen, bis er die ganze Brut vertilgt, die, wie er ihnen Schuld gibt, Vater und Sohn gegeneinander verhetzen. Hat Miller durch Hitze die Sache verschlimmert, so gedenkt Ferdinand durch ruhige Entgegnung das Aeußerste zu verhüten. Er bittet den Vater, ihn durch keine Gewaltthätigkeit zu reizen, nicht in die Gegend seines Herzens zu dringen, wo das Wort Vater noch nie gehört worden, in das Gebiet der Liebe, in welcher Luisens Bild, nicht das des Vaters lebt, der nie Liebe zu erregen gewußt. Kalt weist der Präsident diese Drohung zurück. Miller aber hat endlich wieder Muth gewonnen; es ist ihm eingefallen beim Herzog durch Vermittlung seines Leibschneiders Recht zu suchen, aber der Präsident höhnt seinen dummen Glauben, daß er wider ihn, der beim Herzog alles vermöge, etwas durchsetzen könne. Wie wenig dies möglich, spricht er in einem seiner grausamen Gewaltthätigkeit ganz gemäßen Vergleiche aus. Beim Erscheinen der Gerichtsdiener fällt Luise in Ohnmacht; Ferdinand nimmt sich ihrer an und schützt sie gegen die auf sie Eindringenden. Miller faßt im entscheidenden Augenblicke wieder kecken Muth; die Verzweiflung treibt ihn, den Präsidenten als Schelm zu bezeichnen. Die Art, wie Ferdinand darauf den Gerichtsdienern droht, sieht eher Götz von Berlichingen ähnlich als dem Major von Walter. Ueber den Schluß der Szene vgl. oben S. 117.*)

Dritter Akt.

Die von Wurm gegen Luisen gesponnene Intrigue gelangt zur Ausführung; die Liebe zu ihrem gefangen genommenen Vater bestimmt sie zu dem ihre Ehre ver-

*) Wenn Ferdinand die Anstellung schlechter Minister Gott zuschreibt, so liegt dabei wohl eine Hindeutung auf den Spruch zu Grunde: „Wem Gott ein Amt gibt u. s. w.“ Seltsam bleibt, daß dieses unwürdige Treiben des höchsten Dieners

nichtenden, sie von Ferdinand auf ewig als treulose Buhlerin reißenden Briefe. Die Handlung beginnt hier zur Höhe zu steigen. Auch insofern ist der mit dem Morgen des folgenden Tages beginnende dritte Akt die Mitte des Stücks, als er am mittlern der drei Tage spielt, während der erste und dritte Tag je zwei Akte umfassen.

Erste Szene. Wurm weiß den Präsidenten, dem er seinen Ueberfall als einen ungeschickten Versuch vorwerfen kann, für seinen Plan zu gewinnen, durch den er selbst Luisen zu erlangen hofft.

Wenn der Präsident Ferdinands Drohung als einen verwünschten Streich bezeichnet, so bemerkt Wurm dagegen, daß er von einer solchen Gewaltthat nichts gehofft habe. Aus den Worten „was ich befürchtete", folgt nicht, daß der Präsident ihm seine Absicht mitgetheilt (dieser hat ihn auf eigene Hand unternommen), vielmehr will er nur sagen, er habe vorausgesehen, daß er nur durch List seinen Zweck erreichen werde. Weiter aber kann er ihm vorwerfen, daß er, wenn er einmal den Plan gefaßt, auch wirklich die äußerste Beschimpfung hätte durchsetzen müssen; dagegen widerspricht er diesem entschieden, als er meint, er hätte sich nur durch Ferdinands Drohung nicht einschüchtern lassen sollen, vielmehr glaubt er, daß ein von solchen Ideen erfüllter Feuerkopf zum Aeußersten fähig sei, und er findet es deshalb höchst unbesonnen, daß der Präsident einem derartigen Charakter ein Geheimniß anvertraut habe, dessen Entdeckung sie alle verderben würde. Nachdem er diesem seine gefährliche Lage deutlich gezeigt, hat er leichtes Spiel, ihn für seinen Anschlag zu gewinnen.

---

der Regierung als ein Pasquill auf die Gottheit bezeichnet wird, insofern diese es dulde. — „Wenn deine Klinge auch spitzig ist" (wie deine Worte). 1786 wurde aus Mißverstand nach spitzig noch genug eingefügt, das zwar 1806 weggeschafft wurde, aber auch noch spätere Ausgaben entstellt.

Der Präsident setzt sich, um ihn ruhig anzuhören. Zunächst weist Wurm ihn noch einmal auf den großen Fehler hin, daß er gegen den Sohn nicht den Weg der List eingeschlagen, der ihm so glücklich zur Präsidentenstelle geholfen*); er hätte insgeheim die Liebe Ferdinands untergraben sollen, statt ihr offen entgegenzutreten. Wurm unterläßt es nicht, ehe er seinen Plan mittheilt**), dem Präsidenten anzudeuten, wie er die Sache dadurch verdorben, daß er als Vater gehandelt, der Gehorsam und Unterdrückung der Leidenschaft vom Sohne verlangt, die er dadurch nur gesteigert; es gelte eben die Leidenschaft durch sich selbst zu zerstören***), und zur Erregung der Eifersucht genüge bei so schrecklicher Liebe das Allergeringste. Erst als der Präsident erklärt hat†), wie viel ihm daran liege, daß die Verbindung Ferdinands mit der Lady ohne Zwang zu Stande komme, legt er ihm seinen teuflischen Plan vor. Dabei fällt aber auf, daß das Mittel nur die Liebe zu Luisen zerstören, nicht aber Ferdinand zu der ihrer Ehrlosigkeit wegen verhaßten Verbindung mit der Lady bestimmen konnte. Auch begreift man nicht, wie der Präsident nicht im geringsten zu wissen, ja sich nicht einmal darum bekümmert zu haben scheint, was zwischen der Lady und Ferdinand vorgefallen. Die vom Präsidenten gegen den Plan erhobenen Ein-

*) Vgl. oben S. 149. Wurm nennt spöttisch den Vorgänger des Präsidenten einen guten Mann. Statt guten trat 1812 das ungehörige ganzen ein, das erst 1844 wich.

**) „Die Karten sind noch nicht ganz vergeben," noch ist die Sache wieder herzustellen. Beim Geben der Karten läßt sich der Fehler, wenn man ihn, ehe man zu Ende ist, bemerkt, noch verbessern.

***) Die Eifersucht bezeichnet er als den von der Liebe ausgebrüteten, diese selbst zerfressenden Wurm. Jago nennt im Othello III, 13 die Eifersucht ein grünäugiges Ungeheuer, das die Nahrung höhne, von der es sich genährt.

†) „Erklären Sie sich mir." Die Ausgabe von 1812 ließ, wohl durch Versehen, sich weg, das erst Meyer 1844 wieder herstellte.

den verhaßten Wurm erblickt, ahnt sie gleich, daß dieser ein Unglücksbote sei. Doch faßt sie sich und gibt ihm deutlich zu verstehn, daß sie ihn als den Urheber des brutalen Anschlags des Präsidenten auf sie betrachtet*); ohne seine Vertheidigung, daß er nicht daran Schuld sei, zu beachten, fragt sie sogleich, was er von ihr fordere. Einen bessern Empfang hatte er nicht erwarten können. Nachdem er sich als Abgesandter ihres Vaters dargestellt, erfährt Luise auf ihre ängstlichen Fragen, daß der Herzog diesen habe gefangen setzen lassen, um seine Beleidigung des Präsidenten auf das strengste zu bestrafen. Daß man es wagen könne, ihrem Vater, der nur sein schwer gekränktes Hausrecht geübt, der Verletzung der Majestät zu zeihen, läßt sie fast an der Gerechtigkeit des Himmels zweifeln.**) Ihre Frage nach Ferdinand, dem sie entsagt hat, scheint hier kaum an der Stelle, doch hat der Dichter sie glücklich als Uebergang zur Frage nach der Mutter benutzt. Mit schmerzvollem Lächeln bemerkt sie, so sei sie denn jetzt, da sie alles verloren, was ihr lieb sei (Thränen und Freuden geht wohl auf der Liebe Leid und Lust), von allem frei, auch von der Vorsicht, der sie nicht mehr bedürfe, da es nichts mehr gebe, für das sie dieselbe in Anspruch zu nehmen habe. Ihrer schrecklichen Aufregung, ihrer bittern Verachtung seiner Person und ihrer gepreßten Angst setzt Wurm knappe, kühl ablehnende Antworten entgegen. Als sie aber nun wissen will, was ihrem Vater drohe, was Wurm unter der über ihm schwebenden auffallenden Ahnung verstehe, entreißt sie ihm endlich die Erklärung, der Herzog werde demselben den Prozeß auf Leben und Tod machen. Was bleibt ihr da übrig, als die Schurkerei dadurch

*) „Nach dem Marktplatz gingen." 1834 trat Marktplatze ein, das sich lange erhalten hat.

**) Ihre Verzweiflung spricht sich im Rufe „Ewige Allmacht!" aus, wie sie später „Himmlische Vorsicht!" „Ewige Vorsicht!", auch „O mein Gott!" „O Himmel!" ausruft.

zu entlarven, daß sie diese dem Herzog selbst entdecke? Man kann zweifeln, ob diese Fassung der an allem verzweifelnden Luise gemäß sei. Als diese sich in ein Seitenzimmer begibt, um sich zum Ausgehen anzukleiden, geräth Wurm in große Noth, da er fürchtet, sie möchte sich ein Leid anthun. Wenn er sie als „Närrin" bezeichnet, so geht dies auf ihre empfindsame Schwärmerei, die ihm im Grunde an ihr nicht mißfällt. Seine Aeußerung: „Ich muß für ihr Leben bürgen", ist auffallend kalt, da er ja ihren Besitz vor allem ersehnt. Als sie mit umgeworfenem Mantel erscheint und zum Herzog gehn zu wollen erklärt, wird Wurm zuerst erschrocken, da er fürchtet, Millers Gefangenschaft möchte bekannt werden und Ferdinand zu Ohren kommen (auffallend ist, daß er gar nicht denkt, Ferdinand selbst könne ins Haus kommen, eine Möglichkeit, die der Dichter absichtlich aus dem Spiele läßt): aber während sie in leidenschaftlicher Weise sich über die Bösewichter ergeht, die den Herzog irre leiteten, faßt er sich wieder und bricht zunächst in überlautes Gelächter aus; schon hat er seinen Plan ausgedacht, aber er läßt Luisen zuerst ruhig aussprechen, was sie beim Herzog thun, wie sie ihm das schreckliche Bild des Elends vorhalten und ihm zuletzt (in der Weise von Schubart in der Fürstengruft) an die Stunde des aller harrenden Todes und des Gerichts mahnen wolle, wo Gott alle gleich richte, um ihr dann „boshaft freundlich" zu rathen, nur hinzugehn, der Herzog werde ihr ohne Zweifel willfahren. Das macht sie, als sie schon im Begriff ist das Zimmer zu verlassen, auf einmal stutzig, und so kehrt sie zurück, wo denn Wurm mit seiner bittern Kälte ihr auf ihre Frage zu verstehn gibt, daß der Preis der Gewährung der Bitte ihre Unschuld sei. Ihre Erwiederung, die Großen seien „vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laster verschanzt".*), ist nicht besonders

*) „Wie hinter Schwerter der Cherubim", vor dem Throne Gottes. Vgl. auch Fiesko V, 6.

glücklich. Wurm weiß äußerst geschickt durch die Lüge, der Vater habe die Hoffnung ausgesprochen, Luise, die ihn zu Boden geworfen, werde ihn auch wieder aufrichten, und durch die Verstellung, als ob er ihm die ablehnende Antwort bringen wolle, die Geängstigte zu bestimmen, ihn zurückzuhalten, da des Vaters Hoffnung auf sie nicht zu Schanden werden dürfe. So fragt sie ihn denn, was sie denn zur Rettung des Vaters thun müsse. Obgleich sie die Bosheit des Menschen empfindet, traut sie doch seinen Worten, da sie eine solche Tiefe des Betrugs nicht ahnen kann, und die Angst um den Vater sie treibt.

Auf schlaue Weise theilt Wurm ihr nun mit, daß sie den Major bestimmen müsse, von ihr zurückzutreten.*) Als sie dies für unmöglich erklärt, bittet er sie, sich nur zu setzen und zu schreiben; er hat alles zum Schreiben Nöthige mitgebracht. Zunächst täuscht er sie damit, daß er vorgibt, sie solle an den Henker ihres Vaters, den Präsidenten, schreiben; als sie aber nach dem ersten Satze, den sie geschrieben, erkennt**), daß der Brief nicht an den Präsidenten gerichtet sein kann, und deshalb weiter zu schreiben sich weigert, erwiedert Wurm mit eisiger Ruhe wieder sein „an den Henker Ihres Vaters", was sie sich denn gefallen läßt, und dieselbe Antwort gibt er ihr zum drittenmal, als er ihr eine grobe Lüge in die Feder diktirt. Ihre durch eine Klage der Tyrannei des Himmels, der ihr einen solchen Teufel auf den Nacken gesetzt, eingeleitete Weigerung rwiedert

*) Wurms Rede „Auch Ihr Vater wünscht (daß Sie es ergreifen)" wird durch Luisens Frage abgebrochen. Auch nach „Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen" ist statt des Fragezeichens ein das Abbrechen bezeichnender Gedankenstrich zu setzen.

**) Es schwebt hierbei das Diktiren von Beaumarchais in Goethes Clavigo vor, wo auch der Diktirende einmal fragt: „Haben Sie's", sonst Clavigo das letzte diktirte und eben niedergeschriebene Wort wiederholt.

Wurm mit der ruhigen Erklärung, es stehe ganz bei ihr, indem er sich zum Weggehen anschickt. Wie aber sollte sie ihren Vater im Elende verschmachten lassen, wenn sie ihn retten kann? So entschließt sie sich denn endlich alles zu schreiben, was er fordern mag; nur noch einmal, als sie den Wunsch niederschreiben soll, von Ferdinand sich loszumachen, steht sie sonderbarer Weise auf und geht auf und nieder, als ob sie etwas am Boden suchte, dann aber setzt sie sich wieder und schreibt nun alles hastig nieder*) bis zu der Adresse, nach der sie selbst verlangt, um dann ihren tiefen Schmerz auszusprechen, wie man sie an eine Person, deren Namen sie nie gehört, schändliche Dinge schreiben lasse, die ihr nie in den Sinn gekommen. Daß der Brief nicht an den Präsident gerichtet ist, wie Wurm mehrfach betheuert hat, fällt ihr nicht mehr auf; sie denkt etwa, daß der Präsident sich desselben bei seinem Sohne bedienen werde, ohne weiter zu ahnen, was die Adresse für Folgen haben könne. Doch wäre der Ausdruck des Befremdens über den Widerspruch mit Wurms früherer Versicherung wohl an der Stelle gewesen. Dieser erwiedert nichts; er wartet stumm und kalt, nicht mit Schadenfreude, eher mit Bedauern über die Noth, die er der in dieser Aufregung noch reizendern Geliebten gemacht, bis sie ihm den Brief hinreicht, mit schmerzlicher Betonung, daß sie ihm ihr Alles, ihren ehrlichen Namen und Ferdinand hingebe. Das letztere ist freilich nicht ganz richtig, da sie auf Ferdinand verzichtet und dessen Verdacht gegen ihre Treue hat bestehn lassen, aber daß hiermit nun jedes Band zwischen ihr und Ferdinand auf immer zerrissen, ja durch diese Lüge ihr ganzes Verhältniß zu ihm so schmählich besudelt sei, das ist ihr zu entsetzlich. Wurm ist wirklich ergriffen und will sie wieder aufrichten; es drängt

*) Nach den Worten und kommen schob die Ausgabe von 1802 das nach Schillers Gebrauch nicht nöthige Sie ein, das aber schon 1806 wieder ausfiel.

glücklich. Wurm weiß äußerst geschickt durch die Lüge, der Vater habe die Hoffnung ausgesprochen, Luise, die ihn zu Boden geworfen, werde ihn auch wieder aufrichten, und durch die Verstellung, als ob er ihm die ablehnende Antwort bringen wolle, die Geängstigte zu bestimmen, ihn zurückzuhalten, da des Vaters Hoffnung auf sie nicht zu Schanden werden dürfe. So fragt sie ihn denn, was sie denn zur Rettung des Vaters thun müsse. Obgleich sie die Bosheit des Menschen empfindet, traut sie doch seinen Worten, da sie eine solche Tiefe des Betrugs nicht ahnen kann, und die Angst um den Vater sie treibt.

Auf schlaue Weise theilt Wurm ihr nun mit, daß sie den Major bestimmen müsse, von ihr zurückzutreten.*) Als sie dies für unmöglich erklärt, bittet er sie, sich nur zu setzen und zu schreiben; er hat alles zum Schreiben Nöthige mitgebracht. Zunächst täuscht er sie damit, daß er vorgibt, sie solle an den Henker ihres Vaters, den Präsidenten, schreiben; als sie aber nach dem ersten Satze, den sie geschrieben, erkennt**), daß der Brief nicht an den Präsidenten gerichtet sein kann, und deshalb weiter zu schreiben sich weigert, erwiedert Wurm mit eisiger Ruhe wieder sein „an den Henker Ihres Vaters", was sie sich denn gefallen läßt, und dieselbe Antwort gibt er ihr zum drittenmal, als er ihr eine grobe Lüge in die Feder diktirt. Ihre durch eine Klage der Tyrannei des Himmels, der ihr einen solchen Teufel auf den Nacken gesetzt, eingeleitete Weigerung rwiedert

*) Wurms Rede „Auch Ihr Vater wünscht (daß Sie es ergreifen)" wird durch Luisens Frage abgebrochen. Auch nach „Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen" ist statt des Fragezeichens ein das Abbrechen bezeichnender Gedankenstrich zu setzen.

**) Es schwebt hierbei das Diktiren von Beaumarchais in Goethes Clavigo vor, wo auch der Diktirende einmal fragt: „Haben Sie's", sonst Clavigo das letzte diktirte und eben niedergeschriebene Wort wiederholt.

Wurm mit der ruhigen Erklärung, es stehe ganz bei ihr, indem er sich zum Weggehen anschickt. Wie aber sollte sie ihren Vater im Elende verschmachten lassen, wenn sie ihn retten kann? So entschließt sie sich denn endlich alles zu schreiben, was er fordern mag; nur noch einmal, als sie den Wunsch niederschreiben soll, von Ferdinand sich loszumachen, steht sie sonderbarer Weise auf und geht auf und nieder, als ob sie etwas am Boden suchte, dann aber setzt sie sich wieder und schreibt nun alles hastig nieder*) bis zu der Adresse, nach der sie selbst verlangt, um dann ihren tiefen Schmerz auszusprechen, wie man sie an eine Person, deren Namen sie nie gehört, schändliche Dinge schreiben lasse, die ihr nie in den Sinn gekommen. Daß der Brief nicht an den Präsident gerichtet ist, wie Wurm mehrfach betheuert hat, fällt ihr nicht mehr auf; sie denkt etwa, daß der Präsident sich desselben bei seinem Sohne bedienen werde, ohne weiter zu ahnen, was die Adresse für Folgen haben könne. Doch wäre der Ausdruck des Befremdens über den Widerspruch mit Wurms früherer Versicherung wohl an der Stelle gewesen. Dieser erwiedert nichts; er wartet stumm und kalt, nicht mit Schadenfreude, eher mit Bedauern über die Noth, die er der in dieser Aufregung noch reizendern Geliebten gemacht, bis sie ihm den Brief hinreicht, mit schmerzlicher Betonung, daß sie ihm ihr Alles, ihren ehrlichen Namen und Ferdinand hingebe. Das letztere ist freilich nicht ganz richtig, da sie auf Ferdinand verzichtet und dessen Verdacht gegen ihre Treue hat bestehn lassen, aber daß hiermit nun jedes Band zwischen ihr und Ferdinand auf immer zerrissen, ja durch diese Lüge ihr ganzes Verhältniß zu ihm so schmählich besudelt sei, das ist ihr zu entsetzlich. Wurm ist wirklich ergriffen und will sie wieder aufrichten; es drängt

*) Nach den Worten und kommen schob die Ausgabe von 1802 das nach Schillers Gebrauch nicht nöthige Sie ein, das aber schon 1806 wieder ausfiel.

ihn, schon jetzt, freilich in dem unpassendsten Augenblick, sich ihr als Bräutigam anzubieten, doch sie läßt ihn nicht ausreden; als er aber dennoch weiter geht, und nun wirklich die „niedliche" Hand der „lieben Jungfer" küssen will*), da weist sie ihn mit der schrecklichsten Drohung zurück. Daß am Schlusse der noch geforderte Eid auf das Sakrament nicht zum besten passe (auch ist III, 1 nur von einem körperlichen [persönlich geleisteten] Eid der ganzen Familie die Rede), ward schon oben S. 69 bemerkt.

Vierter Akt.

Ferdinand, zum festen Glauben an Luisens schreckliche Untreue gebracht, beschließt, daß sie mit ihm sterben soll. Die Lady wird durch Luisens schreckliche Noth zu dem Entschluß der Entsagung und der Flucht getrieben. Zwischen diesem am Nachmittag beginnenden Akt und dem vorigen liegt fast ein ganzer Tag. Wahrscheinlich begann er ursprünglich mit einer traurigen Familienszene in Millers Hause.

Erste und zweite Szene. Ferdinand läßt den Hofmarschall zu sich bescheiden und er ergeht sich, ehe dieser erscheint, in der schmerzlichen Betrachtung der ganzen Niederträchtigkeit von Luisens Untreue.

Der Hofmarschall hat den Brief bei der Parade aus der Tasche fallen lassen. Wie er es angestellt, daß gerade Ferdinand ihn gefunden, ist schwer zu sagen. Dieser muß denselben bereits längere Zeit haben, da die Mittagsstunde schon vorüber. Wir dürfen dem von Wurm diktirten Briefe wohl glauben, daß Ferdinand heute den Dienst habe. Aus dem Dienst eilt er nach Hause, um den Hof-

*) „Es wäre diese liebliche Hand —" (bereit, sich mir anzuvertrauen). Er bricht den Vordersatz ab und stellt an sie die Frage, wie sie behaupten könne, daß dies so entsetzlich wäre.

marſchall fordern zu laſſen. Sonderbar iſt es, daß er mit dem offenen Briefe durch eine, ein Kammerdiener des Präſidenten durch eine andere Thür kommt. Beſſer wäre Ferdinand ſchon im Zimmer. Der Kammerdiener ſoll ſich auf des Präſidenten Befehl nach Ferdinand umſehn, der ihm mit der Frage zuvorkommt, ob der Marſchall nicht oben ſei.*) Seiner leidenſchaftlichen Hitze kann er ſelbſt dem Kammerdiener gegenüber nicht Herr werden. Längere Zeit kommt er, indem er immer wieder in den Brief ſchaut, vor heftiger Bewegung nicht zu Worte**), bis er endlich die Unmöglichkeit ausſpricht, daß Luiſe ſo niederträchtig ſein könne. Und doch liegt der ſonnenklare Beweis derſelben in ſeiner Hand.***) Nein, dieſer unerhörte Betrug iſt unzweifelhaft.†) Jetzt geht ihm der Grund auf, weshalb ſie nicht mit ihm fliehen, ſondern heldenmüthig ihm entſagen wollte; der Hofmarſchall feſſelte ſie, was der Dichter hier abſichtlich nicht ausdrücklich erwähnt. Nachdem er in wüthender Leidenſchaft einige Zeit durch das Zimmer gerannt (*geſtürzt*)††), hält er ſich vor, daß alſo alles, was er für den Ausdruck reinſter Liebe gehalten†††), nur

*) Nach volksthümlichem Ausdruck: „War kein Marſchall da?"

**) „Den Brief durchfliegend, bald erſtarrend, bald wüthend herumſtürzend", lautet die merkwürdige ſzenariſche Bemerkung. Das Erſtarren ſoll ſich wohl auf den erſten, die Wuth auf den zweiten Theil des Briefes beziehen.

***) „Wenn alle Engel u. ſ. w." Vgl. Gal. 1, 8: „Aber ſo auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders u. ſ. w." Den Begriff *die ganze Welt* führt er darauf in überſpannter Weiſe aus.

†) Erſt Meyer hat 1860 die richtige Satzzeichnung hergeſtellt. Statt *Es iſt es* zu leſen, dann *Hand!* — *Ein* ſtatt *Hand* — *ein*.

††) So heißt es im *Fiesko* (IV, 14) „ſtürzt ſich beunruhigt durchs Zimmer" und noch in der erſten Faſſung des Karlos II, 5 „außer Faſſung durchs Zimmer ſtürzend".

†††) Zuerſt hebt er hervor, wie ſie ihn durchſchaut, dann weiter ausführend, wie ſie alle ſeine Liebesregungen erwiedert („jede feurige Wallung" ſoll eine Steigerung von „jedes kühne Gefühl" ſein), wie ſie durch ihre ſeelenvolle Stimme und

auch solche widerwärtige Wesen leben lasse*), solche moralische Blindschleichen und Taranteln**). Aber je mehr er sich dessen Unwürdigkeit ausmalt, um so entsetzlicher wird er bei dem Gedanken, daß dieser Mensch auch seine Luise verunehrt habe, von der wildesten Wuth ergriffen, in welcher er ganz unfähig ist, dessen ihm abgetrotztes Bekenntniß zu verstehn. Ueber den Schluß der Szene oben S. 123 f.

Als er sich nun wieder allein findet, von der schrecklichen Ueberzeugung durchdrungen, daß Luise mit einem solchen Menschen gebuhlt habe, da steht der Entschluß in ihm fest, daß es mit ihm aus, daß er und die Verhaßte mit ihm sterben muß. Vgl. oben S. 64 f.

Fünfte Szene. Der Präsident sucht die Verzweiflung des um seinen Himmel Betrogenen durch seine heuchlerische Genehmigung der Verbindung mit dem Bürgermädchen, dessen Tugend er für Ahnen nehme, noch zu verbittern. Wir könnten diese doch mehr widrig komisch als tragisch wirkende Szene sehr wohl entbehren. Vgl. S. 121 f. Auffallend ist es, daß der Präsident dem verzweifelnd Davonstürzenden nachrufend folgt, statt daß wir erwarteten, er werde seine jubelnde Freude aussprechen, daß ihm die Sache so trefflich gelungen.

Sechste bis neunte Szene. Diese hier wenig passende Szenenreihe ist oben S. 96 ff. ausführlich erörtert.

---

*) Etwas wunderlich wird mit dem Raben, der am Hochgericht sich nährt, der im Schlamme der Majestät lebende Höfling verbunden.

**) Schiller schreibt irrig Tarandel; so auch in der ersten Bearbeitung des Karlos. Den Namen (tarantola) führt eine im südlichen Italien vorkommende Spinne, deren Biß man für giftig hielt, ja der man die Krankheit der Tanzwuth zuschrieb. Vgl. den Abschnitt Tarantella in Goethes Fragmenten aus Italien (hinter der italienischen Reise) mit den Anmerkungen in Hempels Ausgabe.

Fünfter Akt.

Luise wird durch den Vater dem Leben wiedergewonnen. Ferdinand vergiftet während Millers Abwesenheit sich und die Geliebte, deren Unschuld er zu spät erkennt. Der Präsident, entsetzt über das angerichtete Unglück, schiebt dem selbst erschütterten Wurm die Schuld zu, der in der Verzweiflung seine mit dem Präsidenten verübten Schandthaten verräth. Der Akt spielt an demselben Tage mit dem vorigen.

Erste Szene. Miller gewinnt Luisen, die, ganz verstört, zugleich mit dem Geliebten sterben will, dem Leben wieder. Vgl. oben S. 136 ff.

Daß diese Szene nicht wohl zu der frühern zwischen der Lady und Luisen passe, ward bereits bemerkt. Luise hat während des Vaters Abwesenheit das Haus verlassen; dieser, als er sie nicht fand, hat verzweifelnd überall nach ihr gesucht. Zurückgekehrt hat sie den Entschluß gefaßt sich selbst zu Mitternacht das Leben zu nehmen; dazu hat sie in einem Briefe auch Ferdinand aufgefordert, dem sie im Angesicht des Todes verräth, daß sie unschuldig, aber durch einen Eid zum Schweigen genöthigt sei. Verzweifelnd den Kopf auf die Hand gestützt, hat sie sich im finstersten Winkel des schon im Zwielicht liegenden Zimmers niedergelassen*), um den Vater zu erwarten, der endlich**) kommt, und nachdem er mit der mitgebrachten Handlaterne überall herumgeleuchtet hat, seine Furcht ausspricht, die Tochter habe sich Leides angethan, was er als eine Strafe der Ab-

*) In der szenarischen Bemerkung steht das schwäbische zwischen Licht für im Zwielicht. — In dem finsterſten Winkel. Hier las man seit 1806 finstern, das erst 1860 verbessert wurde.

**) „Nach einer großen und tiefen Pause", wie in den Räubern mehrfach bloß tiefe Pause (V, 1. 2) steht.

götterei betrachtet, die er mit ihr getrieben. Wie tief sie auch der Kummer des alten Vaters trifft, ihrer Verzweiflung ist es nicht möglich, ihm diesen zu ersparen. Die Worte, die sie für sich spricht, versteht der Alte nicht, doch daß er die Stimme seines lieben Kindes vernimmt, macht ihn glücklich. Aber nur zu bald hört er an ihren Reden, daß die Unglückliche sich dem Leben abgekehrt hat. In wunderlicher Weise deutet sie an, daß sie an die Ewigkeit gedacht habe; dann spricht sie von einem schweren Kampf, den sie überwunden habe, und daß sie unerschrocken dem Tod entgegengehe. Alles, was sie spricht, ist in wirre Trübe gehüllt.*) Miller hört zu seinem Schrecken, welcher Verzweiflung seine Tochter verfallen ist. Dann aber kann sie ihre Freude nicht unterdrücken, wie sie den Präsidenten, der so tyrannisch gegen sie verfahren, überlisten werde, da er von der Macht der Liebe nichts wisse, und meine, mit einem Eide auf das Sakrament sie auf ewig gebunden zu haben. Daß sie hier das Geheimniß verräth, dessen Verschweigen sie eidlich gelobt, zeigt, daß sie verstört ist. Nur dadurch erklärt es sich auch, daß sie dem Vater ihren Brief an Ferdinand zu bestellen gibt, obgleich sie fürchten muß, dieser werde ihr Geheimniß errathen und den Brief erbrechen, ja sie hat gar nichts dagegen, als er dies thun zu wollen erklärt, wobei sie seltsam genug sich einredet, er werde den Brief nicht lesen können, da die Buchstaben wie Leichen übereinander lägen. So erfährt denn auch Miller aus diesem Briefe, daß sie in demselben Augenblicke mit Ferdinand sich das Leben nehmen will, zugleich daß ein Bubenstück ihren Bund zerrissen, aber ein Eid sie zum Schweigen verpflichte.**)

*) Wunderlich matt fällt das: „Dieses zur Nachricht, Vater!“ ab, womit der Dichter andeuten wollte, daß sie ihm damit von seinem bevorstehenden Verluste Kunde gebe. Die Worte „Seine Luise ist glücklich“ bilden den Uebergang zum Folgenden.

**) Sehr störend ist hier die Aeußerung, sein Vater habe überall Horcher aufgestellt, deren er ja nicht bedurfte, da er sie durch den Eid fest gebunden glaubte.

Nach der Erwähnung des dritten Ortes sieht Miller ihr ernsthaft ins Auge, sie aber läßt sich dadurch nicht stören, sondern bittet, nur weiter zu lesen. Als er dann, nachdem er den Brief ausgelesen, wieder nach dem dritten Orte fragt, scheut sie sich nicht, nach Voraussendung der Bitte, sich nicht zu entsetzen, ihm offen zu gestehn, daß sie das Grab meine, was sie dann, da Miller bei dem Schreckensworte gebrochen in einen Stuhl fällt, als ein Brautbett bezeichnet, wie sie den Tod als einen holden Genius schildert, der nicht so tückisch wie der Liebesgott sei, sondern uns die ewige Herrlichkeit aufschließe.*) Des Vaters ernster Mahnung, der Selbstmord sei die schlimmste Missethat, sucht sie auszuweichen (vgl. S. 137). Dieser merkt wohl, daß er bei den von ihr eingesogenen schwärmerischen Vorstellungen, die das Christenthum bei ihr unterhöhlt, nichts ausrichten werde. Deshalb weist er sie auf das hin, was sie ihm als Vater schuldig sei und er bei seinem höhern Alter von ihr verlangen müsse, doch auch hier redet sie sich leicht aus. Als er aber das ernstliche Bedenken stellt, ob sie wirklich, wenn sie durch Selbstmord ende, während er selbst den Tod ruhig erwarte, sich im Jenseits wiederfinden würden, da sinkt sie, von Schauer ergriffen, ihm in die Arme. Es ist der erste Strahl der Erleuchtung, der in ihre verstörte Seele fällt. Als der Alte sie nun feurig an seine Brust drückt, ihr vorhält, daß er mit aller seiner Sorge sie nicht vor der Möglichkeit, sich den Tod zu geben, bewahren könne, und wie schrecklich es ihr sein werde, wenn der Richter sie auf ewig verdamme**), da ist sie so ganz in sich versunken, daß sie nichts zu

*) Hierbei schwebt Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod bildeten" vor. Den Genius des Todes hat Schiller hier frei ausgeführt. Vgl. zu den lyrischen Gedichten II, 490. 537. III, 289.

**) Zu der Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit vgl. das Gedicht Resignation Str. 3. — Bei den Worten: „Deinetwegen, Vater, bin ich da!" schwebt der Schluß von Werthers Brief vom 30. November vor. — Die sterbliche Puppe ist

erwiedern vermag. Verzweifelnd über diese Starrheit läßt er sie fahren, um bei Gott zu schwören, daß er für die Seele seiner Luise ihm nicht mehr stehn könne, nach der frommen christlichen Vorstellung, daß die Eltern Gott für die Seelen ihrer Kinder verantwortlich sind. Aber noch einmal dringt er in sie, und droht ihr, sie werde, wenn sie denn aus Liebe zu Ferdinand der ewigen Verdammung zueilen wolle, außer allen Sünden auch noch seinen Fluch auf sich laden. Als er ihr nun ein Messer reicht und ihr dabei zuruft, sie möge sich und damit auch sein Vaterherz durchstechen, da ist ihre Härte geschmolzen, und sie hält den enteilenden Vater zurück. Die Zärtlichkeit ihres Vaters hat sie tiefer getroffen als die Tyrannenwuth des Präsidenten, und so fragt sie sonderbar: „Was soll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?“ die wohl besagen, sie könne nicht thun, was sie solle (ihr Inneres widerstrebe), aber sie müsse es. Das, was sie nicht kann, aber muß, ist das Zurückbleiben im Leben. Da Miller es ihr freistellt, zwischen ihm und dem Major (Leben und Tod) zu wählen, entscheidet sie sich für den Vater; wozu sie sich auch entschließen möge, immer sei sie Verbrecherin, gegen den Geliebten oder gegen den Vater: aus Kindesliebe wählt sie den Vater und zerreißt den Brief, der sie mit Ferdinand im Tode vereinigt haben würde. Millers Freude über die wiedergewonnene Tochter, diesen Engel, dessen er nicht werth sei*), kennt keine Grenzen; fühlt er ja auch,

---

die phantastische Schwärmerei, die vorher als treuloses Gaukelbild bezeichnet wurde, darauf der zerbrechliche Gott seines Gehirns heißt. Seltsam ist es aber, wie von diesem, der jetzt Wurm wie sie selbst sei, gesagt wird, der Elende könne kaum für sich selbst Erbarmung erflehn.

*) „Kind, daß ich den Tag meines Lebens nicht werth war.“ Erst 1802 trat das (welches) für daß ein, wogegen die folgenden Ausgaben wieder das falsche daß gaben; erst 1822 führte man wieder das ein. Meyer schrieb 1860 mit Director Schmid in Stuttgart deß. Allein da daß so häufig mit das ver-

welch ein Opfer sie ihm bringe, da sie der Liebe entsage. Sie selbst aber dringt nun auch auf Entfernung aus der Stadt, wozu Miller gleich bereit ist; ja gern wollte er mit ihr an den Thüren betteln gehn und das Lied von der Aufopferung ihrer Liebe singen.

Zweite Szene. Luise gesteht Ferdinand, daß sie den Brief geschrieben, und sie fordert ihn auf, nun das Haus zu verlassen, wo er so unglücklich geworden. Zum Aeußersten entschlossen, bittet er um ein Glas Limonade. Wir haben hier ein wahres dramatisches Meisterstück, das man freilich wenig verstanden hat.

Zum Anfange vgl. S. 125. Miller beschwört Ferdinand, sich augenblicklich zu entfernen, wolle er seine Geliebte nicht ermorden*) (eine Aeußerung, die, da wir Ferdinands Absicht kennen, ergreifend wirkt); ob er nicht mit dem Unglück zufrieden sei, das er über sein Haus gebracht, er auch noch grausam in der geschlagenen Wunde wühlen wolle? Er gibt Ferdinand alles Unglück Schuld, was sie erfahren, und er betrachtet ihn als Feind, der gekommen sei, ihrer zu spotten**) und sich von der Tochter, die ihn durch ihren Brief freigegeben, mit Verachtung zu verabschieden. Vom Inhalte des Briefes weiß er nichts; Wurm hatte ihm nur gesagt, wie er auch anfangs Luisen gegenüber that, sie müsse durch einen Brief den Major zum freiwilligen Zurücktreten bestimmen. Freilich sollte dieses im Stücke

---

wechselt wird und die Schwaben werth mit dem Acc. verbinden, so scheint Schiller das geschrieben zu haben. Vgl. Vollmers Anmerkung zu der Stelle.

*) Erwürgen, hier im Sinne von tödten, nach früherm Sprachgebrauche, wie bei Luther. So hieß es oben V, 1: „Du kannst dich mit einer Schnur Perlen erwürgen", wo an das Verschlucken von Perlen, nicht an das Zuschnüren des Halses gedacht wird; würgen steht II, 5, Würger V, 7, in den Räubern V, 2 und vom Henker in dem Gedicht die Kindsmörderin.

**) „Schimpft deine Waare", sprichwörtlich für „straft deine Worte Lügen".

bestimmt hervortreten, wie es auch wohl bei der ersten Fassung der Fall war, wo im vierten Akte Miller gleich nach seiner Entlassung auftrat, vielleicht auch Wurms Verhandlung mit ihm dargestellt wurde. Ferdinands Vorgabe, er wolle jetzt sein Wort lösen, die Miller als grausamen Spott des Verführten an der Verführten*) bezeichnet, dient nur als Einleitung zu Luisens Demüthigung durch ihren ihr zugeworfenen Brief. Sonderbar ist Miller so gespannt, daß er das ohnmächtige Niederstürzen seiner Tochter nicht bemerkt, und erst von Ferdinand zu ihr hingeführt werden muß, wo er denn voll tiefsten Vaterschmerzes an der so schmählich Mißhandelten niederfällt. Unmöglich scheint es ihm, daß seiner Luise etwas sie wirklich Entehrendes vorgeworfen werden könne. Ferdinand aber wird durch den Anblick der todtenblaß vor ihm Liegenden wunderlich ergriffen: dies Antlitz ist so wunderschön**), aber zugleich erinnert es ihn, daß diese frohen, lebensvollen Züge, die ihn früher so entzückt, eine Lüge gewesen. Als Miller ihn von Luisen zurückhält, spottet er des Graukopfs, mit dem er nichts zu thun habe, wenn er nicht auch etwa, wie wenig er es ihm zutraue, den Kuppler gespielt habe; sollte er nichts von ihrer Schuld wissen, so wünscht er ihm, daß er gleich sterbe, ehe er die Schmach seiner unseligen Tochter erfahre. Bei Ferdinands Frage an Luisen, ob sie den Brief geschrieben, redet der Vater ihr zu, ja zu gestehn, daß sie ihn geschrieben, nicht aus Scheu dessen Inhalt zu verleugnen, ja nicht zu vergessen, daß sie gelobt habe, ihm anzugehören. Die Worte „Um Gottes willen, Tochter! Vergiß

*) Verbrechen, persönlich von demjenigen, woran man das Verbrechen begangen.

**) Statt Odem, der Schiller früher gangbaren Form, findet sich hier seit 1806 Othem, seit 1817 Athem, wogegen III, 5 1806 Othem, seit 1812 Athem eintrat, V, 3 Odem stehn geblieben, nur in der Ausgabe von 1806 zu Othem geworden ist. Odem ist an allen Stellen zu lesen.

nicht! Vergiß nicht!" sind freilich zu undeutlich. Luisens: „O dieser Brief, mein Vater" (sie will fortfahren „ist eine mir abgezwungene Lüge", was sie aber in Erinnerung an den Eid nicht ausgesprochen haben würde) soll ihm, der gar nichts vom Inhalte ahnt, andeuten, daß er ja eine entsetzliche Unwahrheit enthalte. Ferdinand aber kann darin nur eine neue Bestätigung ihres Schuldbewußtseins sehn, und so spricht er seine Freude, daß der Brief in seine Hände gefallen, mit der Wollust der Verzweiflung aus.*) Millers Zuspruch, nur standhaft zu sein, bestätigt Ferdinand in dem Glauben, daß der Vater nichts von diesem Briefe wisse. Es ist ein tragisches Verhängniß, daß Luise dem Vater nicht zu sagen wagt, was sie ihm mit den Augen vergebens anzudeuten sucht, daß der Brief eine Lüge sei, weil sie durch ihren Eid sich gebunden hält, daß auch Miller aus Scheu nicht daran denkt, selbst den Brief anzusehn, Ferdinand, trotz seines Unglaubens, daß seine Luise so schlecht sein könne, der sich so rührend im Folgenden ausspricht, nicht an die nahe liegende Möglichkeit einer entsetzlichen Intrigue denkt. Vgl. oben S. 65 f.**) Auch Ferdinands Verachtung und sein fürchterlicher Schmerz***) vermögen nicht Luisens Zunge zu lösen; in der Hitze der Leidenschaft redet er sich nur immer tiefer in das Unglück seines Verrathes hinein, ohne die Möglichkeit eines schrecklichen Trugs zu ahnen. Den ihre Seele mit

) „Wenn Sperlinge fallen", nach Matth. 10, 29. — Einen Zufall will er nicht gelten lassen. Vgl. zum Wallenstein S. 265.

**) „Bei dem fürchterlich Wahren", der die Unwahrheit fürchterlich rächt.

***) Der Ausdruck ist hier kraftmännisch überspannt. Das Gesicht ist das des Schuldbewußtseins; denn dies liest er in ihrer schmerzlichsten Angst, nicht die ganze Wahrheit gestehn zu dürfen, und in der Scham, für eine Buhlerin zu gelten. — Paradiese, Seligkeiten, die das Gesicht verspricht, wie I, 5 das Paradies des Bräutigams. Die Mehrheit Paradiese braucht Goethe auch so im zweiten Theile des Faust. — Besonders überspannt ist die Bezeichnung des Umfanges des Glückes einer Menschenbrust, „die Ewigkeiten — Bahnen darin".

Schaudern erfüllenden Schmerz, womit Luise, die ihn nicht mehr mit dem trauten Namen Ferdinand anzureden wagt, ihn bittet, jetzt, da er seinen Zweck erreicht, sie zum Geständniß gebracht habe, ein Haus zu verlassen, wo er so unglücklich geworden, ohne den leisesten Ton ihrer blutig zerrissenen Liebe anklingen lassen zu dürfen, versteht er nicht. Bitter antwortet er, er genieße jetzt die Ruhe eines von der Pest verheerten Landes. Da sie nichts weiter erwiedert, sondern nur seine Entfernung erwartet, in bangster Angst eines weitern Ausbruchs seines verzweifelten Grimmes, beschließt er sofort sich und die Geliebte zu opfern.

Dritte bis sechste Szene. Ferdinand sucht Miller auf seinen Verlust vorzubereiten; über das Unglück, das er dem alten Manne bereiten wird, setzt er sich leicht hinweg, doch möchte seine Gutmüthigkeit ihn durch Gold entschädigen. Als Luise endlich mit der Limonade kommt, sendet er Miller, den er entfernen muß, mit einem Briefe an seinen Vater, der die Kunde von seinem Entschlusse erst nach dessen Ausführung empfangen soll.

Der sonst so unbesonnen handelnde Ferdinand, diesmal hat er alles aufs beste angeordnet. Miller, der nun die Sache ganz abgethan glaubt, spricht sein Bedauern über Ferdinands Unglück aus; denn nach der fürchterlichen Aufregung desselben über Luisens Brief muß er glauben, daß dieser etwas für ihn ungemein Kränkendes enthalte; will er ihn vielleicht dadurch veranlassen, des Inhalts des Briefes zu gedenken? Dieser aber wird nicht einmal durch den Ausdruck des Bedauerns gereizt, da er die Sache für abgemacht hält, und er sucht aus Theilnahme für den alten Mann das Gespräch anderswohin zu lenken, aber die Frage, die er stellt, führt ihn unwillkürlich wieder auf seine Liebe, da er sich vorhält, wie ganz anders es mit dem von

Miller verlangten Unterricht geworden, als er gedacht. Seinen leidenschaftlich ungerechten Vorwurf gegen Miller nimmt er zurück, da er diesen betroffen sieht, ohne zu ahnen, daß Miller selbst diesem Unterricht als der Veranlassung seines ganzen Unglücks fluchen muß. Dann aber verfällt er in ein düsteres Grübeln, aus dem der Gedanke sich hervorringt, wie seltsam der Zufall mit den Menschen spiele, wie aus den unbedeutendsten Handlungen die schrecklichsten Folgen hervorgehen.*) Erst nachdem er einige Zeit in heftiger Bewegung auf- und niedergegangen, faßt er Millers Hand, um ihm (der Gedanke knüpft an die vorhergehende Aeußerung an) zu versichern, er bezahle ihm seinen Unterricht sehr theuer**), doch auch Miller selbst verliere dabei***), und so flucht er seinem Entschlusse, die Flöte bei Miller zu lernen. Dieser ist gerührt, daß ein so schönes, Luisen beglückendes Verhältniß einen solchen Ausgang genommen, der dazu Luisen in ein falsches Licht stellt, und er entfernt sich, unter dem Vorwande, nach der Limonade zu sehn, die so lange ausbleibe.†) Ferdinand aber fällt es auf die Seele, daß der Vater selbst so den Tod der Tochter beschleunige, und gerührt muß er Miller fragen, ob Luise seine einzige Tochter sei. Dessen warm den innigen Werth,

---

*) Wunderlich ist hier die Hindeutung auf den Apfel, an dem der Mensch sich den Tod gegessen. Zum Ausdruck vgl. Fiesko III, 5, Goethes Iphigenie III, 1. Die letztere Stelle lautete in der prosaischen Fassung: „Der an dem sauren Genuß sich den Tod ißt."

**) Statt bezahle trat 1802 der Druckfehler bezahlte ein, der sich zweiundvierzig Jahre erhielt.

***) „Auch du verlierst — verlierst vielleicht alles." Schon im ersten Drucke von 1786 fiel „verlierst —" aus. Erst Meyer stellte es 1860 her.

†) Statt außen, das Schiller in der Verbindung mit bleiben noch im Wallenstein, auch Goethe noch sehr spät braucht, ward 1812 aus gesetzt, das erst 1860 wieder wich.

den er auf Luisen legt*), bezeichnende Antwort, erschüttert ihn so heftig, daß er jetzt selbst, um einen Augenblick allein zu sein, ihn zum Nachsehen treibt. Tief ergriffen hält er sich nach Millers Entfernung vor, wie er es über sich bringen könne, dem armen Manne sein einziges Glück zu rauben**), und er malt sich lebhaft den verzweifelnden Jammer aus, mit welchem der Alte, wenn er von dem Gange, womit er ihn beauftragen will, zurückkehrt, vor der todten Tochter stehn wird.***) Freilich verliert auch sein eigener Vater in ihm seinen einzigen Sohn, aber nicht seinen ganzen Reichthum. Nach einer kurzen Pause beruhigt er sich leicht durch den Gedanken, daß auch Miller an Luisen, welche fähig gewesen, die heiligsten Gefühle der Liebe zu verrathen, keine liebevolle Tochter verliere, ja daß er noch Dank verdiene, wenn er ihn von dieser ihn selbst bedrohenden Natter befreie.

Auch Millers Meldung, Luise wolle sich zu Tod weinen, kann ihn nicht rühren. In dem für Miller unverständlichen „Und wohl, wenns nur Thränen wären", deutet er an, daß sie ihm darin auch den Tod zu trinken gebe, da sie ihn treibe, sich damit zu vergiften. Aber den armen Mann will er wenigstens äußerlich entschädigen, und so zieht er, um ihn für seine Stunden zu bezahlen, die Goldbörse, und als er sich weigert, jetzt Bezahlung anzunehmen, drängt er ihn,

---

*) Einstecken, im Sinne von „in Beschlag nehmen".

**) „Als sein Instrument und das einzige." Hier scheint doch Kind ausgefallen, das vorher bei „das einzige?" fehlen konnte. — Brust (statt Herz) für etwas haben, von demjenigen, der etwas über sich bringt.

***) Hineilt ist ein seit dem zweiten Drucke von 1786 fortgepflanzter, erst 1860 verbesserter Druckfehler statt heimeilt. — Die Natur ist ihm todt, die Unendlichkeit aller lebenden Wesen beraubt, Gott nicht mehr Gott, ja er fühlt sich jetzt leerer als eben in dem Augenblicke, wo er sich noch hoffnungsvoll an ihn wandte, um Trost bei ihm zu suchen. — Nach muthwillig hat Meyer mit Recht Gedankenstrich gesetzt. Ha sollte klein geschrieben sein.

da es ja nur „für Leben und Sterben" sei*). Auf Millers lachende Bemerkung, bei ihm habe dies gute Wege, deutet er etwas übermäßig stark an, auch bei ihm wage man wirklich, und so führt er aus, daß auch Mädchen und Jünglinge zuweilen unerwartet sterben, weist auf die Möglichkeit eines raschen Todes seiner Luise so bedeutsam fast mit dem Finger hin, daß dieser eigentlich Verdacht schöpfen müßte, wenn er dies nicht auf die trübe Mißstimmung Ferdinands schöbe, doch sollte dieser, aus Furcht, seine Absicht zu verrathen, weniger deutlich sein. Oben fehlt die szenarische Bemerkung, daß er ihm bei den Worten: „Nehm' er nur" die ganze Geldbörse reicht, worauf dieser indessen nicht achtet. Jetzt bietet er ihm diese von neuem, aber Miller ist erstaunt, daß er die ganze große Börse nehmen solle, da er ja bei weitem nicht so viel verdient habe. Noch auffallender muß ihm Ferdinands: „Auf meine Schuldigkeit" sein, als ob er noch mehr verdient habe. Dieser aber, unmuthig, daß Miller sich noch immer weigert, wirft die Börse auf den Tisch. Daß die närrische Freude Millers an dem vielen Golde seinem Charakter zuwider sei, ward schon S. 144 f. hervorgehoben.

Der mit verweinten Augen endlich kommenden Luise, die nur zitternd die paar Worte zu sprechen vermag, dankt Ferdinand nicht einmal, wie er im Folgenden gar keine Rücksicht auf sie nimmt, nur einmal, wo er sie einen Augenblick weg haben will, befiehlt er ihr kurz, ihrem Vater zu leuchten. Luise, die das Schlimmste ahnt, möchte um alles nicht jetzt mit dem so verächtlich sie behandelnden Ferdinand allein sein, aber leider ist Miller durch das viele Gold bestochen, so daß er gar nicht beachtet, weshalb der Major, wenn er auch nicht nach Hause zurück will, bei Luisen bleibt.**) Als er sich

*) Goethe braucht so im Faust „um Lebens oder Sterbens willen".

**) Seltsam ist das: „Du bist allein" für „Du kannst nicht allein gehn".

endlich allein sieht, wirft er, in leidenschaftlicher Lust, seine Rache zu üben, das Gift in die Limonade, überzeugt, daß der Himmel sein Vorhaben begünstige.*) Vgl. oben S. 127.

Siebente Szene. Ferdinand trinkt von der vergifteten Limonade, nachdem er sich von der Verzweiflung hat hinreißen lassen, Luisens vermeinten Verrath als einen mit vollem Bewußtsein, wie sehr unglücklich er dadurch werde, gefaßten Entschluß zu betrachten, und fordert diese barsch zum Trinken auf. Erst als die Gewißheit ihres nahen Todes ihr die Zunge löst, gesteht sie, daß sein Vater ihr den lügnerischen Brief abgezwungen; von schrecklicher Wuth getrieben, will er zu diesem, um ihn zu durchbohren. Luise vergibt sterbend ihren Mördern. Ferdinand wird von verzweifelndem Schmerz ergriffen. Da seine starke Natur dem Gifte noch widersteht, greift er wieder zum Glase. Vgl. S. 127 f.

Nach einer langen Pause, in welcher beide an den entgegengesetzten Seiten des Zimmers den Blick, der eine aus Verzweiflung, die andere aus Furcht, auf den Boden geheftet stehn, versucht endlich Luise ihm nach einander mehrere Unterhaltungen vorzuschlagen. Diese Einleitung der Szene ist von großer dramatischer Wirkung, obgleich die Vorschläge selbst der gebrochenen Lage Luisens widersprechen. Erst als Ferdinand ihren dreimaligen Vorschlägen ein verächtliches Stillschweigen entgegensetzt, kann sie den Ausdruck, wie elend sie sei, nicht unterdrücken, worauf dieser denn bitter, vor sich hin sprechend, bemerkt, das könne sein, indem er elend in anderm Sinne nimmt. Ihre weitere Bemerkung, an ihrem Willen liege es nicht, daß er so

*) Die obern Mächte, wie am Schlusse der Räuber. Vgl. Erläuterungen S. 249**.

schlecht unterhalten werde, läßt ihn (noch immer spricht er sie nicht an) seiner „blöden Bescheidenheit" spotten, wobei die bittere Hindeutung zu Grunde liegt, daß er bei ihr ja nur zuzugreifen brauche, um sich, wie der Hofmarschall, köstlich zu unterhalten. Sie habe es geahnt, fährt Luise fort, daß sie jetzt nicht zusammen paßten; deshalb sei sie erschrocken, als ihr Vater sie verlassen habe. Nach einer Pause*) fährt sie fort, die Zeit der Abwesenheit des Vaters werde ihnen beiden unerträglich sein, und da sie nicht wagt, den bitter gereizten Mann zu bitten sich zu entfernen, greift sie zu einem höchst sonderbaren, zum Theil von Werthers Lotten herübergenommenen Mittel, das sie auf einige Zeit von seiner fürchterlichen Nähe befreien würde. Hierdurch aber veranlaßt sie den schrecklichen Ausbruch von Ferdinands Wuth über Luisens Liederlichkeit**), die darin jetzt seine Lehrerin sein solle; vielleicht würden, wenn erst ihre Ausschweifung ausgetobt, Ekel und Scham Harmonie zwischen ihnen stiften, was zärtliche Liebe nicht vermocht habe. Luise entsetzt sich, daß ihr geliebter Ferdinand, den sie nur als Jüngling anzureden wagt, er, der sonst so ideale Schwärmer, so wüste Gedanken haben könne, von einem solchen Lasterleben rede. Aber gerade daß ihr innigst theilnehmendes Herz ihn unglücklich genannt, erbittert seine Verzweiflung auf das ärgste, da er darin das Geständniß sieht, sie habe gewußt, wie unglücklich er durch den Verrath seiner Liebe werde, indem er, da ihre schmähliche Untreue bei ihm feststeht, daraus schließt, sie habe ihn absichtlich unglücklich gemacht, es habe sie also nicht bloßer noch

---

*) Nach verschickten und darauf nach unerträglich sein stehen Gedankenstriche, welche, wie so oft, einfache Punkte vertreten. Die szenarische Bemerkung Pause ist vor der Anrede „Herr von Walter" ausgeblieben.

**) Nach dem lustigen Wettlauf, in der Liederlichkeit. Wunderlich ist es, wie Regis den Druckfehler Weltlauf, den der zweite Druck von 1786 verschuldete (er erhielt sich bis 1806) für richtig halten konnte.

immer in gewisser Weise zu entschuldigender Leichtsinn oder Albernheit, sondern Böswilligkeit getrieben, und so muß er an ihr, die teuflisch gegen ihn gehandelt, sich rächen. Da ihm selbst nach dem Verluste von allem, was ihm auf der Welt lieb war, das Leben unerträglich geworden, trinkt er zuerst und fordert dann Luisen bitter auf, die Limonade zu versuchen, die so matt sei wie ihre Seele. Seine Aufforderung wiederholt er gebieterisch, als sie darauf im Uebermaße ihres Schmerzes nicht achtet. Mit dem Zeichen des Unmuthes, daß er so barsch sie zum Trinken nöthigt, versucht sie, und sie kann die Limonade nur gut finden; er selbst aber muß, als sie das Glas ansetzt, sich abwenden, ja sich so weit als möglich von dem einst so geliebten Mädchen entfernen, dem er den Tod gereicht. Sein „Wohl bekomm's" ist der Gipfel seines Elends. Ihre ersten Andeutungen, wie unrecht er ihr thue, erwiedert er mit dem ungläubigen „Hum!", wogegen er den Vorwurf, daß ihre jetzige Behandlung ihn einst gereuen werde, mit Bemerkungen begleitet, die auf die von ihr nicht geahnte Vergiftung sich beziehen. Da es ihm übel wird, bittet ihn Luise, deren Liebe so schrecklich leidet, doch noch einmal zu trinken.*) Aber ihre antheilvolle Liebe reißt ihn nur zur Schmähung als Metze hin. Da kann sie sich nicht länger zurückhalten; vermag sie auch nicht, ihm den Verdacht ihrer Untreue zu benehmen, die blutigste Verletzung ihres reinen Herzens, auf dessen Unschuld sie hingedeutet hat, muß sie ihm zu erkennen geben, indem sie liebevoll in seine Arme eilt. Doch er, der dies nur für Heuchelei halten kann, drückt sie von sich, wie reizend auch ihre unwiderstehlichen Augen ihn locken. Hätte sie sich in der scheußlichen Gestalt als eine sein Glück verhöhnende Buhlerin gezeigt, es wäre ihm erträglicher, als daß sie mit solchen Engelszügen

*) Ob er selbst das Glas nimmt oder Luise es ihm reicht, sagt keine szenarische Bemerkung. Das erstere ist wahrscheinlicher.

ihn anblickt; er muß sie wie eine Natter zertreten, sich feindlich ihr zeigen, oder, wenn er sie liebevoll aufnähme, darüber verzweifeln, daß die Geliebte seiner Seele ihn so betrügen konnte: so möge sie denn sich seiner erbarmen, von ihm ablassen. Luise ist vernichtet, sich so zurückgewiesen zu sehn. Ferdinand ergeht sich darauf mit der Wollust der Verzweiflung in der Ausführung, daß in dieser Engelgestalt die Seele eines Teufels wohne, wobei er einmal ihre Hand faßt und sie, was doch sonderbar scheint, emporhält*), später mit „trunkenem Auge" auf ihr verweilt, zuletzt aber, als er die Verbindung einer so schlechten Seele mit einem so herrlichen Körper als eine Mißgeburt bezeichnet hat, sich von ihr abwendet.**) Da sie aber, auf ihrer Unschuld bestehend, es als einen freventlichen Eigensinn bezeichnet, daß er den Himmel anklage, statt seinen Irrthum einzugestehn, kann er sich nicht mehr halten, er muß in Erinnerung seines seligen Liebesglückes***) noch einmal weinend ihr um den Hals fallen, um dann mit der anklagenden Frage zu schließen, warum sie ihn so betrogen habe. Auf die Aeußerung, in ihrer Wehmuth werde er gerechter gegen sie sein als in seiner Entrüstung, geht er in der unerschütterlichen Ueberzeugung ihrer Schuld wieder so wenig ein, daß er diese Thränen für Thränen des grausen Abschiedes der

*) Nach den Worten in so schönen Gefäßen?, auf die zwei Gedankenstriche folgen, soll Ferdinand wohl die Hand fahren lassen.

**) Wer kann das glauben, daß dieses eine solche Seele berge. Es ist wohl wer zu schreiben. — Zu in so schönen Gefäßen? ist ein darreichen gedacht. — Schäferstunde, wo er mit Liebe bildet. Vgl. zu den lyr. Gedichten I, 318. Ein offenbarer Druckfehler war Schöpferstunde 1812. — Ohne Tadel, ohne daß Gott sie mißbilligte. — Seltsam ist es, wie er sich Gott selbst als Bildhauer in der Weise des Prometheus vorstellt.

***) Wie Bräute, so reizend. Im Spaziergang unter den Linden heißt es: „Ihnen malt sich itzt die Natur, wie ein rothwangigtes Mädchen an seinem Brauttag."

Liebe, darauf, indem er feierlich die Hand auf ihr Haupt legt, als Thränen um den gefallenen Engel bezeichnet, was er in mehr überspannter als gefühlvoller Weise ausführt. Sich so als Entsetzen der Welt betrachtet zu sehn, ist Luisen doch zu schrecklich, eine übermenschliche Probe ihrer Standhaftigkeit, und so spricht sie es denn aus, alle diese Schmähungen müsse sie sich nur deshalb gefallen lassen, weil ein „hartes Verhängniß" ihre Zunge binde. Ferdinand aber, statt darin den Ton der geschmähten Unschuld zu erkennen, hält dies für eine Lüge, und um sie zum Bekenntniß der Wahrheit zu bringen, theilt er ihr mit, daß sie dem Tode verfallen sein. Zunächst fragt er, ob sie sich wohl fühle, und auf ihren Zweifel, was diese Frage bezwecke, erwiedert er, befinde sie sich wirklich unwohl, so würde sie mit einer Lüge aus der Welt gehn. Ihr „Ich beschwöre Sie, Walter", weist den ungerechten Vorwurf ab, worauf er denn, fest an die Lüge glaubend, mit der er sie doch nicht hinscheiden lassen möchte*), die bestimmte Frage stellt, ob sie den Marschall geliebt, indem er erklärt, daß sie nicht mehr dieses Zimmer verlassen werde. Das letztere hält sie für eine leere Drohung, und da sie ihr Eid bindet, den sie auch durch die Verneinung der Frage zu brechen fürchtet, hüllt sie sich in Schweigen. Erst als sie erfährt, daß sie vergiftet sei, verräth sie das schreckliche Geheimniß. Zunächst gesteht er ihr, nachdem er seine Frage wiederholt hat, in fürchterlicher Bewegung, in welcher noch die nicht ganz unterdrückte Liebe wirkt, daß sie sterben müsse, und nun fühlt sie auch, daß es ihr übel wird. Durch den Gedanken, daß das Gift eher auf Frauen als auf Männer wirke, der dem Mediziner Schiller näher als seinem Major lag, bereitet er sich den Uebergang zum Geständniß, daß sie Arsenik in der

*) Mit dieser Lüge, mit Bezug auf die ihre Unschuld bezeichnenden Worte: „Dürft' ich den Mund aufthun u. s. w." Statt dieser las man seit 1812 einer, das erst 1860 verbessert wurde.

Limonade getrunken. Ihr erstes dadurch erregtes Gefühl ist das der Furcht, daß sie vor dem allgerechten Richter erscheinen solle, vor dem wir alle Sünder seien; daß sie nach einem Beichtvater verlangt hätte, was sie nach der Vorstellung der katholischen Kirche nothwendig äußern müßte, wie denn auch Schillers Franz Moor zum Pfarrer schickt, konnte der Dichter nicht brauchen. Darauf aber fällt ihr der Schmerz ihrer armen Eltern schwer aufs Herz. Gedenkt sie auch zunächst der Mutter, so verweilt sie doch besonders bei dem Verlust, den ihr Vater empfinden werde. Und auch daß sie so jung sterben solle, ergreift sie mit demselben natürlichen Gefühl, mit welchem Antigone klagt, daß sie noch unvermählt sterbe. Als sie nun vernimmt, daß Ferdinand (hier zuerst redet sie ihn wieder mit dem Vornamen an) sich mit ihr vergiftet habe, bittet sie Gott, dem noch immer Geliebten seine Sünde zu vergeben.*) Dessen hartes Wort, nur auf ihre eigenen Rechnungen**) zu sehn, preßt endlich ihrer tief beleidigten Seele das schwere Geheimniß ab, was leider Ferdinands Unglück auf das höchste steigert, da es ihm die schwerste, unerträglichste Schuld zuweist. Jetzt erst, wo es zu spät, glaubt er Luisen***), die, während sie schon von Fieberfrost des Todes schauert, ihm eröffnet, daß der Brief eine Lüge sei, eine Kunde, die, da sie ihre Liebe wieder im reinsten Glanze herstellt, ihm alle Kraft wiedergibt. Als sie aber, während ihr schweres Sprechen und das Zucken ihrer Finger†) den immer näher rückenden Tod anzeigen, hinzufügen muß,

*) Vergiß es ihm. Schon im ersten Drucke von 1786 trat Vergib ein, das erst 1860 wieder wich.

**) Die Mehrheit Rechnungen soll wohl auf mehrere Verhältnisse Luisens hindeuten.

***) Vor zu nehmen fügte schon der erste Druck von 1786 das unnöthige mit ein, das erst 1806 wieder ausfiel.

†) „Gichterisches Zucken." Gichterisch, krampfhaft, wie in den Räubern

daß der Brief von seinem Vater diktirt sei (was freilich nicht in strengem Sinne zutrifft), erstarrt er zuerst, dann fällt er nach einer langen „todten"*) Pause plötzlich („wie von einem Donnerschlage") nieder. Dies ist, wenn es mit theatralischem Geschick ausgeführt wird, dramatisch von großer Wirksamkeit. Luise, schrecklich erschüttert durch die Wirkung ihrer Mittheilung auf Ferdinand, bittet diesen, der freilich ihre Worte nicht vernimmt, dringend um Verzeihung, daß sie durch das Eingehen auf diesen Trug ihn so gequält habe, aber die Gefahr des Vaters und die Ueberraschung hätten sie getrieben. Er aber erhebt sich, nachdem er unter Luisens Rede wieder zu sich gekommen, in schrecklicher Wuth**): noch glaubt er sich stark genug, den Frevel an dem Vater blutig zu rächen, und so zieht er mit Gewalt den Degen. Luise, wenn auch durch das Gift sichtlich immer mehr abgeschwächt, schließt aus seiner grimmen Wuth, daß seine Drohung dem Vater gilt, und, fürchterlich ergriffen, will sie ihn davon durch die Erinnerung abhalten, daß es doch sein Vater sei, was aber seine Wuth nur steigert. Der Mörder und dessen Vater, der ihn dazu getrieben, müssen zugleich vor Gottes Richterstuhl, daß

II, 1. Fiesko I, 12. Vgl. zum Fiesko I, 7 (S. 106**). Dem Mediziner schwebte hier das die zitternde, schwache Sprache begleitende Sehnenhüpfen der Sterbenden vor. Aus Lessings Dramaturgie (Stück 14) wußte er, wie sehr dieser es an Frau Henfel gerühmt, daß sie in seiner Sara Samson beim Sterben das sogenannte Flockenlesen nachgeahmt hatte.

*) Todten ist sehr unnöthig, da es nichts anders bezeichnen kann als das, was schon in dem vorhergehenden „starr und einer Bildsäule gleich" bezeichnet ist. Auch das zu „in todter langer Pause" hinzugefügte dichterische hingewurzelt ist überflüssig.

**) „Schrecklich emporgeworfen", lautet die szenarische Bemerkung. Der Ausdruck soll das plötzliche Aufrichten des Kopfes vom Boden und das Aufspringen bezeichnen. Von dem gleich darauf sterbenden Glanettino heißt es Fiesko V, 3: „bäumt sich krampfig in die Höh".

dieser nur den wirklichen Schuldigen treffe*) — eine seltsame Weise, wie die leidenschaftliche Wuth den neuen Mord vertheidigt. Luise aber vergibt sterbend beiden. Als Ferdinand sie todt hinsinken sieht, möchte er den noch eben als Teufel geschmähten „Engel des Himmels" im Leben zurückhalten, aber ihre kalte und feuchte Hand**) zeigt ihm, daß sie hingeschieden. Lebhaft hält er sich vor, wie diese edle Seele ihrer würdig geendet, da sie noch im Tode Gnade bei Gott um den verruchtesten Mörder erfleht habe. Mit „Gott meiner Luise" will er wohl darauf deuten, daß sie nun bei Gott sei. Und wie schön liegt sie jetzt noch als Leiche da! der Tod***) selbst hat ihrer geschont, als er sie hinnahm. Die Sanftmuth, die sich noch auf ihren Zügen malt, war ihre innerste Seele, und so wich sie auch dem Tode nicht. Daß der Tod die ursprünglichsten Züge wieder hervortreten läßt, läßt Schiller hier absichtlich seinen von leidenschaftlichstem Schmerz ergriffenen Ferdinand nicht beachten. Etwas matt fällt der Schluß der Szene ab, in welcher Ferdinand nochmal zum Giftbecher greift. Eher sollte hier das drängende Verlangen, bald mit der Geliebten vereint zu sein, zum Ausdruck gelangt sein.

Letzte Szene. Der Präsident und Wurm entsetzen sich über das schreckliche Mißlingen ihrer Kabale. Wurm geräth dadurch, daß jener die ganze Schuld auf ihn schiebt, in rasendste Leidenschaft, in welcher er eine Wollust darin findet, die Schurkereien seines Vor-

*) Statt „gegen den Schuldigen rase" schrieb Körner willkürlich „nur den Schuldigen strafe", was sich bis 1840 erhielt. Rasen für schrecklich (rasend) strafen.

**) Auch hier verräth sich der Mediziner, der wußte, daß mit der Kälte des Sterbenden häufig ein kühler klebriger Schweiß sich verbindet.

***) Statt Würger läse man hier lieber, wie in der folgenden Szene, Würgengel.

gesetzten zu verrathen und mit ihm auf demselben Blutgerüst zu sterben. Wildeste Verzweiflung treibt Miller davon. Ferdinand reicht scheidend dem vom Bewußtsein der Schuld vernichteten Vater die Hand zur Versöhnung. Die sich zu schauervoller Gewalt steigernde, mit einer gewissen Versöhnung endende Szene ist von höchster dramatischer Wirkung.

Ergreifend wirkt es, daß Ferdinand dem in der Hoffnung, den Sohn noch zu erhalten, eintretenden Vater das geleerte Glas vor die Füße wirft und ihn als Mörder Luisens verklagt, auf deren Leiche er hindeutet, was freilich keine szenarische Bemerkung besagt. Dem zerschmetterten Vater*) wendet er keinen Blick zu; bitter spottet er seines schlau ersonnenen Plans, der nur nicht bedacht habe, wessen die Liebe fähig sei. Vergebens sucht der Präsident unter allen seinen Untergebenen und dem Volke nach einem an seinem entsetzlichen selbstbereiteten Unglück theilnehmendes Auge. Aber noch schwerer soll seine Schuld ihm auf die Seele fallen. Ferdinand öffnet dem auf die Schreckenskunde verzweifelnd hereinstürzenden Miller die Thüre, der über die gemordete Heilige mit dem Präsidenten rechten möge, an den er ihn als den Schuldigen verweist. Gebrochen fällt Miller an der Leiche nieder. Ferdinand aber faßt noch seine letzte Kraft zusammen, um die Schuld an seinem Tode dem Vater zuzuweisen, den er dafür aber nicht vor Gott verantwortlich machen will; dagegen wälzt er die größte und gräßlichste Hälfte des Mordes Luisens auf diesen.**) Und er führt ihn selbst zur Leiche, daß er sehe, was sein Witz angerichtet. Sonderbar ist der Ausdruck, auf ihrem Ge-

*) Sein blutig zerrissenes Herz tritt in dem Worte: „Warum hast du mir das gethan!" (Markus 2, 48) hervor. Störend ist es nur, daß auch Ferdinand sich dieses Ausrufs gegen Luisen bedient hat (V, 7).

**) „Wie du damit zurecht kommen magst, siehe du selber." Wie die Hohenpriester zu Judas sprechen: „Was gehet das uns an (daß er unschuldig Blut ver-

sichte sei des Mörders Name mit Verzerrungen geschrieben, und die Würgengel*) würden ihn lesen. Wozu das? was sollen die Würgengel denn weiter? Und wie stimmt dies zu der Aeußerung in der vorigen Szene: „Der gerührte Würger ging schonend über diese freundlichen Wangen hin." Dagegen ist der Fluch, daß diese Gestalt der Todten ihn im Schlafe verfolgen, vor seinem Sterbebett stehn, bei der Auferstehung ihn empfangen und zum letzten Gericht begleiten solle, sehr wirksam. Der Präsident aber will das gräßliche Ende auf Wurm zurückschieben, ja sich für ganz unschuldig ausgeben**), was doch zu stark sein dürfte. Dieser, der bisher, von wüthendstem Schmerz zerrissen, da gestanden, geräth jetzt in äußerste Wuth über diesen entsetzlichen Undank gegen ihn, der alle seine Schlauheit für diesen aufgeboten.***) Habe er doch von ihm einen Plan gegen seinen eigenen Sohn verlangt und sei frei darauf eingegangen; der unglückliche Erfolg, dessen Verantwortung er auf ihn schiebe, bringe ihn ja selbst so zur Verzweiflung, daß nichts mehr für ihn Werth habe, und nun wolle er auch ganz verloren sein, aber der Präsident solle es mit ihm sein. So überliefert er sich denn den Gerichtsdienern, die zu anderm Zwecke gekommen waren, da sie den Auf-

rathen). Da siehe du zu" (Matth. 27, 5), auch Pilatus zum Volke ruft: „Sehet ihr zu" (daselbst 27, 24).

*) Des biblischen Würgengels gedenkt Schiller auch in den Räubern IV, 5 (in der Theaterbearbeitung IV, 16).

**) „Ich wasche die Hände", biblischer Ausdruck nach Matth. 27, 24. Lessings Prinz in Emilia Galotti weist die ganze Schuld nicht von sich, bedauert nur, daß nicht allein Fürsten von menschlichen Leidenschaften getrieben werden, sondern auch noch Teufel sich in ihre Freunde verstellen.

***) „Auf was Art sich die Teufel danken." Statt auf was Art, wie Schiller noch im dreißigjährigen Kriege schreibt (vgl. Fiesko IV, 6 zu was Ende), trat schon im ersten Drucke von 1786 „auf was für Art" ein, das nach heutigem Sprachgebrauche „auf was für eine" oder „für welche Art" heißen müßte. — Bedanken war Druckfehler von 1838.

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:
Erläuterungen zu Goethes Werken.

17

X.

Tasso.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Goethes Taſſo.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernſt Hoppe).
1890.

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

17

X.

Tasso.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Goethes Tasso.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Inhalt.

Seite

I. Entſtehung 1

II. Stoff 32

III. Dramatiſche Geſtaltung des Stoffes 47

IV. Entwicklung und Ausführung

Erſter Aufzug 85

Zweiter Aufzug 107

Dritter Aufzug 132

Vierter Aufzug 150

Fünfter Aufzug 168

I. Entstehung.*)

Der erste Gedanke zu freier Dramatisirung von Tassos eigenthümlichem Schicksale floß aus dem tiefen Gefühle, daß der Mensch nur dann wahrhaft glücklich sei, wenn er, auf dem festen Boden der Wirklichkeit heimisch, zu klarer Ruhe und besonnener Selbstbeherrschung sich sammle, von leidenschaftlichem Verfolgen idealer Träume im Leben sich befreie und der Gewalt willenlos ihn fortreißender Triebe widerstehe — ein Gefühl, das sich dem Dichter in den ersten weimarischen Jahren, besonders nach seiner Rückkehr von der Schweizerreise, Mitte Januar 1780, auf das lebhafteste aufgedrungen hatte. Der Reiz, der ihn zu diesem ihm im allgemeinen längst bekannten Stoffe führte, entstand, wie er später an Karl August schrieb, aus dem Innersten seiner Natur. Nach einem starken Fieberanfall fühlte er sich ernst und empfindlich. Um Ostern (den 26. März) scheint ihm der Plan des Stückes aufgegangen zu sein. Im vorigen Jahre war Osterdienstag Iphigenie aufgeführt worden. Seinen Egmont, dessen Vollendung er Frau von Stein zugesagt hatte, vermochte er nicht abzuschließen, und so war er jetzt darauf

*) Vgl. Goethes Tasso. Zum erstenmal vollständig erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, 1854.

bedacht, für das weimarische Theater eine seiner „Iphigenie“ würdige Dichtung zu liefern. Den Mittwoch nach Ostern hatte er, wie es in seinem Tagebuche heißt, „den aufräumenden und ordnenden“, den 30. „den erfindenden Tag“. Von letzterm schreibt er: „Anfangs trüblich; ich lenkte mich zu Geschäften, bald wards lebendiger. Brief an Kalb [den Kammerpräsidenten wegen dessen nachlässiger Geschäftsführung]. Zu Mittag nach [dem vom Prinzen Konstantin bewohnten Gute in] Tiefurt zu Fuß. Gute Erfindung. Tasso.“ In Tiefurt fand er seine Herzensfreundin Charlotte von Stein, die anmuthige gefallsüchtige Freifrau Emilie von Werther, den häufig mißstimmten Herder nebst Gattin und den Erzieher des Prinzen Konstantin, Major von Knebel, der oft von düsterer Laune heimgesucht wurde. Beide Männer waren „bissig“. Gegen vier Uhr begaben sich alle zur Stadt. Goethe, der abends, wie regelmäßig, bei Frau von Stein war, fühlte einige „Momente sinkender Kraft“. Die leidenschaftliche Unruhe des vorhergehenden Abends, wo ihn die liebreizende Korona Schröter nach der Probe des schlechten Trauerspiels „Kallisto“ von Seckendorff, das sie in Ermangelung eines bessern spielen mußten, wieder einmal mit sich gezogen hatte, trieb ihn zum Durchdenken des Stückes. Aber wandte er auch in den beiden folgenden Monaten noch zuweilen seine Gedanken dem Tasso zu, so konnte er doch vor mancherlei Zerstreuung [bis Mitte April „tändelte“ er neben dem Tasso auch an einem Roman und beschäftigte sich dabei mit dem Plane einer Geschichte des Prinzen Bernhard von Weimar] und vor leidenschaftlicher Bewegung, in welche ihn seine Liebe, seine amtliche Stellung und mancherlei Aufregung, unter anderm die Trennung Knebels von seinem Prinzen, setzte, erst nach Mitte Oktober zu

ihm zurückkehren, als eben eine Spannung mit Frau von Stein ihn im Innersten aufregte. Diese hatte ihm, als er sie am 10. in Kochberg verließ, ihre Mißstimmung über seine leidenschaftliche Aufregung zu erkennen gegeben und für die nächste Zeit jede Verbindung mit ihm abgebrochen. In seiner Liebesnoth griff er wieder zum Tasso. Das Tagebuch weist nur zwei Eintragungen aus dem Oktober auf, vom 10. und 14.; erst am 1. November hören wir, daß er in der zweiten Hälfte des Monats Tasso zu schreiben angefangen, auch die Schröter [wegen Familienverhältnisse] habe trösten und den Umzug des Prinzen nach der Stadt einleiten müssen, und in den Frühstunden dieses Tages an Tasso gearbeitet. Erst am 2. erfuhr er, daß Frau von Stein ihn noch immer von sich fern halten wolle, weil er sich nicht zu mäßigen vermöge, durch sein leidenschaftliches Benehmen sie oft rücksichtslos verletze. Den 4. eilte er in Begleitung des Herzogs nach Kochberg, wo es zur vollsten Aussöhnung und Verständigung kam. Nach seiner am 6. erfolgten Rückkehr ging er mit frischer Seele an das so innig mit seinem eigenen Leben verwachsene Drama. Das Tagebuch erwähnt desselben bis zum 8. nicht, in den folgenden Tagen fehlt jede Eintragung bis zum 20. Aus Briefen erfahren wir, daß er den ersten Auftritt am 9. vollendete und noch nachmittags der geliebten Frau und seinem vertrautesten Freunde Knebel vorlas, da es ihm räthlich schien, beide nach und nach mit dem Stücke bekannt zu machen und sich „mit ihnen zum Schluß zu ermuntern".*) Am 13. gelang ihm bei dem milden und trüben Wetter der Abschluß des ersten Auf-

*) Knebels Tagebuch erwähnt seine Anwesenheit bei Frau von Stein an diesem Abend, aber nicht die Vorlesung.

zugs, den er der Freundin, die an allem, was ihn beschäftigte, theilnehmen solle, noch an demselben Tage vorlesen möchte. Diese schenkte ihm ihren vollen Beifall und ermunterte den Dichter zur Fortsetzung. „Ihr gütiges Zureden und mein Versprechen haben mich heute früh glücklich den zweiten Akt anfangen machen", schrieb er dieser am 15. „Hier ist der erste; mög' er in der Nähe und bei wiederholtem Lesen seinen Reiz behalten! Lassen Sie ihn niemand sehn." Auf den ausgesprochenen Wunsch, den Akt noch zu behalten, erwiderte er am 16., dieser werde ihm erst lieb, da die Freundin ihn liebe. Nach zweitägiger Abwesenheit fährt er am 19. fort, den 20. schreibt er nur weniges am Morgen, da er sich unwohl fühlt, doch stockt es noch nicht, wie es gleich darauf geschah. Erst am 20. trug er über die Zeit vom 9. an in sein Tagebuch ein: „Immer von Schritt zu Schritt nach Vermögen vorwärts. Fürchtete die Krankheit vom Anfang des Jahrs. An Tasso morgendlich geschrieben. In Geschäften mich gehalten. Wenn nichts gehn wollte, gezeichnet." Am frühen Morgen des 21. war er, wie er Frau von Stein schreibt, „nicht fleißig" am Tasso.*) Knebel sagte ihm über den ersten Akt „kuriose Sachen, aber gute"; er deutete darauf, daß die Liebe zu Frau von Stein den Dichter begeistert habe. Den 23. forderte er den Schlußbogen von der Freundin zurück, um auf demselben den Anfang der ziemlich fertigen ersten Szene des zweiten abschreiben zu lassen. Diese Szene las er nach einem „poetischen Rasttag"

*) Unmöglich fallen demnach die undatirten Zeilen an Fräulein von Göchhausen mit der Nachschrift: „Ich schreibe an Tasso und kann nichts weiter denken", auf diesen Tag, auf den sie die weimarische Ausgabe der Briefe setzt. Dies stimmt auch schon dazu nicht, daß Goethe an demselben mit dem Herzog nach Tauer fuhr. Sie gehören in das Jahr 1789. Vgl. S. 15 f.

am Abend des 25. Frau von Stein und ihrer jungen Freundin, Karoline von Ilten, vor. An den folgenden Tagen fuhr er fort, doch seit dem 30. blieb das Stück ganz liegen, das er nicht weiter führen konnte, weil es zu tief mit seinen eigenen Gefühlen verknüpft war. Auch raubten die Zerstreuungen seines amtlichen Lebens ihm die Stimmung. Frau von Stein ließ es an Mahnungen nicht fehlen. Am 18. Dezember las er dieser und Knebel die mit Bezug auf erstere vor vier Jahren gedichteten Geschwister und das von Tasso Vollendete vor. Alle Bitten, die schöne Dichtung fortzusetzen, blieben erfolglos; was er hier zunächst zu schildern gehabt hätte, ergriff ihn zu sehr, da sein Verhältniß zur Freundin noch nicht zu vollstem Zutrauen sich geklärt hatte. Von seiner Aufregung in dem seiner Gesundheit immer ungünstigen Dezember zeugen die gefühlvollen Verse vom 18. an seine Bäume. Auch seine amtlichen Geschäfte drückten ihn; er ließ es sich „sauer werden". Am letzten Tage des Jahres schrieb er der Freundin: „Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an: aber wie will ich zureichen! Ich muß auch alle meinen Weizen [seine dichterisch gestimmten Augenblicke] unter das Kommisbrod [seine amtliche Beschäftigung, besonders die Kriegskommission] backen."

Die ersten Monate des neuen Jahres, wo ihn die Liebe der Freundin beseligte, kam er nicht zum Tasso zurück. Erst mit dem Eintritt des schönen Frühlings konnte Frau von Stein mit Erfolg seine Gedanken wieder auf diesen lenken. „An Tasso wird heut schwerlich gedacht werden [weil Amtsgeschäfte ihm seine Zeit raubten]", erwiderte er ihr am 25. März. „Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt! Vor Monaten war mir die nächste Szene unmöglich; wie leicht wird

sie mir jetzt [bei der vollen Gewißheit ihrer Liebe, die „ein schönes Klima“ um ihn machte] aus dem Herzen fließen!“ Den 17. April, Osterdienstag, an welchem Festtage vor zwei Jahren seine Iphigenie zuerst aufgeführt worden war, begann er eine Umschrift dieses Stückes, aber Frau von Stein mahnte ihn dringender an die Vollendung Tassos. Zwei Tage später schrieb er der Freundin: „Da mich gute Geister in meinem Hause besucht haben, bin ich [gestern Abend] nicht auswärts gegangen, sie aufzufinden. Am Tasso ist geschrieben, und wenn Sie mich bewirthen mögen, so komm' ich zu Tische. Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab' ich heut schon so viel an Sie geschrieben [am Gespräche Tassos mit der Prinzessin], daß ich nicht weiter und nicht drüber kann.“ Den 20. „betete er die Freundin an, schreibend am Tasso“, am 22., einem unendlich schönen Tage, wo er sich außerordentlich glücklich fühlte, hoffte er, daran schreiben zu können. „Diesen Morgen ward mirs so wohl“, hören wir am 23., „daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe; obs als Szene und an dem Orte gut ist, weiß ich nicht.“ Offenbar waren es Tassos Reden an die Prinzessin oder sein Selbstgespräch, das er damals dichtete. Trotz mancherlei Abhaltungen stockte Tasso, vom Glücke seiner Liebe und der schönen Jahrszeit begünstigt, nicht ganz. Ende April meldete er der Freundin, deren Zeilen er im Park erhalten hatte, er schreibe am Tasso; mittags gehe er zur Schröter, bei welcher er aber nicht einmal halb sein werde. Den 9. Mai schrieb er der Freundin: „Heute früh lebt Tasso in meinem Kopfe und läßt sich durch nichts irren.“ Bald darauf wurde der zweite Akt vollendet. Dann aber blieb das Stück liegen. Am 5. Juni

gestattete er der Freundin, es an Knebel zu senden. Die Fortsetzung wollte ihm nicht gelingen, da die Darstellung von Tassos leidenschaftlicher Verwicklung ihm beängstigend war, und das, was ihn zunächst an das Stück gefesselt hatte, vollendet war. Wenn es im Tagebuche noch am 4. August heißt: „Früh zu Hause. Schrieb an Tasso. Korrigirte die Iphigenie", so scheint es sich hier um einen Zusatz zum zweiten Akt zu handeln, der wohl zum dritten hinüberleiten sollte, wie jetzt II, 5, nicht um einen Versuch, den dritten Akt zu beginnen. Aber gleich darauf faßte er den Gedanken an ein neues Stück, dessen Verwicklung seinem Herzen fremd war. Schon am 11. ward Elpenor angefangen, den er freilich auch nur bis zum zweiten Akte führen sollte. Am Abend des 23. las er zu Tiefurt Lessings Nathan und die beiden Akte des Tasso „gegeneinander", wahrscheinlich zur Vergleichung des Fortschritts der Handlung. Frau von Werther „sprach dabei recht artig den Tasso mit"; vermuthlich hatte sie eine der Frauenrollen übernommen. Zwei Tage später unterhielt er die Herzogin mit der Vorlesung des Stückes, dessen Vollendung er aufgegeben. Den ersten Akt hatte er auch seiner züricher Freundin, der schon damals verwittweten Bäbe (Barbara Schultheß), gesandt. Am 14. November versprach er Lavater, dieser auch den zweiten mit dem nächsten Postwagen zu schicken; dabei wünschte er, das Stück möge auch für den Freund geschrieben sein: leider lasse, fügte er hinzu, die Unruhe, in welcher er lebe, ihn nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und so sehe er auch noch keinen Raum, die übrigen Aufzüge zu schreiben. Doch nicht die Zeit, sondern die Stimmung zur Vollendung des Stückes fehlte. Für den Erguß der ihn beseligenden Liebe zur Freundin seines

sie mir jetzt [bei der vollen Gewißheit ihrer Liebe, die „ein schönes Klima“ um ihn machte] aus dem Herzen fließen!“ Den 17. April, Osterdienstag, an welchem Festtage vor zwei Jahren seine Iphigenie zuerst aufgeführt worden war, begann er eine Umschrift dieses Stückes, aber Frau von Stein mahnte ihn dringender an die Vollendung Tassos. Zwei Tage später schrieb er der Freundin: „Da mich gute Geister in meinem Hause besucht haben, bin ich [gestern Abend] nicht auswärts gegangen, sie aufzufinden. Am Tasso ist geschrieben, und wenn Sie mich bewirthen mögen, so komm' ich zu Tische. Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab' ich heut schon so viel an Sie geschrieben [am Gespräche Tassos mit der Prinzessin], daß ich nicht weiter und nicht drüber kann.“ Den 20. „betete er die Freundin an, schreibend am Tasso“, am 22., einem unendlich schönen Tage, wo er sich außerordentlich glücklich fühlte, hoffte er, daran schreiben zu können. „Diesen Morgen ward mirs so wohl“, hören wir am 23., „daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe; obs als Szene und an dem Orte gut ist, weiß ich nicht.“ Offenbar waren es Tassos Reden an die Prinzessin oder sein Selbstgespräch, das er damals dichtete. Trotz mancherlei Abhaltungen stockte Tasso, vom Glücke seiner Liebe und der schönen Jahrszeit begünstigt, nicht ganz. Ende April meldete er der Freundin, deren Zeilen er im Park erhalten hatte, er schreibe am Tasso; mittags gehe er zur Schröter, bei welcher er aber nicht einmal halb sein werde. Den 9. Mai schrieb er der Freundin: „Heute früh lebt Tasso in meinem Kopfe und läßt sich durch nichts irren.“ Bald darauf wurde der zweite Akt vollendet. Dann aber blieb das Stück liegen. Am 5. Juni

gestattete er der Freundin, es an Knebel zu senden. Die Fortsetzung wollte ihm nicht gelingen, da die Darstellung von Tassos leidenschaftlicher Verwicklung ihm beängstigend war, und das, was ihn zunächst an das Stück gefesselt hatte, vollendet war. Wenn es im Tagebuche noch am 4. August heißt: „Früh zu Hause. Schrieb an Tasso. Korrigirte die Iphigenie", so scheint es sich hier um einen Zusatz zum zweiten Akt zu handeln, der wohl zum dritten hinüberleiten sollte, wie jetzt II, 5, nicht um einen Versuch, den dritten Akt zu beginnen. Aber gleich darauf faßte er den Gedanken an ein neues Stück, dessen Verwicklung seinem Herzen fremd war. Schon am 11. ward Elpenor angefangen, den er freilich auch nur bis zum zweiten Akte führen sollte. Am Abend des 23. las er zu Tiefurt Lessings Nathan und die beiden Akte des Tasso „gegeneinander", wahrscheinlich zur Vergleichung des Fortschritts der Handlung. Frau von Werther „sprach dabei recht artig den Tasso mit"; vermuthlich hatte sie eine der Frauenrollen übernommen. Zwei Tage später unterhielt er die Herzogin mit der Vorlesung des Stückes, dessen Vollendung er aufgegeben. Den ersten Akt hatte er auch seiner züricher Freundin, der schon damals verwittweten Bäbe (Barbara Schultheß), gesandt. Am 14. November versprach er Lavater, dieser auch den zweiten mit dem nächsten Postwagen zu schicken; dabei wünschte er, das Stück möge auch für den Freund geschrieben sein: leider lasse, fügte er hinzu, die Unruhe, in welcher er lebe, ihn nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und so sehe er auch noch keinen Raum, die übrigen Aufzüge zu schreiben. Doch nicht die Zeit, sondern die Stimmung zur Vollendung des Stückes fehlte. Für den Erguß der ihn beseligenden Liebe zur Freundin seines

genommen, und er hoffe ihn zu ihrer Freude zu vollenden. Was jetzt in der Italienischen Reise unter dem 21. Februar 1787 über Tasso bemerkt wird, ist ein sehr irreführender Zusatz der zwanzig Jahre spätern Redaktion. Wir wissen nicht, in wiefern die daselbst im Berichte aus Caserta vom 16. März stehende Aeußerung ursprünglich oder später eingeschoben ist: die geringe Anerkennung, die seine bei der Bearbeitung der Iphigenie aufgewendete Mühe bei den Freunden gefunden, solle ihn nicht abschrecken, mit dem Tasso ganz ähnlich zu verfahren. „Lieber würf' ich ihn ins Feuer", heißt es dort, „aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen." Auf der am 29. März angetretenen Seefahrt nach Sizilien durchdachte er den neuen Entwurf des Stückes. Was die Italienische Reise, insonderheit die Beschreibung der Seefahrt, darüber berichtet, gehört der spätern Redaktion an, und ist ganz unzuverlässig. Wesentlich wird einem wirklichen Briefe die Aeußerung aus Palermo vom 2. April entnommen sein: „Der Plan meines Dramas war diese Tage her im Wallfischbauch ziemlich gediehen." Zur Ausführung kam er weder auf Sizilien, wo ihm eine Nausikaa aufging, noch in Neapel und Rom, wohin er am 6. Juni zurückkehrte. Hier vollendete er zuerst den Egmont, dann griff er zunächst zu den Singspielen. Anfangs Februar 1788 meldete er Herder (der Bericht in der Reise dürfte wesentlich getreu herübergenommen sein), Claudine werde in acht Tagen fertig sein; dann aber gehe eine neue Not an, worin ihm niemand raten noch helfen könne. „Tasso muß umgearbeitet werden; was da steht, ist nicht zu brauchen; ich kann weder so

endigen*) noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben." Nach dem Bericht vom 1. März hatte er den Muth gehabt, die drei letzten Bände zu überdenken; der Plan zu Faust sei gemacht, der von Tasso in Ordnung. Am 28. meldete er seinem Herzog, dessen Aeußerungen über Egmont ihm nicht tröstlich gewesen: „Ich lese jetzt das Leben des Tasso, das Abate Serassi, und zwar recht gut, geschrieben hat. Meine Absicht ist, meinen Geist mit dem Charakter und den Schicksalen dieses Dichters zu füllen, um auf der Reise etwas zu haben, das mich beschäftigt. Ich wünsche das angefangene Stück, wo nicht zu endigen, doch weit zu führen, eh' ich zurückkomme. Hätte ich es nicht angefangen, so würde ich es jetzt nicht wählen, und ich erinnere mich wohl noch, daß Sie mir davon abriethen. Indessen, wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner italienischen Laufbahn, und ich kann nicht wünschen, daß es anders sein möge. Wir wollen sehn, was es wird." Erst in der allerletzten Zeit seines römischen Aufenthaltes konnte er seine Gedanken nachhaltig dem Stücke zuwenden, das er als willkommenen Gefährten auf der Rückreise mit sich führte.

In der bei der spätern Redaktion in die Italienische Reise eingeschobenen Darstellung seines Abschieds von Rom

*) „So endigen" kann sich nur auf den noch nicht gedichteten Schluß, im Gegensatz zu dem Vorhandenen, das ganz umgearbeitet werden müsse, beziehen. Vgl. oben S. 8. In dem spätern Berichte von der Seereise lesen wir, die beiden ersten Akte hätten in der Ausführung etwas Weichliches, Nebelhaftes gehabt, was sich verloren, als er die Form und den Rhythmus habe vorwalten lassen.

wird bemerkt, wie er aus dem innigsten Schmerzgefühl, dieses zu verlassen, sich bald zu einer freiern dichterischen Thätigkeit ermannt habe. „Der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand dieser Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen: der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück." Aber dies beruht auf sehr getrübter Erinnerung. Mag auch dem Dichter in Florenz und auf dem Beginn der Rückreise sein Tasso lebhaft im Sinne gelegen haben, zur Ausführung gelangte hier keine einzige Szene des Stücks; nicht der Schmerz, Italien verlassen zu müssen, ist es, der später das Stück durchdrang, sondern die bittere Qual der Trennung von Frau von Stein.

Neuerdings hat man im Goethe-Archiv ein Reiseheftchen vom Frühjahr 1788 entdeckt, in welches Verse aus II, 1 eingetragen sind, die der Herausgeber der Weimarischen Ausgabe nicht erkannt und an drei Stellen falsch gelesen hat. Sie lauten:

Und soll ich dir gestehen, wie ich den[ke.]
Die gold[ne Zeit]
Sie war wohl niemals, wie sie jetzt nicht ist,
Und war sie je, so kann sie wieder sein.

Darauf folgen, durch Absatzzeichen davon getrennt, die sechs ersten Verse des fünften Aufzugs mit unwesentlichen Abweichungen: zum zweitenmal (statt das zweitemal), selbst (statt ja) gedrungen, Allein er bleibt bei seinem ersten Wort und dringend (statt sehnlich). Auf der folgenden Seite findet sich Ergreifen des Moments, wovon der Herausgeber meinte, es könne sich (er deutet nicht an, wie?) auf V, 4, beziehen. Vielmehr geht es auf IV, 4, wo Antonio auf den bedeutenden Moment der Vollendung des Werkes und der Gunst des Fürsten und der Fürstin hinweist, den er benutzen müsse: „Man muß geschäftig sein, sobald sie reift." Hiernach dürften Goethe auf der Rückreise nur einzelne Stellen oder Motive in den Sinn gekommen sein, keineswegs die Ausführung ganzer Auftritte, am wenigsten der Anfang des Stückes. Von Mailand aus meldete Goethe den 24. Mai an Knebel, er sei jetzt an einer sonderbaren Aufgabe, dem Tasso, doch könne er und dürfe er darüber nichts sagen, die ersten Akte müßten fast ganz aufgeopfert werden. So konnte er unmöglich sich äußern, wäre damals schon ein bedeutender Teil des neuen Tasso gedichtet gewesen, wie es jene späte Aeußerung andeutet, die auch darin irre geht, daß sie die durch die ganze Auffassung gebotene Ausführlichkeit der Darstellung vom schmerzlichen Versenken in sich selbst herleiten möchte.

Zu Weimar, wo er am Abend des 18. Juni 1788 ankam, ließen die veränderte Umgebung und die Sehnsucht nach dem natur- und kunstgesegneten Lande kein rechtes Behagen in ihm aufkommen, da er noch so mancherlei Eindrücke in sich zu verarbeiten hatte. Noch unglücklicher machte ihn die Kälte, die ihm Frau von Stein zeigte. Zwar wollte er Mitte Juli, nach-

dem er ein angenehm heimliches Verhältnis in der Verbindung mit Christiane Vulpius gewonnen hatte, gleich an Tasso gehn, aber gar bald empfand er, daß es ihm hierzu an Stimmung fehle, und so griff er statt dessen zur Durchsicht seiner kleinen lyrischen Gedichte. Seit dem 6. August fühlte er sich durch Herders Abreise noch mehr vereinsamt, da er bei diesem sich im anklingendsten Austausch ergehn konnte. Sechs Tage später meldete er Frau von Stein: die kleinern Gedichte seien zusammengeschrieben; auch Tasso, zu dem er noch immer Zutrauen habe, rücke vor, obgleich langsam. Kaum dürfte er weit damit gekommen sein. Meist nahmen die Beschäftigung mit der Kunst, das kleine Drama Künstlers Apotheose und die Bearbeitung von einzelnen Punkten seiner italienischen Reise seine freie Zeit in Anspruch. Von seinem Plan erzählte er manches am Abend des 7. September, als er mit Frau von Kalb, Herders Gattin und Frau von Schardt im Mondschein von Rudolstadt nach Kochberg fuhr; eine vollendete Szene konnte er noch nicht mittheilen. Auch als er Ende September wieder an das Stück ging, wollte es nicht recht damit fort, bald stockte es ganz. Am 1. Oktober meldete Goethe dem Herzoge: „Seit meiner Rückkunft [von Ilmenau vor einigen Tagen] habe ich fleißig an meinen operibus gearbeitet und hoffe nun bald über den Tasso das Uebergewicht zu kriegen. Es ist einer der sonderbarsten Fälle, in denen ich gewesen bin, besonders da ich nicht allein die Schwierigkeit des Sujets, sondern auch Ihr Vorurtheil zu überwinden arbeiten muß. Je weiter ich komme, desto mehr Hoffnung habe ich zu reussiren.“ Hier scheint nur von der ausführlichen Schematisirung die Rede zu sein. Den 4. las er rders Gattin einige Stellen des Stückes; ihr Beifall freute

ihn sehr. Aber gleich darauf stockte die Dichtung wieder; erst während des Besuches seines römischen Freundes und Bewunderers K. Ph. Moritz, der vom 1. Dezember an bei ihm wohnte, griff er den Tasso so lebhaft an, daß er ihn vor dessen Abreise endigen zu können hoffte. Am 18. Januar 1789 hörte Herders Gattin von Moritz, Goethe sei fleißig am Tasso gewesen, habe aber augenblicklich eine Pause gemacht. Gern hätte er Moritz bis zur Vollendung des Ganzen bei sich behalten, ihn besonders über das Metrische, Prosodische und Rhythmische immer zu Rathe gezogen und durch seinen Beifall sich zur Fortsetzung ermuntern lassen. Damals muß das Stück weit über den ersten Akt vorgerückt gewesen sein. Schon am 1. Februar reiste Moritz nach Berlin zurück. Den 15. las Goethe Knebel die erste Szene, welche dieser vortrefflich fand. Gegen Herders Gattin äußerte er gelegentlich, noch ehe er dieser etwas von der neuen Dichtung mitgeteilt hatte, Tasso habe „viel Deutendes über seine eigene Person", doch dürfe man es nicht deuten, sonst würde das ganze Stück verschoben. Erst eine Woche später, am 18. Februar, gab er ihr die erste Szene, die sie sogleich für Herder abschrieb und diesem sandte. Herder las sie mit Vergnügen. Goethe könne nicht anders, meinte dieser, als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben, so daß er sich selbst male, doch fürchte er, wie das durch die fünf Akte gehe; indeß werde er immer ein geistvolles, interessantes Stück liefern. Von dem eigentlichen Konflikt, in welchen Tasso gerathen sollte, ahnte er sonderbar genug nichts, da in der Exposition bisher nur der in seine Ideale träumerisch versunkene Dichter von den Freundinnen geschildert worden. Den 19. meldete Goethe dem Herzog, Tasso wachse sehr langsam, wie ein Orangenbaum; er wünsche nur,

dieser möge auch wohlschmeckende Früchte tragen. Er dichtete damals wohl am vierten Aufzuge, reinigte aber zugleich die frühern. Einen Monat später gab er Herders Gattin die Fortsetzung, die zweite und den größten Theil der dritten Szene. Am 20. März überraschte er sie beim Abschreiben derselben für Herder, was er ihr gestattete; zugleich vertraute er ihr, das Stück solle Disproportion des Talents mit dem Leben darstellen. Den Schluß der dritten Szene schickte er ihr noch denselben Tag. Daß er damals in der Dichtung wenigstens bis zum Schlusse des vierten Aufzugs gekommen war, ja vielleicht schon in der ersten Szene des letzten stand, ergibt seine Aeußerung vom 20. an Herder, Tasso nahe sich seiner Verklärung (am Schlusse). Die erste Szene, bemerkt er dabei, habe er im Kreise der Freunde publizirt, von denen Knebel und seine Frau sie am meisten genossen; diesen Prologus (der Gegensatz begann mit der vierten Szene) habe er mit Absicht dem Werke vorausgeschickt.*) Den 23. schrieb Karoline Herder, die indessen ihres Gatten Aeußerung über die erste Szene empfangen hatte: beinahe thue es ihr leid, daß sie ihm die drei ersten Szenen abgeschrieben habe, da sie die

*) In diese Zeit muß auch Goethes Brief an Knebel fallen, den die weimarische Ausgabe in den November 1780 (No. 1047) setzt, wogegen entschieden die Nichtnennung der Frau von Stein spricht, der er damals zu allererst jede Szene vorlas. Er schrieb: „Ich danke dir herzlich für dein freundliches Wort. Es trifft mich eben beim Tasso, an dem ich desto lebhafter arbeite, als mich mein nächstes und ich möchte sagen einziges Publikum ermuntert. Ich sehne mich recht nach der Stunde, in der ich dir ihn senden kann. Lebe wohl und tausend Dank für deinen Antheil." Sein nächstes Publikum sind die Freunde, in deren Kreis er, wie er am 2. März Herder schrieb, die erste Szene „publizirt" hatte, von denen Knebel und Herders Gattin sie „am meisten genossen nnd durchgefühlt".

ganze Vergötterung des Dichters, Goethes selbst, darstellend und ausführend, bestätigten. Herder ließ Goethe für den Tasso danken, doch sollte Karoline sich nicht weiter mit dem Abschreiben bemühen, sondern für ihre Gesundheit sorgen. Dem Herzoge machten die mitgeteilten Szenen Freude, wie Goethe durch die Herzogin erfuhr. Am 6. April meldete er diesem, noch drei Szenen habe er zu schreiben, die ihn wie lose Nymphen zum Besten hätten, ihn bald anlächelten und sich nahe zeigten, dann wieder spröde thäten und sich entfernten. Es sind die jetzigen vier letzten Szenen des Stückes gemeint.*) Am 9. Mai las er bei der Herzogin den ganzen Tasso bis auf die drei letzten Szenen, deren Inhalt er, so gut wie möglich war, kurz angab. Aber zur Vollendung fehlte ihm sehr lange die Stimmung. Erst in Belvedere, Weimars erinnerungsvollem Belriguardo, wohin er am 20. mit dem Erbprinzen sich begab, fand er die zur Dichtung des Schlusses ihn begeisternde Muße. Gleichzeitig meldete er Knebel, Tasso stehe auf dem Punkt fertig zu werden; die drei ersten Akte hoffe er ihm noch in dieser Woche zu schicken und Sonnabends (den 11.) die beiden andern selbst zu bringen.

Schon den 25. sandte er die ersten Szenen zum Drucke. Vier Tage später verkündete er Herders Gattin, Tasso sei so gut als fertig, er dürfe aber damit noch nicht großthun. Hatte er auch die Hauptschwierigkeiten glücklich überwunden, manche Lücken waren auszufüllen, einzelnes umzuarbeiten oder noch durchzusehn. In Belvedere hatte er sich alle Besuche verbeten, um nicht in der Arbeit gestört zu werden, doch auf den letzten

*) Auf offenbarem Mißverständniß beruht es, wenn Hettner hier an den Schluß des ersten Aufzugs denkt. Vgl. S. 25 f.

Mai, einen Sonntag, lud er selbst Herders Gattin und Frau von Kalb dahin. Erstere bemerkte, Goethe sei hier sehr fleißig gewesen, und Frau von Kalb meinte, der Pan sei wieder erwacht. Nach Weimar kehrte er am 7. Juni zurück, von wo er gleich den folgenden Tag an Frau von Stein meldete, das Stück sei beinahe fertig, doch werde er an seine Vollendung nicht glauben, bis er es gedruckt sehe. Noch am 5. Juli fehlte die außerordentlich schwierige Schlußrede, die eigentliche Verklärung, von den Worten „Und bin ich denn so elend" an. An diesem Tage schrieb er morgens dem Herzoge: „Vom Tasso sind drei Akte ganz absolvirt, die beiden letzten noch in Revision. Noch wenige Tage, so wäre denn auch dieses schwere Jahrwerk vollendet." Als er an demselben Tage Belvedere besuchte, gelang ihm ganz unerwartet der Abschluß des mit seinem Herzblut getränkten Gedichtes. Es war gerade der Tag vor der Rückkunft der Frau von Stein aus Bad Ems. Am Abend speiste er mit der Herzogin, welcher er wohl den ihm eben gelungenen Schluß Tassos mittheilte. Den am 9. Juli aus Italien heimkehrenden Herder konnte er mit dem vollendeten Stücke erfreuen, die Freundin aber, welche ihn zu der reifsten aller seiner Dichtungen getrieben, war nur wiedergekehrt, um sich grollend von ihm abzuwenden. Wenige Tage später pflanzte die französische Staatsumwälzung auf den Trümmern der Bastille ihr erstes, die Welt in staunende Bewunderung setzendes Siegeszeichen. Aber an den beiden letzten Akten fand Goethe noch immer zu thun. Erst seit zwei Tagen, schrieb er von Eisenach den 2. August an Herder, könne er eigentlich sagen, daß Tasso fertig sei; die beiden letzten Akte werde er schön abgeschrieben nach Weimar zurückbringen, die drei ersten möge Herder sich von

Knebel geben lassen. Herder nahm die ersten Akte mit warmem Beifall auf, der ihm „reiche Belohnung für die unerlaubte Sorgfalt“ war, mit der er das Stück gearbeitet hatte.

Wie der Anstoß zum Tasso aus dem innigen Verhältniß zu Frau von Stein hervorgegangen war, in deren reiner Liebe er nach manchen Seelenkämpfen sich endlich beseligt fand, so sollte das schmerzliche Gefühl, ihre Neigung verloren zu haben, ihn zum Abschluß bringen und ihm jene Ergriffenheit der Seele, jene trübsinnige, über dem Ganzen ruhende Wehmuth verleihen. Die in Italien erlangte höhere Kunsteinsicht hatte sich mit der zündenden Glut seines leidenschaftlich ergriffenen Herzens vereinigt, um ein Werk zu schaffen, in welchem die schmerzliche Entsagung der aus dem Himmel ihrer idalen Träume in die rauhe Wirklichkeit herabgestürzten, blutig zerrissenen Dichterseele den innig zartesten Ausdruck gefunden. Es ist eine Verzerrung der offen zu Tage liegenden Wahrheit, wenn H. Grimm in seinen geistvollen, aber an haltlosen und verkehrten Aufstellungen reichen Vorlesungen über Goethe behauptet: dieser habe im Tasso die Gedanken dargestellt, die während seiner ersten weimarischen Dienstzeit tagtäglich in seiner Seele auf- und niedergestiegen; in Tasso und Antonio seien die beiden Abwege geschildert, vor denen er sich zu hüten habe, um das zu werden, wozu ihn seine Natur bestimmt, sich weder wie Lenz von der Leidenschaft hinreißen zu lassen, noch ein einseitiger Staatsmann wie sein Amtsgenosse Fritsch zu werden. Vor solchen Phantastereien schützt schon die Kenntniß der Geschichte der Entstehung der Dichtung, noch mehr eine lebendige Auffassung des Ganges der Handlung und der Entwicklung des Hauptcharakters. Noch beschränkter ist die Behauptung, Goethe habe im Tasso Italien seinen Dank

abgestattet: das schöne Land hat nur den Plan gezeitigt und dem Dichter die höhere Kunstreife gebracht, das herrliche Schauspiel ist, wie die römischen „Elegien", in Deutschland, wenn auch unter Hesperiens Nachwirkung, gedichtet.

Die Aufnahme Tassos war noch kühler als die der Iphigenie. Konnte man auch die Feinheit der Charakterschilderung, die ungemeine Schönheit der silberreinen Sprache, den Reichthum an tiefen, aus dem Schachte vielseitiger, in das Innerste dringender Erfahrung genommenen Gedanken nicht leugnen, für eine solche in der Seele eines von Ueberspannung nicht freien Dichters spielende, aber die edelsten Gefühle der Menschenbrust in strahlendem Glanze offenbarende Handlung hatte man keinen Sinn. Freund Jacobi bewunderte freilich den Dichter im Tasso mehr als in einem andern seiner Werke als Mann von Gefühl und speculativen Kopf, verstand auch die Prinzessin und beinahe den Tasso, der ihn nur etwas an den ihm widerlichen Rousseau erinnere: aber Antonio und Leonore konnte er sich gar nicht als Individuen denken, so meisterhaft sie auch schematisirt seien. Fr. Stolberg fand einzelne Züge vortrefflich, aber der ganze Ton mißfiel ihm „eminent" und die „Superiorität" des „kleinlich stolzen, großmuthübenden" Antonio über den „Zögling der Musen und Grazien" begriff er nicht!

Gehen wir zur öffentlichen Kritik über, so hatte Wieland kein ehrendes Wort für die herrliche Dichtung. Der freilich damals noch junge Wilhelm Schlegel rühmte in den göttinger gelehrten Anzeigen fast nur die Schönheiten des Details, die Feinheit und Eleganz des Dialogs und die mit attischer Urbanität vorgetragenen Sittensprüche; der den Dichter verklärende Schluß schien ihm unbefriedigend, keine der handelnden

Personen so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe zu dem seinigen machen könnte. Hubers Beurtheilung in der allgemeinen Literaturzeitung von 1792 fand freilich das Drama „köstlich für den Genuß des Künstlers" und in seiner Art einzig, aber das Interesse daran sei doch mehr durch die Kunst aufgedrungen als natürlich. Am wenigsten hielt man das Stück für bühnenfähig. Schiller, von dessen Urteil über Tasso gleich nach seinem Erscheinen wir nichts wissen, schrieb dem Dichter noch Ende 1797: seiner Iphigenie fehle der Charakter der wahren Tragödie, von dem Tasso wolle er gar nicht reden. Am Anfange des Jahrhunderts rühmte der damals zu Goethe freundlich stehende Friedrich Schlegel, daß „die tiefe Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur noch nie im Modernen mit dieser sinnreichen Gründlichkeit dargestellt worden sei", aber das Ganze scheine ihm in der Atmosphäre künstlicher Verhältnisse und Mißverhältnisse der vornehmen Stände zu schweben, die Auflösung rätselhaft und nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verstand und Willkür allein herrschen und das Gefühl beinah schweige. Als ob nicht Tassos Leidenschaftlichkeit ihn auf immer vom Hofe verbannt habe, aber sein Unglück ihn erst zum wahren Dichter mache, der den tief seine Seele zerreißenden Schmerz voll auszuströmen sich gedrungen fühlt!

Schon längst hatte Iphigenie in Schillers grausamer Bearbeitung die Bühne beschritten, als es dem Schauspieler Pius Alexander Wolff gelang, Goethe zu bestimmen, auch mit Tasso diesen Versuch zu wagen. Schon seit geraumer Zeit hatten die Schauspieler für sich das Stück einstudirt, auch in Goethes Gegenwart dasselbe gelesen, ohne daß dieser, „aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigensinn", zur

Darstellung auf der Bühne sich hätte entschließen können. Erst nach dem gewaltigen Schlage, den Weimar im Oktober 1806 erlitt, sollte sein Widerspruch und sein Bedenken auf eigenthümliche Weise gehoben werden. Goethes Lieblingsschauspieler Wolff hatte mit seiner Gattin als Leonore, der Schauspielerin Silie als Prinzessin und den Schauspielern Oels (Alphons) und Becker (Antonio) das Stück während der Theaterpause im geheimen einstudirt und lud Goethe zur Beurtheilung ein, der, wenn er auch nicht ganz von der Aufführung befriedigt wurde, doch die Möglichkeit erkannte, daß das Stück auf die Bühne zu bringen sei. So betrieb er denn diese jetzt selbst zu der Feier des Geburtsfestes der Großfürstin am 16. Februar 1807, was er nur wagen konnte bei der hohen Ausbildung, zu welcher er damals das weimarische Publikum erhoben. Einzelnes wurde dabei freilich gestrichen. Der Erfolg war außerordentlich: eines so reinen Kunstgenusses erinnerte sich niemand, aber Wolff zeigte sich auch wie für den Tasso geschaffen; er war neben Hamlet und dem standhaften Prinzen seine Glanzrolle. Der allgemeine Beifall, schrieb damals Vulpius, sei ein neuer Beweis, wie gut unsere Schauspieler und wie fein gestimmt unsere Spektatoren waren. „Selbst die Galerie verhielt sich mäuschenstill und applaudirte wacker mit.“ Noch vollkommener war die Wiederholung des Stückes am 21. März. Besonders war Frau von Stein entzückt, welche die eigentliche Muse der Dichtung gewesen. Nur Silie genügte nicht; man hätte die Rolle gern von der Jagemann gesehen. „Lies einmal den Tasso wieder“, schrieb Frau von Stein ihrem Sohne, „jede Zeile ist Göldes werth; er ist mir nie so in die Seele übergegangen.“ In Leipzig erwarb die weimarische Gesellschaft sich am 3. Juni und 4. August mit

Tasso reichen Beifall. Und so erhielt er sich, wie Goethe im Jahre 1815 schrieb, nebst Iphigenie „durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen“.*) Mit dem im Jahre 1816 von Weimar scheidenden Künstlerpaare Wolff kam Tasso auch auf die berliner Bühne. Ein Beurtheiler der berliner Vorstellungen schrieb im Jahre 1819, das Ganze sei auf der Bühne eine Wechselaufgabe für Schauspieler und Publikum, wo beide um den Preis des Gebens und Empfangens streiten, wo beide mehr leisten müssen als gewöhnlich. „Und so weit sind wir jetzt gekommen! Die Künstler, welche das Werk darstellen, leisten im einzelnen und im ganzen etwas ganz Ausgezeichnetes, und das Publikum weiß es zu genießen!“ Wie tief sind unser Theater und das Publikum seit dieser Zeit herabgesunken! Die edelste Blüthe von Goethes dramatischer Gestaltungskraft darf unsere immer realistischer werdende Bühne kaum noch bringen; die von ihrer Aufgabe durchdrungenen Schauspieler und das dazu gebildete Publikum fehlen. H. Grimms Behauptung, das Stück sei nicht für die Bühne, die Charaktere seien zu fein für den Schauspieler ausgearbeitet, wird durch den großen Erfolg widerlegt, den das Stück in Weimar und Berlin gefunden; freilich für unsere naturalistisch verkommende Bühne ist es leider zu hoch. Und zur ewigen Schande unserer neuern realistisch angehauchten Theater-

*) In Weimar wurde er unter Goethes Theaterleitung bis zum Jahre 1813 noch neunmal gegeben, auch später noch, einmal 1823 zur Feier von Goethes Genesung, wo nach der Vorstellung die Jagemann (Frau von Heygendorf) im Kostüm der Prinzessin ihm den Kranz Tassos überbrachte, und fast neun Jahre später in dem nach dem Brande neugebauten Theater zu Goethes Todtenfeier mit einem ergreifenden Epilog des Kanzlers von Müller.

kritik hat man, als Tasso in seinem Jubeljahr wieder auf der Bühne erschien, die grobe Unwahrheit zu äußern gewagt, es fehle dem Stücke an leidenschaftlichem Kampfe und lebendiger Spannung, da doch alle Personen, kaum mit Ausnahme des seine Ruhe behaltenden Fürsten, bis zum Ende in stets gesteigerter Gemüthsaufregung und ergreifendem Seelenkampf sich befinden, jede in ihrer Weise handelnd eingreift, und wenn es auch an Leichen fehlt, drei Herzen am Ende gebrochen sind, Tasso, dessen Verklärung am Schlusse freilich der Stumpfsinn unserer allem Kunstgefühl entfremdeten Theaterkritik übersehen darf, die Prinzessin und auch die kleine Ränkeschmiedin, die sich bitter gestraft sieht, ja Antonio selbst erscheint tief bewegt, fast bestraft für sein schroffes Auftreten.

Die neueste Arbeit über Tasso von Kuno Fischer (1890, auch im ersten Bande seiner Goetheschriften) ist bei einzelnen geistreichen Bemerkungen so dürftig an neuen richtigen Auffassungen wie reich an argen, weitgehenden Mißverständnissen. Das Grundübel aller Schriften Fischers über unsere klassische Litteratur ist der Mangel philologischer Genauigkeit. Von seiner Philosophenhöhe herab läßt er den Dichter oft sagen, was dem Wortlaute widerspricht, und mit großer Flüchtigkeit behandelt er die urkundlichen Zeugnisse über die Entstehung der Dichtungen. So sind ihm die Aeußerungen Goethes über Tasso in den Briefen an Karl August zu Fallstricken geworden. Unser philosophischer Erklärer nimmt die falschen Datirungen des Herausgebers, die längst aufgedeckt sind, gläubig an, wodurch die Wahrheit geradezu verkehrt wird. Brief 52 setzt er noch in den Herbst 1788, während er im Mai 1789 nach 58 geschrieben ist, der selbst nicht in den April, sondern auf den 10. Mai zu

setzen ist. Auch benutzt er aus den Briefen nur, was ihm zu seiner falschen Darstellung dienlich ist; dabei kümmert er sich nicht um den Zusammenhang und das Verständniß des Wortlautes. So schließt er aus der Aeußerung des Briefes vom 6. April 1789: „Wenn ich vor den Feiertagen [den 17.] die letzte Szene des ersten Aktes, wo Antonio zu den vier Personen, die wir nun kennen, hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich sehr glücklich. Fast zweifle ich daran. Sobald sie geschrieben ist, schicke ich sie", die Szene sei damals noch nicht ausgeführt gewesen. Aber fertigen bezieht sich nicht auf die erste Ausführung, sondern auf die Fertigstellung, wofür Brief 61 absolviren steht, auf die letzte Durchsicht. Goethe dichtete weiter, während er das Ausgeführte mit peinlichster Genauigkeit durchsah. So stand er am 6. April 1789 in der Ausführung schon beim letzten Aufzug, aber fertig, so daß er sie aus der Hand geben konnte, waren nur die drei ersten Szenen, die er der Herzogin und dem Herzog mitgetheilt hatte, wie die Briefe ergeben: er war eben mit der Ausführung der vierten Szene beschäftigt, welche feinste Durcharbeitung erforderte; diese wollte er dem Herzog senden, sobald sie fertig sein werde. Wenn es in demselben Briefe vorher heißt: „Ihre Frau Gemahlin sagte mir, daß Sie Freude an den ersten Szenen des Tasso gehabt. Dadurch ist ein Wunsch, den ich bei dieser gefährlichen Unternehmung vorzüglich gehegt, erfüllt, und ich gehe desto muthiger dem Ende entgegen. Ich habe noch drei Szenen zu schreiben, die mich wie lose Nymphen zum Besten haben", so sind die letzten des Stückes zu verstehn, die auch noch nicht ausgeführt waren, als Goethe am 9. Mai der Herzogin den ganzen Tasso vorlas, so daß er nach der Vorlesung ihr diese

erzählen mußte, „so gut es möglich war“. Abenteuerlich ist Fischers Versuch S. 47, den „Herrn Düntzer“ durch stumpfe Witze zu widerlegen. Aber nicht bloß legt er mehrere Zeugnisse von der Entstehung der Dichtung falsch aus, er übersieht manche; so weiß er gar nicht, daß auf der Rückreise von Rom der Anfang des fünften Aufzugs den Dichter beschäftigte, daß hier ursprünglich, wie die älteste Handschrift beweist, Pigna genannt war, was er doch aus den Lesarten der von ihm selbst angezogenen weimarischen Ausgabe hätte ersehn können, wären diese von ihm eines Blicks werth gehalten worden. Wenn er behauptet, ursprünglich habe der erste Aufzug bloß aus drei Szenen bestanden, so hängt dies mit dem aufgezeigten Mißverständnisse in Bezug auf I, 4 zusammen. Aber wie durfte er sich denken, daß Goethe ursprünglich einen ersten Aufzug ohne Einführung des Konflikts, welcher den Inhalt des Dramas bildet, gegeben haben sollte! Das war eben Goethes künstlerischer Einsicht unmöglich. Konnte dieser auch bei der ersten Bearbeitung dem Gegner Tassos noch nicht den Namen Pigna geben, nun so wählte er zur Bezeichnung des Höflings einen andern, um den er nicht verlegen sein konnte. Auch die wunderliche dramatische Antinomie, d. h. der Widerspruch, daß Antonio in den beiden ersten Aufzügen als neuer Bekannter, in den übrigen als alter Gegner Tassos erscheine, ist ein bloßer, auf unglaublichem Mißverständniß beruhender Spuk. Daß I, 4 zeige, die beiden Männer lernten sich erst jetzt kennen, ist geradezu unwahr. Tasso hält sich nur etwas scheu zurück; schon die Art, wie Alphons von diesem gegen Antonio spricht, zeigt, daß er ein alter, dem Antonio bekannter Freund des Hauses ist. Eben so schreiend ist das Mißverständniß der zu diesem Behufe angeführten Stellen aus II, 1 und 4. Je

freudiger wir jede wahre Förderung des Verständnisses der Dichtung zu begrüßen bereit sind, um so entschiedener müssen wir eine solche Jagd auf neue Entdeckungen zurückweisen, die nur verwirren, nicht aufklären kann, wie vornehm sie auch immer sich gebärden mag.

Das Ausland beachtete Goethes Tasso erst spät, weil er so ganz von deutschem Geiste durchdrungen ist, daß dessen Auffassung ihm außerordentlich schwer fallen mußte. Eine schwedische Uebersetzung erschien 1819 zu Abo, im folgenden Jahre die erste italienische vom Florentiner Guido Sorelli. 1822 gaben die Oeuvres dramatiques de Goethe auch den Tasso. 1827 folgte die erste englische Uebersetzung. Erst nach Goethes Tod eigneten auch andere Sprachen sich das Schauspiel vom Unglück des berühmten italienischen Dichters an.

Goethes eigene Handschrift des Stückes hat sich nicht erhalten. Von der ältesten Abschrift (a), die der gewandte Kanzleisekretär Vogel anfertigte, Goethe genau durchsah, sind blos die beiden letzten Aufzüge auf auseinander geschnittenen Blättern erhalten. Antonio hieß in ihr noch Battista; die vierzehn letzten Verse von V, 1 hat Goethe nachträglich auf ein Quartblatt geschrieben und mit Nadeln angesteckt, IV, 2 auf einem eingeklebten Zettel die falsche Versabtheilung Vogels verbessert. Hiervon ließ Goethe durch Vogel zu einer zweiten vollständigen Handschrift (b) eine Abschrift nehmen, die er dann gleichfalls durchsah; die drei ersten Aufzüge sind nach der ältesten Handschrift, die beiden ersten von Vogel, der dritte von einem nachlässigen Schreiber, angefertigt, alle von Goethe durchgesehen. Diese Abschrift erhielt wohl Knebel zur Einsicht. Vgl. S. 17 f. Eine weitere Abschrift machte Vogel zu den beiden letzten Aufzügen

von a, denen diese später als Heft vorgelegt ward. Goethe hat dieses Heft durchgesehen, II, 1 acht Verse der Prinzessin („Doch läßt sich .... wie du pflegst") auf einem besondern Zettel eingeschoben, II, 3 drei Verse in der Fassung geändert. Handschrift a wurde in den Druck gesandt oder eine davon genommene Abschrift. Goethes Hoffnung, daß das Stück, das er mit der größten Sorgfalt gearbeitet, ganz rein ohne einen Druckfehler erscheine, ging nicht, wie er wollte, in Erfüllung. Die erste Ausgabe, im sechsten Bande der Schriften (1), die erst im März 1790 erschien (Schiller bat am 14. März Göschen, der auch sein Verleger war, um baldigste Mittheilung), wich aber nur in wenigen Formen von der Handschrift ab, wie sie gälte statt gölte, zärtsten statt zartsten, größerm statt größern, lächelnd statt lächlend, fordern statt fodern schrieb, ohne den Sinn zu entstellen. Goethe merkte sich die Abweichungen in einem Abdruck an, den er aber zu der Durchsicht der 1807 bei Cotta erscheinenden Ausgabe der Werke (2) so wenig benutzte, daß er statt der ersten Ausgabe den fehlerhaften Abdruck derselben zu Grunde legte, die vom Verleger hinter seinem Rücken gedruckte wohlfeile Ausgabe der Schriften in vier Bänden (1a). Auf die Durchsicht der Iphigenie und Tasso war hier so wenig Sorgfalt verwendet, daß Goethes Tagebuch dieser Durchsicht gar nicht erwähnt. Zwölf Tage nach dem Unglückstage von Jena wurden Tasso mit Iphigenie und die genauer durchgesehene natürliche Tochter zum Drucke abgesandt. Die Abweichungen sind unbedeutend, zum Theil kleine Berichtigungen der Form oder der Satzzeichnung. Entstellungen, die sich später fortgepflanzt haben, sind II, 1 hieher statt hierher, IV, 3 lange statt lang, V, 1 an ihm

statt an ihn, V, 2 in Gnaden statt in Gnade, mein Fleiß statt den Fleiß, und zwei falsche Satzzeichen. Des Wohlklangs wegen ist IV, 1, 3 dich an statt dich nach gesetzt, III, 2, 88 und 105 sind zwei Worte umgestellt. Sonstige Berichtigungen sind verstand statt verstund, schmalem statt schmalen, drückt statt druckt und die Namensform Hippolyt. In der zweiten nachlässig gedruckten Cottaschen Ausgabe der Werke (3), welche den Tasso 1816 brachte, fanden sich außer beibehaltenen Druckfehlern arge Entstellungen; sehr wenige Abweichungen können als Verbesserungen gelten und in einigen Fällen muß man zweifeln, ob eine Abweichung auf beabsichtigter Aenderung oder auf Versehen des Setzers beruht. Leider steht es nicht besser mit der 1828 erschienenen Taschenausgabe letzter Hand (4), welche sogar offenbare Sünden ihrer Vorgängerin nebst den meisten Schäden seit 1a auf sich nahm; auch entstellten sie die von Goethe auf Göttlings Vorschlag übereilt gebilligten, später entschieden als ihm fremd verworfenen starken Formen frisches Lebens, geselliges Vertrauns, wogegen diese stummen (statt stumme) Zeugen nothwendige Verbesserung war. Die Aenderungen eignem düsterm (statt düstern) Sinn, in vollem (statt im vollen) Licht (IV, 5. V, 2) sind bedenklich. Die revidirte Oktavausgabe (4a) hat leider einige starke Druckfehler gestiftet, nur zwei verbessert, sonst bloß in der Rechtschreibung und Satzzeichnung nach den von ihr angenommenen Grundsätzen geändert. So hatten die Ausgaben des Tasso in den vierzig Jahren seit 1790 nicht wesentlich gewonnen, vielmehr die Reinheit des Werkes geschädigt.

Seit Goethes Tod sind lebhafte Erörterungen über Goethes Stellung zur geschichtlichen Ueberlieferung, über den Gegensatz

seines Tasso zu Antonio, über die erste Schürzung und Lösung der Handlung geführt worden. Die erste allseitig eingehende Erklärung lieferte im Jahre 1854 meine oben S. 1 angeführte Schrift, der sich bis 1882 die ersten drei Ausgaben unserer „Erläuterungen" anschlossen. Eine der wunderlichsten Erscheinungen war die Vergleichung, die Adolf Schöll in seinem vielbelobten Werke „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" (1882) S. 304—340 zwischen Tasso und Schillers himmelweit an sich wie in Bezug auf die Entwicklungsstufe des Dichters verschiedenem Karlos anstellte. Schöll, der sich selbst einen feinen Geschmack zuschrieb, steht hier auf dem Gipfelpunkte seiner Gedanken- und Sprachzierei, so daß seine Ausführungen so wenig die Sache fördern, wie sie jedem reine Natürlichkeit als erstes Gesetz der Wahrheit erkennenden Sinne unleidlich sind. Wie große Verdienste Schöll sich auch um Goethe erworben hat, zuletzt wurde seine Ausdeutung desselben wie die der griechischen Tragiker und seine eigenen Gedichte ein Zerrbild der Ueberspannung. Es möge hier seine Erklärung über den Schluß, der „Verklärung" Tassos, angeführt sein: „Er fühlt die Versöhnlichkeit selbst als Unversöhnlichkeit, die Selbsterkenntniß als Selbstwiderspruch und spricht, indem er an den festen Mann sich anklammert, die Auflösung seiner Besinnung aus." 1884 erschienen „Neue Erklärungen des Dramas (Tasso)" von Franz Kern, welche die Handlung und die Charaktere erörtern und in Anmerkungen über einzelne Stellen handeln: eine auf großer Vertrautheit mit der Dichtung beruhende selbständige Arbeit, voll von eigenthümlichen, aber häufig nicht haltbaren Ansichten. Sehr scharf hat er sich gegen die Erstlingsschrift meines verstorbenen Freundes Dr. Ludwig Eckardt (1852) ausgesprochen, die

freilich an raſcher Einſeitigkeit leidet, aber doch als erſter Jugendverſuch eines begabten Geiſtes von friſcher, lebendiger Auffaſſung zeugt und eine weniger harte Verurtheilung hätte finden ſollen. Zwei Jahre ſpäter ſprach Wilhelm Wittich im Programme des kaſſeler Realgymnaſiums ſeine weitabweichende Anſicht aus, wonach Taſſo die innere Selbſtbefreiung Goethes, die Ueberwindung von Irrthum und Schwäche, darſtellen ſoll, als ob er ein dramatiſches Lehrgedicht wäre. Ein ehemaliges Mitglied der weimariſchen Hofbühne, Heinrich Grans, lieferte 1882 „eine Charakterſtudie mit Andeutungen über die Aufführung", in welcher perſönliche Beziehungen vorherrſchen. Der neueſten Schrift Fiſchers iſt oben gedacht.

II. Stoff.

Als Tassos Schicksal Goethe zu dichterischer Bearbeitung trieb, lag ihm als ergiebigste Quelle die dem Giovanni Battista Manso zugeschriebene Vita di Torquato Tasso vor. Manso war dem Dichter nach seiner Befreiung persönlich nahe getreten und hatte vieles aus seinem Munde vernommen; manches hatte er aus seinen hinterlassenen Schriften, einzelnes aus der geschäftigen Sage geschöpft. Goethe benutzte wohl diese Vita selbst, nicht die daraus geflossenen Darstellungen, wie Heinses etwas frei ausgeschmücktes Leben des Tasso, im Oktober- und Novemberhefte 1774 von J. G. Jacobis Iris.*)

Den Urgrund von Tassos zeitweiliger Geisteskrankheit, die nie in eigentliche Tollheit übergegangen sei, fand Manso in einem Streite desselben mit einem durch den Glanz seiner Ahnen

*) H. Grimms Behauptung: „Schon bei Jacobi in Düsseldorf [im Juli 1774] las er die novellistische Darstellung des Wahnsinns Tassos", ist unglücklich aus der Luft gegriffen. Goethe hatte in der sehr kurzen Zeit, die er in Pempelfort verweilte, etwas anderes zu thun, als sich diese Lebensbeschreibung „für Damen" vorlesen zu lassen, ja Heinse hatte sie damals erst im Sinne, schrieb sie erst nach Goethes Entfernung! Jeder Grundlage entbehrt demnach Grimms Vermuthung, damals könne dem Dichter „eine Idee des Stückes aufgestiegen sein". Dazu wissen wir, daß Goethe erst sechs Jahre später den ersten Gedanken an Tasso faßte. So dichtet man Goethes Leben frei um!

und den Adel ſeiner Sitten gleich ausgezeichneten Edelmanne am Hofe zu Ferrara. Dieſer, dem Taſſo auch ſeine Liebe zu einer Dame des Hofes entdeckt hatte, gedachte gegen einen andern eines darauf bezüglichen Umſtandes. Der Dichter ſtellte ihn im herzoglichen Saale darüber zur Rede; ſeine unverſchämte Erwiderung verſetzte ihn in ſolche Wuth, daß er ihm einen Schlag ins Geſicht gab. Der Edelmann ließ ihn fordern, verrieth aber ſeinen drei Brüdern den Ort des Zweikampfes, damit ſie ihm zu Hülfe kämen. Taſſo verwundete ſeinen Gegner, und hielt ſich gegen die übrigen, von denen er auch einen traf, ſo lange, bis der Zuſammenlauf des Volkes dem Kampfe ein Ende machte. Die vier Brüder wurden von Ferrara verbannt, Taſſo vom Herzog Alfonſo, der Nachſtellungen ſeiner Gegner beſorgte, dringend gebeten, auf ſeinem Zimmer zu bleiben. Doch dieſer ſah darin eine Strafe wegen ſeiner von jenem Edelmanne verrathenen Liebe, die doch nur eine „einfache Artigkeit reinſter Geſinnung“ geweſen ſei. Dieſer Argwohn ſchlug in ſeiner durch den Verluſt ſeines Vermögens, den Tod ſeines Vaters, die Angriffe auf ſein Gedicht und ſeine angeborene Schwermuth ſehr gereizten Seele ſo tiefe Wurzeln, daß er, von beſtändiger Sorge und Furcht gequält, ſich zu Dingen verleiten ließ, die ihm den Ruf eines Verrückten zuzogen. Als Folge ſeiner Verrücktheit betrachteten viele ſeine Entfernung aus dem herzoglichen Gewahrſam; denn er floh im Herbſte des folgenden Jahres (1577) verkleidet zum Herzog von Savoyen. Manſo, der die erſte Flucht vom 20. Juni 1577 mit der zweiten im Herbſte 1578 verwechſelt, berichtet auch die wiederholte Rückkehr und Flucht, die Einſperrung in das St. Annenhoſpital, die endliche Befreiung, die mehrfachen Reiſen zwiſchen Rom und Neapel, den

Räuberanfall, die Vorbereitung zu seiner Krönung auf dem Kapitol und den kurz vor derselben erfolgten Tod. Alles dies konnte Goethe zur Handlung seines Dramas nicht gebrauchen, dessen Inhalt die leidenschaftlich verrathene Liebe bilden sollte, welcher der Dichter mit blutendem Herzen entsagen muß. Spätere wählten Tassos weitere Schicksale zur dramatischen Darstellung, gleichsam als Fortsetzung des goetheschen Dramas, W. Smets noch bei Lebzeiten Goethes (1819), später von Zedlitz, J. D. Hoffmann, der seinen Tod Tassos ausdrücklich als Fortsetzung bezeichnete (1834), und Raupach (1835).

Manso will aus Tassos Sonetten den Beweis führen, daß die hohe, vornehme Dame, zu welcher dieser seine Augen erhoben, Eleonore geheißen. Aber am Hofe zu Ferrara hätten sich drei durch Schönheit und Trefflichkeit ausgezeichnete Frauen dieses Namens befunden. Die einen hätten bei Tassos Eleonore an die Schwester des Herzogs gedacht, die unverheirathet am Hofe gelebt, wohin auch ihre ältere Schwester Lucrezia nach der Scheidung von ihrem Gemahl, dem Herzog von Urbino, sich begeben. Andere dachten an die Gräfin San Vitale, Tochter des Grafen von Sala, Gattin des Grafen, spätern Markesen Giulio Tiene von Scandiano, eine der schönsten und ausgezeichnetsten Damen Italiens, die bei ihrem Aufenthalt am Hofe zu Ferrara mit Tasso auf sehr vertrautem Fuße gestanden. Als dritte Leonore nannte man eine Kammerzofe der Prinzessin. Manso meint, Tasso habe alle drei geliebt oder wenigstens sich in sie verliebt gestellt, worauf er irrig ein Sonett bezieht. Jedenfalls habe die Liebe ihn sehr glücklich gemacht, seinen Geist erhoben, seinen von Natur düstern und rauhen Stil gemildert; denn sein befreites Jerusalem habe er gerade in jener Zeit vollendet.

Nach ſeiner Flucht ſoll die Prinzeſſin den Taſſo durch dringende Briefe zur Rückkehr aufgefordert, er aber ſpäter vergebens ihre Vermittlung in Anſpruch genommen haben, da ihm jeder Zutritt zu ihr abgeſchnitten worden.

Nach Manſo beſaß Taſſo jede Tugend, auch ſuchte er ſeine Sinnlichkeit und alle leidenſchaftlichen Triebe zu überwinden; nur liebte er ſüße und würzige Weine und war im Trinken nicht ſo mäßig wie im Eſſen, doch vom Laſter der Trunkſucht frei. Auch der Liebe zur Einſamkeit, des Trübſinns, der häufigen ſtarken Kopfſchmerzen, der Gedächtnißſchwäche und der durch ſeine Einbildung veranlaßten Geſichte und Erſcheinungen wird von Manſo gedacht.

Während ſeines Aufenthaltes in Italien lernte Goethe die 1785 erſchienene Lebensbeſchreibung von Abate Pierantonio Seraſſi kennen, die er ſeiner neuen Bearbeitung zu Grunde legte, wenn er auch manches beibehielt, was er in dem Entwurf aus Manſo genommen hatte, und ſich ſo wenig um die geſchichtliche Wahrheit kümmerte, daß er das von Seraſſi völlig in Abrede geſtellte leidenſchaftliche Verhältniß zwiſchen Taſſo und der Prinzeſſin als Inhalt des Stückes beſtehn ließ; ja eine von Muratori berichtete, aber von Seraſſi als Märchen zurückgewieſene Sage benutzte er zu einer ſeiner wirkungsvollſten Szenen. Nach dieſer Sage befand Taſſo ſich eines Tages in Gegenwart des Herzogs und der beiden Prinzeſſinnen am Hofe. Von Leonoren gefragt, näherte er ſich dieſer, um ihr zu antworten, ward aber plötzlich von einer mehr als dichteriſchen Verzückung ergriffen und konnte ſich nicht enthalten, ſie vor aller Augen zu küſſen. Der Herzog hatte Geiſtesgegenwart genug, den anweſenden Hofleuten zuzurufen: „Seht, welch

schreckliches Unglück einem so großen Manne zugestoßen! Er ist verrückt." Um ihn einer schlimmern Behandlung zu entziehen, ließ er ihn in das zur Heilung von Irren bestimmte St. Annenhospital bringen. Wenn Serassi sich keine Mühe hatte verdrießen lassen, durch sorgfältigste Benutzung urkundlicher Berichte, welche ihm die Archive und Bibliotheken boten, wie durch schärfste Abwägung aller Umstände die Wahrheit ans Licht zu bringen, und es ihm zur Freude gereichte, die Prinzessin Leonore von jeder Liebesneigung zu Tasso freisprechen zu dürfen, so bildeten die Liebe zur Prinzessin und ihr tragischer Ausgang gerade den Inhalt von Goethes Dichtung.

Besonders bedeutend war für ihn das, was Serassi über Tassos Gegner am Hofe zu Ferrara berichtete. Der damalige Staatssekretär (primo segretario) und Geschichtschreiber des Hauses Ferrara, Giambattista Pigna, war ein Mann von großem Geiste, aber von verschlagenem, hinterlistigem und neidischem Sinne. Gleich in der ersten Zeit seiner Anwesenheit zu Ferrara war er Tassos gefährlichster Nebenbuhler in der Liebe zu einem jungen Hoffräulein, doch gelang es der Prinzessin Leonore, beide äußerlich zu versöhnen. In seinem Amyntas (1573) feierte Tasso ihn unter der Person des Elpino, dagegen soll ihm Pignas Bild auch bei dem hinterlistigen, zur höchsten Reichswürde gestiegenen Alet im befreiten Jerusalem (II, 58) vorgeschwebt haben. Wir wissen jetzt, daß Goethe noch bei der ersten Ausführung des Stückes in Weimar den Gegner Tassos Battista nannte, erst später dafür Antonio setzte, und V, 3, 7 f. früher lauteten:

Als hört' ich nur den scharfen Widerklang
Von Pignas Stimme. Ja den werd' ich nun ...

Als Pigna während Taſſos Abweſenheit am 4. November 1575 geſtorben war, erhielt Montecatino die Staatsſekretärſtelle, was den Dichter ſehr unangenehm überraſchte, als er Mitte Januar 1576 nach Ferrara zurückkehrte. „Ich hoffe, ſeine Bosheit wird das Werkzeug meines Glückes ſein“, ſchrieb er an einen Freund, „und ich werde ihm leichtes Spiel machen, ganz nach ſeinem Wunſch. Er wird lachen über meine Thorheit und ich über ſeine getäuſchte Weisheit.“ Antonio Montecatino war ſeit 1568 Profeſſor der Philoſophie zu Ferrara, nach Taſſos eigenem Zeugniß einer der bedeutendſten peripatetiſchen und platoniſchen Philoſophen. In der erſten Zeit ſtand er mit dem Dichter auf dem vertrauteſten Fuße, und ſo half er ihm auch bei der Aufſtellung der fünfzig auf die Liebe ſich beziehenden Sätze, die er, der Sitte der Zeit gemäß, drei Tage lang vor einem erleſenen Kreiſe gebildeter Damen und Edelleute vertheidigte. Aber ſpäter ward der unruhige und ehrſüchtige Mann ſein erbittertſter Gegner am Hofe. Seraſſi bezeichnet den Montecatino und einen Aſcanio Giraldini als Leiter einer gegen Taſſo gerichteten Verſchwörung, die jedenfalls nur den Zweck gehabt, ſeinem Dichterruhm durch Aufdecken mancher Schwächen Abbruch zu thun. Taſſo ſelbſt gedenkt in einem Briefe eines Schelmenſtreiches, den ihm der Doktor Antonio ..... (ohne Zweifel meint er Montecatino) geſpielt, und auf denſelben bezieht ſich ſeine Aeußerung: „Mein Gedicht iſt von jenem Sophiſten (Philoſophen wollte ich ſagen) getadelt worden, der ſchon viele Jahre lang Waffen gegen mich geſchmiedet und Gift geſammelt, womit er halb Italien angeſteckt, da es von allen zu derſelben Zeit ausgeſpieen wurde, und zwar waren es meiſt jene Bemerkungen, von denen er einen Theil meinen Briefen entnommen, die er

mit einem eines Philosophen würdigen Eifer zu öffnen und zu schließen gewohnt war, an denen er vielleicht auch das Siegel verfälschte, wie er bereits die Philosophie verfälscht hat; einen andern Theil verrieth ihm ein Diener, den er von mir annahm."

Neben der Furcht vor seinen Gegnern, die, um seinen Dichterruhm zu schädigen, ihm in jeder Weise nachstellten, quälte den Dichter die Angst vor der Inquisition, bei der ihn Ascanio Giraldini verklagt habe. Alle Versicherungen der Inquisitoren zu Bologna und Ferrara, daß sie nicht den geringsten Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit hätten, beruhigten ihn nicht. Auch die Mittel, welche der Herzog, die Prinzessin und die nach Ferrara zurückgekehrte Herzogin von Urbino anwandten, seinen von Einbildungen getrübten Sinn zu erheitern, blieben ohne nachhaltige Wirkung. Eines Abends, im Juni 1577, zog er in den Zimmern der Herzogin von Urbino gegen einen ihm zufällig verdächtig gewordenen Diener einen Dolch. Man schloß ihn deshalb in bestimmte Zimmer des Palasthofes ein, mehr um ihn durch ärztliche Hülfe von seinen krankhaften Einbildungen zu heilen als ihn wegen einer Verletzung des Burgfriedens zu bestrafen. Tasso wurde von dieser aus treuer väterlicher Sorge über ihn verhängten Maßregel so betroffen, daß er den Herzog in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung bat. Der zu ihm gesandte Schatzmeister Guido Coccapani berichtete dem Herzog: halte man den Dichter länger gefangen, so werde er in Verzweiflung fallen, dagegen erkläre dieser sich bereit, der Heilung und jedem Befehle sich zu unterwerfen, wenn man ihn auf seine Zimmer lasse. Da der Herzog dies gestattete, schien der unglückliche Dichter unter sorgsamer ärztlicher Behandlung bald so weit genesen, daß er ihn nach seinem geliebten Sommersitze Belri-

guardo mit sich nehmen konnte. Aber hier ward er bald wieder von seinen düstern Einbildungen gequält. Die Furcht vor der Inquisition und die Sorge, der Herzog zürne ihm, weil er in die Dienste des Herzogs von Toskana habe treten wollen, erwachten von neuem und ließen ihn zu keiner Ruhe gelangen. Seinem Wunsche, sich in das Franziskanerkloster zu Ferrara zurückzuziehen, willfahrte der Herzog, aber auch hier fühlte Tasso sich so wenig beruhigt, daß er denselben dringend bat, sich in Rom der höchsten Inquisitionsbehörde stellen zu dürfen. Auch alle übrigen trüben Einbildungen waren zurückgekehrt und verleiteten ihn zu den wunderlichsten Aeußerungen. Noch gesteigert wurde seine schreckliche Aufregung, als der Herzog ihm endlich verbieten mußte, an ihn und die Herzogin von Urbino zu schreiben. In einem unbewachten Augenblicke entfloh er.

Als er im Frühjahr 1578 am Hofe zu Ferrara wieder freundliche Aufnahme fand, fürchtete er gleich, die Gunst des Herzogs und der beiden Prinzessinnen werde ihm besonders bei dem ihm feindlichen „Philosophen" Neid und Haß erwecken; deshalb suchte er Montecatino alle Höflichkeit und Verehrung zu bezeigen. Doch bald glaubte er zu merken, man gebe wenig oder gar nichts auf seine Dichtungen und wünsche sehr, daß er, statt der Dichtung und der Wissenschaft, sich einem weichlichen, üppigen und trägen Leben hingebe. Besonders empörte es ihn, daß der Herzog die Verbreitung seiner unvollendeten Gedichte andern gestatte. Mehrfach äußerte er öffentlich, lieber einem ihm feindlichen Fürsten dienen zu wollen als sich eine solche Behandlung gefallen zu lassen. Deshalb ward ihm der Zutritt zu den beiden Prinzessinnen untersagt; auch wollte der Herzog seine auf Einbildung beruhenden Klagen nicht länger anhören,

sondern bestand darauf, daß er sich einer ärztlichen Heilung unterziehe. Unfähig, einen solchen Zustand länger zu ertragen, floh er zum zweitenmal mit Zurücklassung aller seiner Papiere, um bei einem andern Fürsten ein Unterkommen zu finden. Serassi gibt zu, daß manches, was Tasso über seine Behandlung am Hofe berichtet, auf bloßer Einbildung beruhte, und er den Herzog durch seine Weigerung, dem Gebot des Arztes zu folgen, beleidigt habe, wie es denn bekannt sei, daß er gerade zu jener Zeit sich im Essen und Trinken manche Unordnung habe zu Schulden kommen lassen: nur die Verweigerung der Rückgabe seiner Papiere verdenkt er dem Herzoge, aber eine solche Verweigerung fand wirklich nicht statt.

Die doppelte Flucht, wie sie Serassi angibt, konnte Goethe nicht benutzen; sein Tasso muß sich mit Bewilligung des Herzogs entfernen, zuletzt zum Verlassen des Hofes gezwungen werden. Aber sehr geschickt hat er die von Serassi erwähnte Reise nach Rom in die Handlung verflochten. Als Tasso im Frühling 1577 sein großes Gedicht vollendet hatte, erzählt Serassi, wollte er es gleich im September in Druck geben, um durch Widmung desselben an den Herzog die Schuld der Dankbarkeit wenigstens theilweise abzutragen; denn er war entschlossen, sich dem Neide und den Nachstellungen der Höflinge zu entziehen und zu Rom ruhig der Dichtung und der Wissenschaft zu leben. Vorher aber wollte er das Gedicht dem Urtheil kundiger Männer unterwerfen. Zu diesem Zwecke sandte er eine Abschrift desselben an den ihm von Padua her innigst befreundeten Scipione Gonzaga. Dieser, der seit einiger Zeit als Prälat zu Rom lebte, sollte das Gedicht mit möglichster Genauigkeit durchgehn, und zugleich andere ihm geeignet scheinende Männer zu Rathe ziehen. Gonzaga wählte

dazu Pier Angelio da Barga, der ein lateinisches Gedicht Syrias über denselben Gegenstand unter Händen hatte, Flamminio de' Nobili aus Lucca, Silvio Antoniano und Sperone Speroni, dessen Urtheil Tassos Vater bereits bei seinem Gedichte Amadis benutzt hatte. Die oft sehr beschränkten und höchst einseitigen, unter sich selbst von einander abweichenden Ansichten jener Kritiker machten Tasso viel zu schaffen; manches änderte er nach ihrem Rathe, wogegen er in andern Punkten hartnäckig auf seiner Meinung beharrte. Einer von Tassos Freunden, Luca Scalabrino, der um diese Zeit nach Rom kam, vereinigte sich mit jenen Aristarchen, gegen die er oft den Dichter in Schutz nahm, wie er diesen auch meist gut berieth. Tasso begab sich auch nach Padua und Bologna, um das Urtheil der dortigen Freunde zu vernehmen. Diese mannigfachen Verhandlungen regten seinen Geist gewaltig auf; dazu kam die Furcht vor seinen Feinden, welche die aus Rom an ihn gerichteten Briefe öffneten, um durch die gemachten Ausstellungen seinem Gedichte beim Herzog zu schaden. Vergebens suchte die Herzogin von Urbino, die sich seiner Gegenwart in Ferrara und Pesaro zu freuen gedachte, ihn von der römischen Reise abzuhalten, die dem Herzog unlieb und verdächtig sein müsse. Das von Papst Gregor XIII. ausgeschriebene Jubiläum gab ihm einen erwünschten Vorwand, sich Urlaub zu erbitten, so daß er des Wunsches, persönlich mit den römischen Freunden über das Gedicht zu verhandeln, nur an zweiter Stelle gedachte. Der Herzog ertheilte ihm gern den verlangten Urlaub, da er das Gedicht möglichst bald gedruckt wünschte, und empfahl ihn dringend seinem Bruder, dem Kardinal. Gegen Mitte November kam Tasso in Rom an, wo der Kardinal von Medicis, der ihn für seinen Bruder, den Groß-

herzog von Toskana, zu gewinnen suchte, die Nepoten und der natürliche Sohn des Papstes ihn auf das freundlichste aufnahmen. Tasso machte eifrig die geistlichen Uebungen mit. Fünf Tage nach dem Schlusse des Jubiläums, am 29. Dezember, verließ er Rom, wo er sich über alle streitigen Punkte seines Gedichtes mit seinen Kritikern zu verständigen gesucht hatte.

Zu den Schmähworten, welche Goethe den unglücklichen Dichter am Schlusse gegen den Herzog und die herzogliche Familie ausstoßen läßt, benutzte er das, was seiner Einsperrung in das St. Annenhospital unmittelbar vorausging. Alfonso hatte ihm nach seiner zweiten Flucht von Ferrara, im Februar 1579, die Rückkehr unter der Bedingung gestattet, daß er wieder ärztliche Hülfe in Anspruch nehme und sich geziemend gegen seine Leute betrage. Leider ließ er sich verleiten, zu einer ungelegenen Zeit, gerade bei den Festlichkeiten der Vermählung des Herzogs mit seiner dritten Gattin, nach Ferrara zu kommen, wo er, da weder der Herzog noch dessen Schwestern ihn empfangen konnten und die Hofleute ihm rücksichtslos begegneten, sich bitter getäuscht fühlte. Nur kurze Zeit konnte er die Hintansetzung ertragen. Da er sich vom Herzoge und dessen Schwestern mißachtet, von seinen Freunden verlassen, von seinen Feinden verspottet wähnte, ließ er eines Tages seinem Zorne die Zügel schießen: öffentlich brach er in die stärksten und verletzendsten Schmähungen gegen den Herzog, sein ganzes Haus und die ersten Hofleute aus; seine ganze vergangene Dienstzeit verwünschend, nahm er alle Lobsprüche zurück, welche er in seinen Gedichten den Fürsten des Hauses Este gespendet, und erklärte alle ohne Ausnahme für einen Auswurf von Nichtswürdigen, Undankbaren und Schelmen. Der Herzog ließ ihn darauf als

einen Verrückten in das St. Annenhospital schaffen. So wenig wie die doppelte Flucht konnte Goethe diese Einsperrung benutzen; sein Tasso sollte auf eine ganz andere Weise geheilt und zur richtigen Würdigung der Verhältnisse zurückgeführt werden. Was Montecatino betrifft, so wurde dieser vom Herzog 1579 nach Rom gesandt, wo er den Hof von Ferrara verrieth und deswegen in Ungnade fiel; auch am päpstlichen Hofe, auf dessen Dankbarkeit er gerechnet, brachte er es nur zur Würde eines Geheimkämmerers. Tasso soll diesen, als er die Gunst des Herzogs verloren, über sein Mißgeschick getröstet und ihm seine Freundschaft geschenkt haben, da er ihm einen Beweis seiner Achtung durch Uebersendung einer von ihm herausgegebenen Schrift bezeigt hatte — eine Aussöhnung, himmelweit verschieden von der am Ende des goetheschen Dramas eintretenden.

Wir haben die Hauptpunkte aus Serassis Darstellung, die Goethe zum ganz freien Gewebe seiner Dichtung benutzte, kurz angedeutet; noch viele andere, oft in einer Anmerkung versteckte Züge hat er zu seinem Zwecke auf das geschickteste verwandt, wie er dagegen manches andere in richtiger Würdigung zur Seite ließ. Mit der Zeitfolge mußte er sich die allergrößte Freiheit erlauben, was ihm unmöglich Bedenken erregen konnte, da die Handlung eine durchaus andere geworden war. Aus Tassos Gedichten hat Goethe nichts genommen, was er nicht bei Serassi fand; dieser nebst Manso und einigen das Haus Este und den Papst Gregor XIII. betreffenden geschichtlichen Thatsachen hat er einzig zu seiner dichterischen Darstellung benutzt, daneben freilich seine eigenen Erlebnisse und Anschauungen als dichterischen Einschlag verwandt.

Neuerdings hat man behauptet, Goldonis Torquato

Tasso (1755) habe auf Goethes Gedicht einigermaßen eingewirkt. Aber die mehr äußerlichen als innerlichen Uebereinstimmungen zwischen beiden Stücken, insofern sie von der Ueberlieferung abweichen, sind zufällig, da sie aus dem bestimmt vorschwebenden, durchaus verschiedenen Zwecke beider Dichter hervorgingen. Goldoni beabsichtigte einen auf genaueste Kenntniß der Werke und der Schicksale des Dichters berechneten Karnevalscherz, während sich bei Goethe, der schon beim ersten Angreifen des Stoffes nur die Lehre der Selbstbeherrschung sich herauslesen konnte, alles aus innerstem Keim nothwendig entwickelt.*)

Auch hier, wie sonst, hat Goethe den überkommenen Stoff frei auf sich wirken lassen, um ihn mit schöpferischer Kraft aus sich wiederzugebären, aus der Ueberlieferung eine dichterische Fabel sich gebildet, wobei er alle zu dieser dienlichen Züge sich glücklich angeeignet hat. Die aus der Betrachtung der wunderlichen Schicksale des unglücklichen Dichters ihm entgegenspringende, längst in tiefster Brust durchempfundene Lehre, daß der Dichter sich seinen Träumen und Einbildungen nicht jugendlich schwärmerisch hingeben dürfe, sondern männlich gefaßt das Leben zu ertragen, die Wirklichkeit möglichst zu verwerthen habe**), diese war der Keimpunkt, aus welchem die ganze Um-

*) Vgl. J. B. Klein's Geschichte des Dramas VI, 1, 606 ff.

**) Goethe ist so wenig Tasso wie Werther und Egmont, wenn auch manche Züge seines Geistes und Herzens hier zu frischem Leben gekommen sind. Nur in diesem Sinne ist es zu verstehn, wenn er im Jahre 1784 gegen Frau von Stein darauf deutete, daß er seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflicke und ihn Werther, Egmont, Tasso oder sonst wie nenne. Freilich war die Gewalt der Liebe, die Tasso zur Prinzessin trieb, ebenso übermächtig, wie Goethes Neigung zu Frau von Stein, aber er wußte sich selbst zu beschränken, wie schwer es ihm auch fiel, während Tasso sich seinen Träumen und Ein-

gestaltung von Tassos Person und der mit lebendigster Vergegenwärtigung aufgenommenen Ueberlieferung sich hervorbilden mußte. Freilich hat der Dichter die Sage von Tasso ganz frei gestaltet und das, was manchen (vgl. S. 34) gerade tragisch schien, zur Seite gelassen, aber daß er, wenn er dieser gefolgt wäre, ein dichterisch mächtigeres Dichtwerk geliefert haben würde, können wir Klein ebensowenig zugeben, als wir seine Bezeichnung unseres Dramas als Apotheose himmlischer Fürstengnadengeduld an einem verzogenen Dichterliebling zutreffend finden. Was Gruppe noch gegen die Dichtung aufgebracht hat, wie die Mißlichkeit, den Künstler, gar den Dichter zum Helden eines Gedichtes zu machen, die Ansicht, der Stoff sei passender zu einem Roman, und der oft geäußerte Vorwurf des Mangels an reeller Handlung, schwindet vor einsichtiger Durchdringung und reiner Würdigung der mächtig die Seele ergreifenden, weil im innersten Seelenleben spielenden und in lebhafter Spannung sich entwickelnden Handlung. Neuerdings hat Franz Kern den Sinn des Dramas darin gefunden, daß Tasso von der Verbindung seiner idealischen Träume mit einem sehr unverständigen Realismus, der von der wirklichen Welt das ihm Unerreichbare verlange, geheilt werde, was nur durch den Bruch mit dem Hofe möglich sei, an dem seine thörichten, praktischen Ziele aufgekeimt seien. Aber dieser Trieb, im praktischen Leben Großes zu erreichen, als Staatsmann zu wirken, lag im Stoffe gar nicht angedeutet, und wenn Goethe diesen Zug hier und da andeutet, ohne Gewicht auf ihn zu legen, so gehört derselbe zur Darstellung seines phantastischen Wesens, das ihn die wirkliche Welt ver-

bildungen leidenschaftlich hingab, sein Herz, gleich Werther, wie ein krankes Kind hielt, dem er alles zu Liebe that, und sein Lebensglück zerstörte.

kennen läßt; das Wirken als Staatsmann liegt ihm eben so fern wie Heldengröße, wenn er auch für beide sich begeistert zeigt. Die Heilung erfolgt keineswegs durch die Erkenntniß, daß der Hof kein Boden für ihn sei.

Die Frage, ob Tasso wirklich in einem Liebesverhältnisse zur Prinzessin Leonore gestanden, kümmert uns hier ebenso wenig als die geschichtliche Würdigung von Alfonso und seinem Hofe, welche Goethe freilich auf das glänzendste mit Benutzung der ihm vorliegenden Züge und der Persönlichkeit seines eigenen Herzogs idealisirt hat.*) Eine Hauptquelle bilden Tassos erst im Jahre 1855 vollständig gesammelte und geordnete Briefe. Die angeblich in den Casa Falconieri zu Rom aufgefundenen Briefe, welche Tassos Verhältniß zu den Prinzessinnen beleuchten sollten, haben sich größtentheils als Fälschungen erwiesen. Die Geisteszerrüttung, die den Dichter ins Irrenhaus brachte, war nicht Folge der Liebe zu hochgestellten Damen, wenn auch diese in seine Einbildungen mit hineinspielte, sie entsprang krankhafter Ueberspannung und dem für ihn verhängnißvollen auf Intriguen gestellten Hofleben, in dem er sich nicht mit so besonnener Sicherheit wie unser freilich oft darüber bitter mißstimmter Dichter bewegen konnte.

---

*) Vgl. Georg Voigt „Torquato Tasso am Hofe zu Ferrara" in von Sybels „historischer Zeitschrift" XX, 23—52. Pier Leopoldo Cecchi „Torquato Tasso, aus dem Italienischen übersetzt" (1880). Jacopo Ferrazzi „Torquato Tasso. Studj biographici-critici-bibliographici" (1880). K. Fischer „Goethes Tasso" (1890).

III. Dramatische Gestaltung des Stoffes.

Goethes Drama stellt eine sittliche Heilung dar. Sein Tasso krankt an leidenschaftlicher Glut, die sich nicht zu beherrschen weiß, an ungemessener Reizbarkeit, welche mit Verkennung der Wirklichkeit sich düstersten Einbildungen und ausschweifenden Träumen willenlos hingibt. Die zartschonende Behandlung von Seiten des Herzogs und der Prinzessin war keineswegs geeignet, den unglücklichen Dichter von seiner immer mehr überhand nehmenden Krankheit zu heilen; seine Verkennung der Welt muß auf die höchste Spitze getrieben werden, ihm in dem tiefsten Seelenschmerze, der alle nebelhaften Täuschungen verscheucht, mit schlagendster Gewalt seine völlige Verblendung entgegentreten, er aber zugleich seine Rettung in dem ihm verliehenen Dichtertalent erkennen.

Das erste Glied in der Kette der Handlung ist die Bekränzung durch die Prinzessin nach Ueberreichung seines Gedichtes. Dieser höchsten, ungeahnten Gunst gegenüber fühlt er sich so klein; durch große Thaten möchte er sich ihrer erst werth machen. Antonios schroffes Entgegentreten verletzt ihn nicht so sehr, wie das mit absichtlicher Schärfe von diesem hervorgehobene großartige Treiben am römischen Hofe ihn seine eigene Kleinheit

empfinden läßt. Schon hier ist die Exposition des Dramas vollendet: wir fürchten zunächst den Zusammenstoß dieser beiden ganz entgegengesetzten Naturen. Freilich erfolgt diese auf ganz andere Weise, als wir am Schlusse des ersten Aufzugs ahnen: denn daß Antonio ihn, der sich gern der Liebe der Prinzessin würdig sähe, seine Unbedeutendheit in phantastischer Uebertreibung hat fühlen lassen, erfahren wir erst II, 1.

Die Liebe und die in ihm erwachte Thatkraft treiben den früher einsam in sich verschlossenen Schwärmer zur Prinzessin, ihr muß er sein Herz erschließen. Diese sucht seine Aufregung zu beruhigen; aber vergebens setzt sie dem ungemessen ihn ergreifenden Sehnen die Lehre der Duldung entgegen, ihn drängt es, was diese abzuwenden gesucht hat, ihr seine glühende Liebe zu gestehn. Die Furcht, Tasso zu verletzen, und der aus seiner Seele hervorquellende Glutstrom unvergänglicher Liebe reißen sie zu einem halben Geständniß ihrer Gegenliebe hin, das ihn mit unendlicher Seligkeit überströmt, so daß sie sich dem Ansturm seiner leidenschaftlichen Gefühle entziehen muß. Aber wie könnte Tasso ihrer weisen Mahnung achten, daß wir Tugend und die ihr verwandte Liebe nur durch Mäßigung und Entbehren erlangen, wie sich entschließen, den bescheidenen Weg gleichstimmiger Neigung, die in sich selbst ihren süßesten Lohn findet, zu wandeln! Zum Unglück hat die Prinzessin die Hoffnung ausgesprochen, ihn bald mit Antonio zu befreunden; diese Aeußerung und das unvorsichtige halbe Geständniß ihrer Gegenliebe veranlassen den verhängnißvollen Zusammenstoß. Den von seiner Thatenlust gewaltsam aufgeregten Dichter, der den Kranz noch nicht abgelegt hat, führt der Zufall mit dem ganz vom Glücke seiner Sendung und der dadurch gesteigerten Gunst des Herzogs er-

füllten Antonio zusammen. Die stürmische Hast, womit Tasso Antonios Freundschaft sich erbittet, ja, mit Beziehung auf die Prinzessin, die ihre Verbindung wünsche, dringend fordert, und Antonios schroff kalte Abweisung, die zuletzt zu bitterm Spotte sich steigert, treiben den von glühendem Gefühl hingerissenen, bei aller Bescheidenheit seines wahren Werthes sich bewußten Dichter zum Aeußersten: mit Hintansetzung des geheiligten Burgfriedens zieht er den Degen, wozu er auch Antonio nöthigen will. Vgl. dazu oben S. 33. 38. Für Tasso, der freilich zu ganz verkehrten Mitteln greift, aber hier zum erstenmal sich zu mäßigen und zu fassen sucht, ist dieser ungleiche Kampf mit dem ohne Zweifel eine größere sittliche Schuld tragenden Antonio der Beginn kräftigen Zusammennehmens der widerstrebenden Außenwelt gegenüber; aber leider geräth er in Folge des Streites ganz außer sich. Denn bei seiner Aufregung fühlt er, in völliger Verkennung der Verhältnisse, sich durch des Herzogs so milden Spruch tief verletzt, weil dieser ihn, obgleich er nur seine Ehre gewahrt habe, als Verbrecher bestrafe. Sein gleich in alle Weiten schweifender Geist reißt ihn zu den traurigsten Einbildungen hin: statt die Gnade des Herrn dankbar zu verehren, sieht er mit einem Schlage sein ganzes Glück vernichtet; er steigert die gelinde Strafe des Verbleibens auf seinem Zimmer, die der Herzog der Wahrung des Burgfriedens schuldig war, zu entehrender Gefangenschaft, gibt freiwillig den nicht verlangten Degen ab und entledigt sich des Kranzes, des Zeichens seines höchsten Glückes; ja er wähnt, der Herzog wolle ihn vor ein ihm feindliches Gericht stellen. So entfernt er sich. Alphons, der dem um ihn hochverdienten Staatsmanne die Schuld zuschreiben muß, befiehlt diesem, sofort den so traurig gestörten

Frieden wieder herzustellen, was er für leicht hält, ohne zu ahnen, wie gerade die dazu in Aussicht genommene Vermittlung die Verwirrung steigern wird.

Leonore Sanvitale soll den die Lage der Dinge bitter verkennenden Dichter mit sanften Worten zu begütigen versuchen: doch Tasso traut dieser eben nicht, was Alphons freilich wissen sollte; gerade sie stürzt ihn noch tiefer in die düsterste Verkennung seiner Stellung zum Hofe, da sie hierbei ihre eigensüchtigen Absichten verfolgt. Aber auch Antonio kann unmöglich den Tasso von seinem Wahne heilen, da dieser von dessen Böswilligkeit fest überzeugt ist; nicht einmal der aus vollster Seele dringende Ton inniger Anerkennung und rührender Theilnahme, dessen Antonio noch immer gegen ihn unfähig ist, würde ihn umzustimmen vermögen. Die einzige, die zu helfen vermöchte, ist die Prinzessin; allein die Schwester ins Spiel zu ziehen scheut sich der Herzog, abgesehen davon, daß diese dazu sich unfähig fühlen müßte, da sie durch den schrecklichen Fall, dessen Schuld sie sich beimißt, ganz außer sich gebracht ist, und Tassos wilde Glut bei einem solchen Versuche zu erregen besorgen müßte.

Leonore, an welche die Prinzessin in ihrer fürchterlichen Bedrängniß, noch ehe sie etwas vom Plane des Herzogs wissen kann, sich gewandt hat, will gleich zu einem gründlichen Mittel greifen, auf dessen Anwendung sie um so dringender besteht, als sie selbst dadurch Gelegenheit erhält, den Dichter wenigstens längere Zeit für sich allein zu genießen, vielleicht ganz zu gewinnen, ja durch ihn verherrlicht zu werden hoffen kann. Wie schwer auch der Prinzessin ihre Einwilligung fällt, die von ihrem Plane eingenommene Freundin weiß, da sie ein viel schlimmeres Uebel in Aussicht stellt, ihr die Einwilligung zu

entreißen. Antonio, der vom Auftrage des Herzogs sich nichts merken läßt, erklärt sich gegen den hingeworfenen Gedanken einer augenblicklichen Entfernung, da er nicht den Schein erregen möchte, daß er jenen vertreiben wolle: aber Leonore läßt sich durch nichts von ihrem listig ersonnenen Plan abbringen, dessen Ausführung sie Antonio geschickt verhehlt, welcher ihr seine Absicht offen mittheilt, Tasso, wenn er ruhiger geworden, aufzusuchen. Sie eilt zu diesem, in dessen Seele mittlerweile der selbstbewußte Stolz erwacht ist; dieser und die Gewißheit von der Prinzessin Gegenliebe halten allein bei der qualvollen Ueberzeugung, die Gunst des Herzogs eingebüßt zu haben, ihn noch aufrecht. Traute er schon an sich der zierlichen Freundin nicht, so muß ihr Versuch, ihm den verhaßten Antonio in einem andern Licht zu zeigen, sie noch ärger seinem Herzen verdächtigen, das in dem Gedanken, dieser schlaue Staatsmann sei sein unerbittlicher, von Neid, Ehrsucht und Bosheit getriebener Feind, eine wahre Wollust empfindet, und sich vor Leonorens Versicherung, alle am Hofe vertrauten ihm, ungläubig verschließt. Noch tiefer glaubt er auf den Grund der ihn umgarnenden Verschwörung zu blicken, als sie mit dem Rathe herausrückt, er solle Ferrara verlassen und sich zunächst nach Florenz begeben, wo sie selbst in wenigen Tagen ihn ihrem Gemahl zuführen werde. In der festen Ueberzeugung, daß man ihn mit einem Netze des Verrathes umspinne, bequemt Tasso sich zum erstenmal zu der seinem Herzen widerwärtigen Verstellung; er ist entschlossen, den Hof zu verlassen und diesen Entschluß nachhaltig zu verfolgen. Greift er auch zu einem unedlen Mittel mit ärgster Verkennung aller Verhältnisse, so liegt doch darin ein Fortschritt gegen sein bisheriges blind leidenschaftliches Handeln, daß er auf einem

klug berechneten Umwege seinen Zweck zu erreichen sucht. Geschickt genug verbirgt er seine wahre Absicht; Leonorens Vorschlag findet er gar reizend, nur wünscht er eine kurze Bedenkzeit. Daß der Herzog von Betrügern umstellt ist, die es ihm unmöglich machen, sie vor ihm zu entlarven, daß auch Leonore in die Verschwörung verwickelt ist, sie nur deshalb ihm räth, nach Florenz zu gehn, damit er dort den letzten Rest der Gunst des Herzogs einbüße, ist ihm unzweifelhaft. Auch die einzige Stütze, die ihm geblieben, das Vertrauen auf die geliebte Prinzessin, stürzt, als Leonore auf die Frage, ob die Prinzessin ihn denn auch gern entlassen werde, den Schmerz derselben ihm verdeckt und sich auf die kahle Versicherung beschränkt, er dürfe stets auf die Gunst des Fürsten und der Fürstin rechnen: sein fortschreitender Wahn redet ihm ein, auch diese, an die er so felsenfest geglaubt, fühle nichts für ihn, ihr ganzes bisheriges Betragen gegen ihn sei leerer Schein gewesen. Doch mag auch sein Herz gebrochen sein, er erhebt sich aus seiner Verzweiflung: statt, wie früher, in sich zu versinken, faßt er den kühnen Entschluß, mit bestem Anstand sich dem Hofe zu entziehen und klaren Blicks die traurige Wirklichkeit zu ergreifen, ohne sich wieder durch den Schein berücken zu lassen. Und was Leonore verdorben, könnte Antonio auch mit dem besten Willen und aller Klugheit nicht wieder herstellen. Den von Leonoren angeregten Gedanken einer Entfernung von Ferrara hat Tasso leidenschaftlich aufgegriffen; aber nicht nach Florenz will er, sondern nach Rom, um dort sein Gedicht zu vollenden, dessen Ruhm man ihm zu Ferrara gern rauben möchte. Höchst geschickt stellt er an Antonio, der ihm seine Freiheit bringt und ihm die Hand zur Versöhnung und seine Freundschaft anbietet, sogleich

die Bitte, ihm von Alphons die Erlaubniß zur Reise nach Rom zu erwirken, und gewandt schneidet er ihm jeden Ausweg ab. Antonios edles Entgegenkommen steigert seine Verblendung, indem er seine eigene Verstellung dem Gegner unterschiebt. Dieser wolle nur den Schein meiden, daß er ihn zu vertreiben wünsche; er stelle ihn dem Herzog und der Prinzessin als ein krankes Kind dar, dessen Unarten man seiner übrigen Gaben wegen ertragen müsse, und so werde er auch Alphons seinen Wunsch der ihm selbst so sehr gelegenen Reise nach Rom vortragen. Seine frühere Annahme, dieser wolle ihn nach Florenz bringen, ist jetzt einem andern Wahnbilde gewichen, da er blindlings alles ergreift, was seinem Argwohn Nahrung bietet. In vollster Verzweiflung schiebt er sein Unglück dem feindlichen Schicksal zu, das auch den sonst so klar die Wahrheit durchschauenden Fürsten gegen ihn völlig verblende, ihm sogar die Gunst der Prinzessin entziehe, die ihm in seiner Noth kein einziges Zeichen ihrer Gunst gesandt habe. Raubt auch die Gewißheit dieses höchsten Unglücks ihm allen Muth, die in ihm erregte Thatkraft läßt ihn den einmal gefaßten Entschluß unverwandt durchsetzen.

Vergebens sucht der jetzt vom Herzog zum zweitenmal an Tasso gesandte Antonio ihn von seinem Entschlusse abzubringen; keine noch so gut gestellten Gründe, keine noch so aufrichtigen Versicherungen des Wohlwollens des Hofes können aus so verhaßtem Munde ihn bewegen, ja er will jetzt gar nicht mehr von Belriguardo nach Ferrara zurückkehren, sondern hierher seine Sachen sich schicken lassen. Auch gegen Alphons, von dem er sich beurlauben muß, weiß er die Verstellung, wenngleich mit einiger Mühe, durchzuführen: denn wie herzlich sich dieser auch gegen ihn bezeigt, in seiner Verblendung hört er in dem reinen

Ausdruck seines Wohlwollens nur Antonios Stimme; alles scheint ihm Verstellung, die doch allein auf seiner Seite ist, und die er so glücklich zu spielen weiß, daß selbst Antonio und Alphons von seiner eigentlichen Absicht, Ferrara auf immer zu verlassen, nichts ahnen. Nur der Prinzessin gegenüber, die ihm noch ein Wort freundlichen Abschieds weihen und ihn zu baldiger Rückkehr auffordern will, hält die Verstellung nicht Stand. Wenn schon ihr bloßes Erscheinen ihn aufregt, noch lebhafter fühlt er sich von ihren Worten ergriffen; das Gefühl seines Unglücks übermannt ihn und reißt seinen Geist, den er mit höchster Anstrengung bis jetzt zurückgehalten, zu wehmüthigen Ergüssen seiner die Zukunft ihm düster ausmalenden Einbildungskraft hin. Doch der Prinzessin aus tiefer Seele quellende Bekümmerniß und ihr rührender Schmerz lassen ihn die Grundlosigkeit seines unverzeihlichen Verdachtes gegen die Geliebte klar durchschauen, wenn er auch den Herzog noch immer gegen sich eingenommen glaubt. Die völlige Heilung würde auf diesem Wege nicht erfolgen können, er würde stets von neuem in seine düstern Träume fallen; denn seine Wünsche zu bezähmen, seiner rücksichtslosen Leidenschaft zur Prinzessin zu entsagen, hat er noch nicht gelernt. Hierzu muß ihn sein leidenschaftliches Ueberschreiten aller Schranken zwingen, das ihn den wirklichen Verlust seines höchsten Glückes erkennen läßt. Die liebevolle Aeußerung der Prinzessin, sich ihnen vertrauensvoll zu überlassen, die freundlich ihm entgegengestreckte Hand zu ergreifen, reißt ihn, der sein Herz eben in widerwärtigster Verstellung eingezwängt gehalten, zu wildestem Ergusse seiner Liebesglut hin. Taub gegen die ihn zurückhaltende Stimme der Geliebten, von überspanntester, wie mit übernatürlicher Gewalt ihn fort-

reißender Verzückung ergriffen, fällt er der Prinzessin in die Arme und drückt sie fest an sich. Vgl. dazu oben S. 35 f. Die schmerzliche Entrüstung der ihn von sich stoßenden und wegeilenden Prinzessin läßt ihn den unwiederbringlichen Verlust seines höchsten Lebensgutes empfinden.

Alphons beauftragt Antonio, der ihn begleitet, den im schrecklichen Bewußtsein, die Prinzessin auf immer verloren zu haben, sich wie wahnsinnig gebärdenden Tasso festzuhalten. Dies steigert seinen noch nachwirkenden Verdacht einer gegen ihn gerichteten Verschwörung zu grauser Wuth. Antonios von tiefer Rührung und Erschütterung durchdrungene Ansprache und seine ihm unbequeme Gegenwart sachen diese noch gewaltiger an. Jetzt erst glaubt Tasso den Herzog, Antonio und die ganze Verschwörung, die ihn von hinnen treiben und um seinen Dichterruhm bringen wolle, völlig zu durchschauen; ja die Prinzessin selbst schmäht er eine Buhlerin, die ihn absichtlich angelockt, um ihn zu jener unseligen Umarmung hinzureißen; alles sei ein abgemachtes Spiel gewesen, um seine Verbannung zu begründen. Gerade hier, wo die Verblendung ihren Gipfel erreicht hat, preist er sich glücklich, daß er die unselige Wahrheit rein erkenne. Nachdem die wilde Wuth des Schmerzes über sein Unglück ausgetobt, beginnt allmählich, in Folge von Antonios klarer, herzlicher und milder Zusprache, die Wahrheit in ihm aufzudämmern. Diese sanfte, ruhige Stimme deutet auf keinen Feind, diese besorgte Theilnahme auf keine schmähliche Entlassung; er fühlt, daß man ihm wirklich wohl wolle, daß er selbst sein eigenes Glück zu Grunde gerichtet, und es erwacht der sehnlichste Wunsch, sich der Verzeihung des Herzogs versichern zu können: aber schon sieht er ihn und die Prinzessin davon eilen, und nun fühlt

er erst recht, seine Schuld sei so groß, daß sie ihm nicht vergeben, ihn nicht bei sich behalten können. Doch Antonio mahnt ihn mit herzlicher Rührung, sich nicht der Verzweiflung hinzugeben, nicht dem nachzuhängen, was er unwiederbringlich verloren, sondern auf das zu schauen, was ihm geblieben: sein eigenes Selbst, das ihn aufrecht halten müsse. Und so findet er den einzigen Trost seines Verlustes in der gottgegebenen Liederkunst. Die letzte Verblendung ist aus seiner Seele gewichen, er erkennt in Antonio nicht mehr den ihn blutig verfolgenden Feind, sondern seinen freilich grundverschiedenen, aber edlen Freund, dem er sich mit der Innigkeit vollsten Vertrauens in die Arme wirft. Er hat einen Freund gefunden, der ihm treu zur Seite stehn, dem er sein volles Vertrauen schenken wird.

Wir haben im Verlaufe der Handlung gesehen, wie Tasso sich zu entschiedener Thatkraft zusammen zu nehmen gelernt hat, aber das Zusammentreffen der Umstände bewirkte nur die Steigerung seines Wahnes: jetzt erst ist der Nebel völlig geschwunden und die erwachte Thatkraft wird ihn nicht verlassen. Wer noch an die Möglichkeit eines Rückfalls glaubt, der hat den Dichter nicht verstanden, und mag von einem ungenügenden Abschluß fabeln, wie es noch heute auch solche thun, denen man tiefere Seelenkenntniß und gewissenhafteres Studium eines so edlen Dichtwerkes zutrauen sollte. Wie aber Tassos Leben sich äußerlich in Zukunft gestalten werde, das liegt außerhalb des Kreises unseres Dramas, das auf eine solche neugierige Frage keine Antwort schuldet. Die schmerzliche Heilung ist erfolgt und damit der Vorhang der so herrlich ins Leben gesetzten dichterischen Fabel gefallen.

Wie die Handlung aus der zu Grunde liegenden An-

ſchauung ſich entwickelte, daß Taſſo von der Verkennung der Wirklichkeit und von der alle Schranken durchbrechenden Leidenſchaftlichkeit durch bitterſten Entſagungsſchmerz geheilt wird, ſo mußten ſich auch die Charaktere demgemäß entfalten und zu klar umriſſenen, lebhaft hervortretenden Geſtalten ſich ausbilden, weit entfernt von abgezogener Allgemeinheit und trockener Steifheit.

Beginnen wir mit Taſſo, ſo durfte dieſer nicht einen Dichter im allgemeinen darſtellen, ſein Bild mußte beſtimmte Einzelzüge gewinnen, die ihm perſönliches Leben verleihen. Goethe fand dieſe größtenteils in der Ueberlieferung, andere nahm er aus ſeiner eigenen Erfahrung. Sein Taſſo iſt ein zartes, weiches, von feuriger Glut durchſtrömtes Gemüth, das bei der leiſeſten Berührung in gewaltige Spannung verſetzt und ſo außer ſich gebracht wird, daß die Wirklichkeit ihm ſchwindet, er in ſelbſtgeſchaffene Gebilde ſeiner aufgeregten Einbildungskraft ſich verliert. So verträumt er that- und kraftlos das Leben, von deſſen reinem wirklichen Genuſſe er ſich abwendet, aber nicht ohne leidenſchaftliches Begehren mancher Dinge, die er ſich, wie ſchädlich ſie ihm auch ſein mögen, nicht verſagen kann. Seine gelegentlich angedeuteten äußern Lebensverhältniſſe waren nur zu geeignet, ſeinem träumeriſchen, reizbaren Weſen Vorſchub zu leiſten, es trübſinnig zu ſtimmen. Schon in früheſter Jugend hat ihn das traurige Mißgeſchick der Eltern, ihre „unverdiente Not“, in ſich ſelbſt zurückgeſcheucht und ſeine Seele verdüſtert; der über den Vater verhängte Bann traf auch ihn*), trennte

*) Dieſe von Seraſſi in Abrede geſtellte Angabe fand Goethe bei Manſo. Taſſos Vater ward als treuer Diener des Fürſten Ferrante Sanſeverino verbannt, ſein Vermögen eingezogen, nur der zehnjährige Knabe durfte ihm nach Rom folgen. Mutter und Tochter hielt der Eigennutz eines Verwandten zu Neapel zurück.

Eine ganz andere Gestalt gewann das noch immer schüchtern zurückhaltende Verhältniß, als Lucrezia dem Sohne des Herzogs von Urbino ihre Hand reichte, der, wie uns sonst berichtet wird, fünfzehn Jahre jünger als diese und mit Tasso erzogen worden war. Mehr als je suchte er jetzt der Prinzessin zu gefallen*), da er ihr den Verlust der Schwester so gern ersetzt hätte; etwas wenigstens wünschte er ihr zu sein, ihr die stille Neigung seines Herzens thätig zu zeigen. Aber beim besten Willen handelte er oft dem Wunsche der Prinzessin zuwider, die indeß seinen guten Willen erkannte, da ihr nicht entging, wie wenig sich der Dichter ins Leben zu schicken wisse. Der bloß in seinen dichterischen Gebilden und den durch die Philosophie entwickelten Idealen seines edlen Herzens lebende Jüngling**), wie mußte er sich verletzt fühlen, wenn die Außenwelt, insonderheit das auf den Schein gestellte Hofleben, seinen Träumen nicht entsprach, wenn er, statt Wahrheit und Edelmuth, Trug und Böswilligkeit zu finden glaubte! Die geschäftige Einbildungskraft schürt seine Abneigung gewaltig an: gleich hält er die Menschen, die ihm nicht behagen, deren Kälte und nüchternes Wesen ihn abstößt, für Bösewichte, die, welche ihm nicht freundlich entgegenkommen, für seine erbitterten Feinde; er glaubt sich von einer Schar Gegner umgeben, vom ärgsten Verrath umsponnen — eine Trübung seiner Seele, die der unmäßige Genuß von starken Getränken

*) Daß er von jetzt an der Prinzessin mit größerm Eifer gehuldigt habe, nahm Goethe aus Serassi, doch soll er nach diesem der ältern Schwester noch immer mehr zugeneigt gewesen sein, auch weilte er längere Zeit bei dieser zu Pesaro und Castelduranie.

**) Tasso war, als er nach Ferrara kam, 21, zur Zeit, wo unser Stück spielt, 31 Jahre alt, doch denkt Goethe sich ihn in der Mitte der zwanziger Jahre.

ſteigert. So meidet er denn die Menſchen, flieht in die Einſamkeit, die freilich die Freundin des Dichters iſt, aber die ärgſte Feindin ſeiner ſich immer tiefer in ihre Verdachtsgewebe einſpinnenden Seele wurde. Seine Beurtheilung war äußerſt einſeitig, da ihm das wirkliche Leben und die bunten Miſchungen der Natur, welche den innern Kern ſo oft umhüllen, die mancherlei Abſtufungen der Charaktere entgingen.*) Aber auch ſich ſelbſt verkennt Taſſo, da er ſeinen guten Willen, ſeine feurige Sehnſucht nach dem als gut und wünſchenswerth Erkannten ſchon für wahre Tugend hält, ohne zu bedenken, daß der Menſch vor allem beſonnener, ſich beherrſchender Ruhe und nachhaltiger Thatkraft bedürfe. Erfaßte Taſſo mit demſelben raſtloſen Eifer, mit derſelben ängſtlichen Sorgfalt, die ſich in ſeinen dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen kund gibt, das wirkliche Leben, er würde den verwirrenden, ihn ganz hinreißenden Leidenſchaften Widerſtand leiſten, beſonnen fortſchreitende, ihre Zwecke durchſetzende Thatkraft ihm hülfreich zur Seite ſtehn.

Das, was außer und mit ſeiner Liebe zur Prinzeſſin ſeine angeſtrengteſte Sorge in Anſpruch nimmt, iſt ſein Gedicht, das, ganz ſeiner Natur gemäß, ſich in romantiſchen Träumen ergeht, da es die Eroberung des längſt den Chriſten wieder entriſſenen

*) Züge zu dieſem Bilde Taſſos boten dem Dichter der in düſterer Qual ſich verzehrende Pleſſing in Wernigerode, der Unglückliche, deſſen die „Harzreiſe im Winter“ gedenkt, und ein nicht ohne ſeine Schuld in Noth gerathener Mann, deſſen er ſich im Jahre 1778 auf edelſte Weiſe annahm. Die „hypochondriſche, allzuweiche und gleich aus dem Maße ſchreitende Sinnesart“ des letztern, der mit ſeiner Unterſtützung unter dem Namen Joh. Friedr. Krafft in Ilmenau, ſpäter in Jena lebte, ſeine übergroße Aengſtlichkeit und ſeine immer geſchäftige, alles aneinander hängende Imagination machten Goethe viel zu ſchaffen.

gelobten Landes besingt, nicht ohne die schwärmerische Nebenabsicht, zu einem neuen Kreuzzug zu entflammen, welcher seinem kriegslustigen Herzog den schönsten Lorbeer erwerben werde, was das Gedicht selbst (I, 4 f. XVII, 90—94) aussprach. Die Prinzessin und der Herzog haben den wesentlichsten Einfluß auf dasselbe geübt. In der Hoheit der erstern ist ihm die wundervolle Würde echter Weiblichkeit und die unendliche Zauberkraft reiner Liebe erschienen, die dem Werke die Glut erhabenster Liebe eingehaucht hat. Besonders Erminie und Sophronie haben Hauptzüge von ihr erhalten. Goethes Tasso nennt sie II, 1 neben der Heldenjungfrau Klorinde. Bei der Heldengestalt Gottfrieds und manchen Großthaten stand ihm der Herzog vor der Seele, der, wie Serassi berichtet, seit früher Jugend die von tüchtigen Meistern erlernte Waffenkunst eifrig betrieb, weshalb Tasso ihn bei seiner Schilderung der Kämpfe zu Rate zog, ja er sah in ihm den Heerführer eines neuen Kreuzzuges.

Wie Lucrezias Entfernung, so hatte in dem unserm Stücke vorangehenden Jahre die Ankunft der Gräfin Leonore Sanvitale bedeutenden Einfluß auf Tassos Liebe geübt; denn an dieser seinen Weltdame ward er der hohen Vorzüge der Prinzessinnen und der Gleichartigkeit ihrer beiderseitigen Naturen sich noch voller bewußt. So erscheint es ganz natürlich, daß seine Liebe zur Prinzessin sich jetzt entschiedener, und um so unbedenklicher hervorwagte, als er sie unter dem ihr mit der Sanvitale gemeinschaftlichen Namen Leonore verstecken konnte, unter welcher er die Dame seines Herzens pries. S. 34 ist bereits der drei von Manso bezeichneten Leonoren gedacht. Noch freier sollte sie sich hervorwagen, als sein großes Gedicht, in welchem er bisher seine Liebesglut ergossen, dem Abschlusse

nahe war und der Frühling, wo die ganze Natur von frischem Liebesleben aufjauchzt, ihn mit der Prinzessin und der Sanvitale auf das den Geist in idyllische Träume wiegende Land geführt hat. Durch seine die beiden Leonoren verehrenden Lieder und sein ganzes sonstiges Verhalten weiß er den Hof über seine Absicht zu täuschen.

Auf die Liebe zur Prinzessin, welche er in glühenden Versen zu ergießen und doch durch die Zweideutigkeit des Namens zu verbergen bestrebt ist, beschränkt sich Tassos ganze, sich ängstlich zusammennehmende Aufmerksamkeit; denn ihn beherrschen leidenschaftliche Hitze, die rasch mit ihm durchgeht, und ungemessene Reizbarkeit, die sich den düstersten Wahnbildern willenlos hingibt, überall sich von Gegnern bedroht sieht, ihn um so trauriger die Menschen verkennen läßt, als er sich scheu von ihnen zurückzieht. Manche ähnliche Züge bot Goethe sein oft mißmuthiger Freund Knebel, den der Herzog ähnlich behandelte, wie Alphons den Tasso.*) Vortrefflich hat der Dichter neben Tassos durch übermäßigen Genuß starker Speisen und Getränke gesteigerter geistigen Krankheit die tiefe Glut seines edlen, dem Höchsten zugewandten Herzens und die ihn schwungvoll über die Welt hinreißende, das schönste Gemüth entfaltende Dichtergabe hervortreten lassen. Wie die von seiner dichterischen Kraft, seiner ungezähmten Leidenschaft und düstern Verblendung überwucherte That- und Willenskraft im scharfen Zusammenstoß mit der Außenwelt allmählich erwacht und durch die ihm ungewohnte Kunst der Verstellung hindurch, nach dem Verlust seines einzigen Gutes, heranreift, haben wir zu entwickeln gesucht. Nachdem

*) Vgl. meine Ausgabe der Briefe des Herzogs an ihn S. XVI f.

die trüben Nebel, aber auch die schönen Träume, die seinem Herzen himmlische Seligkeit verliehen haben, vor der rauhen Wirklichkeit geschwunden, findet er sich als Dichter und zugleich als Mensch wieder; es kommt ihm zum Bewußtsein, daß sein höchstes Glück sein Talent sei, er aber sich nicht beigehn lassen dürfe, seine Ideale ins Leben einzuführen, sondern mit Besonnenheit die Wirklichkeit erkennen, ertragen und mit möglichster Beherrschung verwerten müsse, und hat er sein höchstes Glück verloren, so freut er sich in dem als böswilliger Verfolger gehaßten Antonio einen Freund gefunden zu haben, dem er voll vertrauen darf.*)

Im entschiedensten Gegensatze zum schwärmerischen Dichter tritt uns Antonio entgegen, zu welchem Serassis Giambattista Pigna und Montecatino mehr einzelne äußere als die wahrhaft charakteristischen Züge boten. Bei der Charakteristik des feinen, gewandten und mit sicherer Umsicht seinen Kreis berechnenden Staatsmannes wird dem Dichter zumeist der badische Geheimerath von Edelsheim vorgeschwebt haben, der ihn bereits früher anzog, dessen genauere Bekanntschaft er aber erst im Sommer 1785 zu

*) Wenn Kern in Tasso einen Schmeichler sieht und es als ein Glück betrachtet, daß er am Schlusse der Atmosphäre des Hofes entrückt werde, die ihn zur unwürdigen Schmeichelei und unmännlichen Unterwürfigkeit verlockt habe, so übersieht er, daß die Ueberschwänglichkeit nicht allein in Tassos dichterischem Schwunge und seiner ungemeinen Reizbarkeit begründet liegt, sondern auch der Sitte der Zeit entspricht, welche die Dichter zu begeisterten Höflingen machte. Nichts lag Goethe ferner, als den Hof als Brutstätte der Schmeichelei darzustellen, in welcher der freie Mannessinn nicht gedeihen könne, und gerade die Heilung Tassos von dem Verlassen des Hofes abhängig zu machen. Für die italienischen Dichter jener Zeit war der Hof die Stätte, wo sie gediehen; sie bedurften eines Herrn, der sie „ernährte" und hob.

Karlsbad und Weimar machte. Er kenne keinen klügern Menschen, schrieb Goethe damals; er sei höchst fein, in Staats- und Wirthschaftssachen kenntnißreich und gewandt. Dagegen wird ihm bei der Darstellung der Schroffheit, zu welcher sich Antonio hinreißen läßt, die Hauptzüge Herder geboten haben, mit dem er freilich bei der Neudichtung Tassos im besten Vernehmen stand. An Merck, den scharfen Entdecker aller Schwächen, wird man kaum, höchstens in der Streitszene, denken können, eher an den strengen Grafen Görtz, der bei Goethes erstem Auftreten in Weimar zu seinen schärfsten Gegnern gehörte, weniger an den weimarischen Minister von Fritsch, der sich entschieden, ja beleidigend gegen seine Anstellung erklärte, sich nur schwer bereden ließ, mit ihm im Konseil zu bleiben, und ihm lange drückend war, muß man auch die Möglichkeit bestehn lassen, daß Tassos Gegner in der ersten Bearbeitung mehr Züge von ihm gehabt habe. Wenn man gar geglaubt hat, der ganze Tasso sei eine Verklärung von Goethes weimarischen Anfängen*), so verrückt man dadurch völlig den Standpunkt der Dichtung. Ebenso verfehlt war es, wenn andere in Antonio und Tasso zwei verschiedene Seiten Goethes hatten erkennen und in ihrer schließlichen Einigung den eigentlichen Zweck des Stückes finden wollen, wie man ja auch in Faust und Mephistopheles Goethes zwiefältiges Wesen gesehen hat. Freilich noch viel ärger war es, wenn Gruppe in Goethe Antonios Urbild zu entdecken glaubte.

Bei Antonio herrschen Verstand und klare Ruhe fester Selbstbeherrschung, während Tasso ganz Gemüth, Einbildungskraft,

*) Vgl. Beaulieu-Marconnay „Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch" S. 208—220.

sinnlich bewegte Leidenschaft und wild stürmende Glut ist. Betritt jener fest den Boden der Wirklichkeit, erfaßt die Welt mit eindringendem Blick, weiß die Schwächen der Menschen zu benutzen und zu entschuldigen, so lebt dieser ganz in den Gebilden seiner eigenen Brust, stößt mit seinen urbildlichen Anschauungen überall an, schweift mit seiner Einbildungskraft überall aus, umnebelt sich das Wesen der Welt und der Menschen, wird ungerecht und unzugänglich. Antonio geht als echter Staatsmann vom Genusse des Lebens, vom Nutzen aus: ihm gilt es, die gegebenen Verhältnisse möglichst geschickt zu verwerten, daß in dem ihm anvertrauten Kreise das Gute und Rechte zu Stande komme, wozu ihm kein Umweg zu weit, keine Mühe zu groß, keine Aufopferung zu schwer ist; in die verschiedensten Verhältnisse, die widerstrebendsten Charaktere, die unbequemsten Förmlichkeiten weiß er sich zu fügen, um seine Pflicht zu erfüllen, seines Fürsten Willen durchzusetzen und dadurch dessen Gunst zu bewahren und zu steigern. Tasso dagegen lebt in einer fremden, eingebildeten Welt, woraus er nur zuweilen seinen verwöhnten Blick zur Wirklichkeit herabläßt; bei seinem heftigen Willen, der die nothwendige Beschränkung dieser tausend Schwächen unterworfenen Welt nicht in Anschlag bringt, und bei seiner schrankenlosen Einbildung, die ihm das Höchste leicht erreichbar darstellt, fehlt ihm durchsetzende Thatkraft. Ist Antonio ganz darauf gestellt, aus sich herauszutreten, die Welt zu seinen Zwecken zu benutzen, sie möglichst sich anzueignen, so zieht Tasso sich in sein Inneres zurück, schließt sich gegen die Außenwelt ab, deren Bild nur in verzerrter Gestalt sich in seiner Seele spiegelt, stößt überall an und taumelt, gilt es das Zweckmäßige zu ergreifen, wie ein unerfahrenes Kind haltlos umher. Wurde

Tasso durch sein Unglück und die spätere Verzärtelung
der so leicht und glücklich sich ihm erschloß, aus der W
trieben, so hat dagegen Antonio die Schule des Lebens tü
durchgemacht, mit Mühe und Anstrengung sich emporgearbei
bis es ihm endlich gelang, durch sein tüchtiges Wesen, gründliche
Kenntniß, Welterfahrung und gewandte Thätigkeit sich die höchste
Gunst des Herzogs zu erwerben, welche sein Stolz, deren Be-
wahrung sein eifriges Streben ist. Aber er kennt und schätzt
auch Wissenschaft und Kunst, ist in Weltweisheit und Dichtung
wohl erfahren, weiß letztere mit anempfindendem Sinne aufzu-
fassen, ja er dichtet auch selbst, wie es an den italienischen Höfen
Sitte war, und wir dürfen glauben, nicht ohne Glück, wenn ihm
auch die frische Schöpfungskraft unmittelbaren Gemüthslebens
abgeht. Daß Goethe diesen ungeschichtlichen Zug mit Antonios
Wesen nicht zu verschmelzen gewußt, glauben wir Fischer nicht.
Die Dichtung hat für Antonio nur Werth, insofern sie dem
Menschen nützt, mit bunten, lieblichen Bildern den nach Erholung
sich sehnenden Geist erfreut und zugleich mit hohen, edelster
Lebenserfahrung entnommenen Weisheitslehren stärkt: darum
feiert er auch den Ariost als den unerreichbar hohen Dichter,
wogegen Tassos Dichtung, die von der Wirklichkeit sich ganz
trennt, sich in überirdischen Träumen oder ganz falschen Zwecken,
wie dem Aufrufe zu einem neuen Kreuzzuge, verliert, bei aller
Begabung widerwärtig erscheinen muß, wie umgekehrt Tasso sich
durch eine gewisse rauhe Schärfe, die er in Antonios Wesen
durchempfindet, abgestoßen fühlt. Am meisten erbittert es ihn,
daß man am Hofe den jungen Dichter ganz verzieht, was er
besonders scharf empfindet, als bei seiner Rückkehr von einem
schwierigen Staatsgeschäfte, wo er selbst ehrenvollste Anerkennung

erwartet, Tasso, von der Prinzessin bekränzt, ihm entgegentritt. Aeußerst darüber verstimmt, kommt er ihm mit bitterer Schroffheit entgegen; noch entschiedener tritt diese hervor und reißt den sonst besonnenen Mann ganz hin, als Tasso seine Freundschaft erstürmen will. Vortrefflich hat der Dichter in beiden Fällen die nähern Umstände dergestalt zu wählen verstanden, daß ein solches Sichselbstvergessen bei einem so vorsichtig zurückhaltenden Manne erklärlich wird. Die treue, warme Dienstergebenheit, welche er dem Herzog und seinem Hause widmet, macht uns den feinen Staatsmann besonders ehrenwerth. Wenn man ihn in den beiden ersten Aufzügen hat hämisch, neidisch und hochmüthig finden wollen, so ist dies ein falscher Vorwurf. Er mißbilligt nur die Verzärtelung, womit man am Hofe alle Schwächen Tassos großzog und dadurch seine Ueberspannung so reizte, daß sie endlich zum Bruche führte, wozu der Zusammenstoß mit Antonio unerwartet die äußere Veranlassung gab.

Eine Tasso durchaus verwandte Seele erscheint uns in der tief edlen, so ernsten als zarten, von jeder eigentlichen Sinnlichkeit freien, mit reinster weiblicher Hoheit erfüllten Prinzessin, bei welcher dem Dichter Frau von Stein und die Herzogin Luise vorschwebten*), welche letztere von der erstern als ein Ideal von Anstand und Würde bezeichnet ward. Wie ganz ähnlich hatte das Schicksal sie und Tasso gebildet! Auch sie

*) Serassi sagt von der Prinzessin, sie sei sehr schön und über alle Maßen artig, aber eben so spröde und zurückhaltend gewesen, da sie in frühester Jugend sich entschieden, ein ganz musterhaftes und frommes Leben zu führen; in ganz Ferrara habe sie in höchster Achtung gestanden, ja man habe es großentheils ihrem Gebet zugeschrieben, daß die Stadt bei dem gewaltigen Erdbeben nicht vom Po überschwemmt und von der Erde verschlungen worden sei.

hatte das Unglück erlitten, früh von der Seite der heißgeliebten herzlich verehrten Mutter gerissen zu werden, ja sie sah die rettungslos dem Irrglauben und dem ewigen Verderben verfallen.*) Wie viel tiefer mußte hierdurch ihr zartes Gemüth ergriffen werden, als Tasso, dessen Mutter freilich auch von der feindlichen Willkür eigennütziger Verwandten zurückgehalten wurde, aber er brauchte doch nicht für ihr Seelenheil zu bangen! Selbst auf die Nähe des tiefbetrübten Vaters mußte sie verzichten, nur die Schwester stand ihr tröstend zur Seite. Ist Schwermuth ein Grundzug von Tassos krankhaft reizbarer, durch sein Unglück verstimmter Natur, so wird die Prinzessin seit erster Jugend häufig von Krankheit auf ihrem Zimmer festgehalten, fern von allen Festlichkeiten und Spielen der muntern Jugend. So hatte sie unter manchen Leiden früh entbehren gelernt; ja, was ihr am schwersten fiel, ihrer Gesundheit wegen mußte sie auch auf die Uebung des Gesanges verzichten**), die ihrer sehnsüchtigen Seele in ihrer Einsamkeit der schönste Trost gewesen war. Goethe läßt sie selbst es aussprechen, wie sie Schmerz und Sehnsucht und jeden Wunsch mit leisen Tönen eingewiegt habe; da sei Leiden ihr oft Genuß und selbst das traurige Gefühl zur Harmonie geworden. Freilich ist die sonst milde und leidenschaftslose Prinzessin ungerecht gegen ihr Schicksal, wenn sie der ihrem Herzen so wohlthuenden, ihren Geist er-

*) Ihre Muter Renate mußte der Herzog Ercole im Jahre 1554, weil sie der Lehre Calvins anhing, von den Töchtern trennen, die zu christlicher Erziehung einem Mönchskonvente übergeben wurden, was Goethe nicht brauchen konnte. Auf den Wunsch des Papstes hatte Alfonso sie beim Antritt seiner Regierung (1559) nach Frankreich entlassen, wo sie 1575 starb.

**) Schon Manso erwähnt ein hierauf bezügliches Sonett Tassos.

hebenden Beschäftigung mit den Dichtern und Weisen, Plato allen voran, hier nicht gedenkt, aber der Schmerz pflegt ungerecht zu machen, und ihr bescheidener, gern der Vorzüge anderer gedenkender Sinn scheut sich, eine Beschäftigung hervorzuheben, welche ihr im Gegensatz zu den weisen Männern, die ihr ganzes Leben derselben widmen, unbedeutend erscheint. Wie mußte sich Tasso zu einer so edlen, tief gebildeten Seele hingezogen fühlen, die gleich ihm trübe in die freudlose Welt schaute, vor der sie zurückwich, gleich ihm von süßer Schwermuth durchzittert wurde, aus deren vollem, wenn auch noch von Krankheit getrübtem Auge ihm der reichste Strahl seelenvoller Liebe entgegenleuchtete! In dem gottbegabten Dichter ging der Prinzessin die höchste Erfüllung aller in tiefster Brust schlafenden Gefühle auf, unwiderstehlich fühlte sie zu ihm sich hingetrieben: aber es war keine leidenschaftliche Flamme, nur innigste Freude an diesem mit allen Gaben eines reichen Gemüthes, einer in edlem Schwung sich erhebenden Einbildungskraft ausgestatteten Jüngling fesselte sie an ihn, so daß sie im Genusse seiner Seele lebte und webte. Und mit innigster Freude erkannte ihr ahnungsvolles Herz, daß er auch an ihr mit allen Sinnen hing, daß sie die Muse wurde, die ihn begeisterte und immer höher trug! Freilich entging ihr, wie gefährlich diese Neigung für den schwärmerischen Dichter werden würde; war ja die Verehrung hochstehender Frauen gleichsam ein Vorrecht italienischer Dichter. Ihre sich immer reicher entfaltende Liebe blieb stets rein geistig, frei von dem sinnlichen Verlangen wechselseitigen Besitzes, eines einheitlichen Aufgehens in einander, nur schien es ihr unmöglich ihn zu entbehren, ja es freut sie so sehr, aus dem Munde der Freundin zu vernehmen, Tasso liebe sie, daß sie das Ge-

spräch darauf hinzuleiten suchte. Im jungen Dichter dagegen brach die von aufgeregter Sinnlichkeit geschürte Leidenschaft immer glühender durch, und trieb ihn zum stürmischen Wunsche, sie sich unzertrennlich zuzueignen. Wie ähnlich war des Dichters eigenes Verhältniß zu Frau von Stein! Nur reine Seelenfreundschaft, als deren äußeres Zeichen sie auch den Kranz betrachtet, kann sie ihm widmen, aber ihm gegenüber vermag sie nicht die nothwendigen Grenzen inne zu halten, sie verdirbt und verlockt ihn wider Willen, indem sie so gern seinen lieblichen Tönen, seinen anmuthigen Träumereien lauscht, ja sie läßt sich in einem Augenblicke, wo Tasso ihr sein Herz warm öffnet, zum Geständniß hinreißen, daß sie die ihr gewidmete Liebe freudig erkenne. Dadurch steigerte sie seine Leidenschaft aufs höchste, da er sich die Liebe ohne wirklichen Besitz nicht vorstellen kann. Erschrocken vor der aufschlagenden Flamme der Leidenschaft sucht sie ihn zu beruhigen, indem sie ihm dringend die Lehre der Mäßigung vorhält, aber Tasso giebt sich seinem Triebe willenlos hin. Gleich Tasso ist die durchaus zarte, nur in ihrem Innern lebende Prinzessin völlig unfähig, in das äußere Leben einzugreifen; sie muß die Herstellung des Verhältnisses ganz der klugen Freundin überlassen, nur kann sie es ihrem Herzen nicht versagen, dem Dichter beim Abschiede ihre innige Theilnahme auszusprechen und ihn zur Anerkennung des ihm allgemein gewidmeten Wohlwollens aufzufordern. Aber dadurch reißt sie ihn gerade zur Verzückung hin, deren Ausbruch sie auf immer von einander scheidet. Ihr tief inniges Gemüth ist der Mittelpunkt ihres reinen und edlen Wesens, dem nichts Gemeines nahen darf, wenn auch die Weltklugheit der Sanvitale nicht ohne Einfluß auf sie blieb und ihre volle, reine Hingabe seine Leidenschaft schürte.

Wie Antonio zu Tasso, so bildet Leonore Sanvitale*) zur Prinzessin einen scharfen Gegensatz, auch sogar äußerlich, da sie der hohen Gestalt der Prinzessin gegenüber als klein (vgl. IV, 3. V, 5) bezeichnet wird. Nach Serassi traf die erst vor kurzem vermählte Gräfin mit ihrer Stiefmutter Barbara Sanseverina kurz nach Tassos Rückkehr von Rom in Ferrara ein. Er schildert sie als eine sehr schöne Dame, von anmuthigem Wesen und edlem Wuchse, in den schönen Wissenschaften wie in aller Gelehrsamkeit bewandert, gewandt in dichterischem und prosaischem Ausdruck. „Was soll ich von deiner ausgezeichneten Freundlichkeit sagen", lesen wir in einem an sie gerichteten Briefe, „was von deinem reizenden Wesen, das von der Begierde nach Ehre, Keuschheit und Ruhm entzündet, durch liebliche Einfachheit gewürzt, durch holde Strenge gemäßigt ist, so daß, wenn die Bescheidenheit sich eine Tochter gewünscht hätte, sie von deinem Wesen, deiner Sprache, deiner Würde, deiner Reinheit und deinem Geiste das Muster genommen haben würde." Bei der Schilderung ihrer wunderlieblichen Anmuth und ihres feinen Weltsinnes schwebte Goethe ohne Zweifel die unendlich reizende Römerin, die verwittwete Frau von Branconi, geborene Elsener, vor; der Erbprinz von Braunschweig hatte sie als seine Geliebte aus Italien mitgebracht und ihr vor seiner Vermählung mit einer englischen Prinzessin die Herrschaft Langenstein im Harz geschenkt. Goethe sah sie zuerst 1779 in Lausanne, wo ihn „Geist, Leben und Offenmuth" dieser „Sirene" so wunderbar ergriffen. Im folgenden Jahr besuchte ihn die schöne Frau einige Tage in Weimar. Drei Jahre später, nachdem die erste

*) Manso nennt sie San Vitale, Serassi Sanvitale.

Bearbeitung des Taſſo abgeſchloſſen war, ſprach er zu Langenſtein bei ihr ein. Auch Sophie von Schardt, geborne von Bernſtorff, die 1778 nach Weimar gekommene Schwägerin der Frau von Stein*), die gefallſüchtige Frau Emilie von Werther und manche andere in Karlsbad und Italien gemachte Bekanntſchaften, wie von der polniſchen Fürſtin Iſabella Lubomirska und der Gräfin Lanthieri, mögen ihm vorgeſchwebt haben, wie denn die Anſchauung Italiens auf die ganze Auffaſſung und den Ton der feinſten und vollendetſten von allen goetheſchen Dichtungen bedeutend einwirken mußte. Unbegreiflich iſt, wie Fiſcher an die edle Gräfin von Werthern-Neuenheilingen denken konnte, die bei der Gräfin in Wilhelm Meiſter vorſchwebte, die freilich den edelſten Weltton, aber dabei das tiefſte ſittliche Gemüth beſaß. Im Gegenſatz zu der gleich Taſſo ganz nach innen gewandten Prinzeſſin, die, von eigenſtem Gefühl des Wahren und Edlen durchdrungen, für ernſte Dichtung und die Lehren der Weisheit rein empfänglich, mit wehmüthig trübem, aber unendlich liebevollem Blick auf die Welt ſchaut, ſchildert uns Goethe die Sanvitale als eine zierliche, fein gewandte Weltdame, den Reizen des Lebens und dem Scheine hingegeben, ſinnlich heiter und lebhaft bewegt, zum Necken geneigt, geiſtreich und witzig, beſonders anmuthiger, von reichem ſinnlichen Leben erfüllter Dichtung, die ſie mit anklingendem Sinne zu ſchätzen weiß, freundlich zugeneigt. An natürlicher Gutmüthigkeit fehlt es ihr nicht, ſo daß ſich leicht mit ihr leben läßt, aber ſie liebt es, in die Welt hineinzugreifen, wie der Herzog I, 4, 74 ff. bemerkt,

*) An dieſe ſchrieb Goethe am 23. Juli 1784 von ihr: „Nimm dich vor ihr in Acht, laß ſie ja keinen Brief von mir ſehn! ſie iſt im Falle, alles zu mißbrauchen.“

weshalb sie nicht ganz wahr sein kann, sondern, wie sie bei andern sorgsam aufhorcht, mit ihrer eigenen Absicht zurückhält, was Tasso mit seinem natürlichen Widerwillen gegen die ihm widerstrebende Natur dieses weiblichen Antonio gleich ausgespürt hat. Mag auch die Prinzessin ihre Feinheit, Zierlichkeit und gefällige Nachgiebigkeit hervorheben, Tasso kann nie offen gegen sie sein; selbst bei aller ihm bewiesenen Güte fühlt er ihre Absicht heraus, da sie zunächst nur immer sich selbst im Auge hat, den Genuß ihrer Eitelkeit. In ihrer äußern Zuthätigkeit, Gewandheit, Lieblichkeit, Heiterkeit und Anmuth des Umganges gleicht sie Leonorens Schwester Lucrezia, welche der Dichter nicht selbst auftreten lassen konnte, aber die Prinzessin rühmt der Schwester frohen Geist, ihre Brust voll Muth und Leben und ihren reichen Witz, so schöne Gaben, die sie nach ihrem Abgange sehr vermißte.*) Deshalb schloß sie sich an die liebenswürdige Gräfin um so leichter an, besonders da diese sich ihres Tasso entschieden annahm, für seine äußern Bedürfnisse besser sorgte, als sie selbst vermochte, die unangenehmen Folgen seines oft wunderlich sich gebärdenden Wesens geschickt verwischte und ihm beim Herzog, von welchem Leonore sogar sich selbst nichts zu erbitten verstand, manche Gunst auswirkte. Aber Lucrezias hoher Geist und das den Grundton ihres Wesens bildende reine Wohlwollen mangeln dieser ganz nach außen gerichteten Diplomatin. Die Begründung der Freundschaft mit der so durchaus verschieden gearteten Prinzessin hat sich der Dichter mit Recht erlassen, da diese vor die Zeit der Handlung fällt**) und die Freundschaft oft entgegen-

*) Seit der Vermählung Lucrezias ist eine geraume Zeit verflossen (III, 2), in welcher sie schon mehrmal Ferrara besucht hat (IV, 2).

**) Doch ist sie nicht wurzellos, wie Fischer meint. I, 1, 67 ist ausgeführt,

gesetzte Naturen verbindet. Die Prinzessin selbst ist von ihrer Weltklugheit etwas angeweht, wie sich darin zeigt, daß sie die auf eine Leonore gedichteten Lieder Tassos als auf die Freundin gemeint wider ihr besseres Wissen bezeichnet, wodurch sie aber diese gerade reizt, sich den Dichter näher anzueignen. Sie wünscht, daß der berühmte Dichter ihr allein huldige und ihr Name, wie der von Petrarkas Laura, von der Mit- und Nachwelt genannt werde, während die Prinzessin sich nur der Nähe des ihr geistig verwandten Tasso erfreuen möchte. Leicht setzt sie sich darüber hinweg, daß die zu ihrem eigenen Vortheile der Prinzessin entrissene Einwilligung zur Entfernung Tassos diese auf das tiefste verwunden muß. Aber ihr eigensüchtiges Spiel soll des gewünschten Erfolges entbehren, da der in sein Verdachtsgewebe eingesponnene Dichter durch ihren Vorschlag zur Reise nach Rom getrieben wird, und bitter muß sie ihre List büßen, da noch vor der Abreise auf ungeahnte Weise das Band mit Ferrara sich gewaltsam löst, ohne daß ihr die Möglichkeit bliebe, ihn für sich zu gewinnen.

Der Herzog Alphons, an dessen Hofe wir uns befinden, ist eine edle, zum Herrschen geborene Fürstennatur: von dem geschichtlichen Alphons ist wenig auf ihn übergegangen; die Hauptzüge bot Goethe, außer den durch die dramatische Handlung bedingten, sein eigener Herzog, Karl August. Die ruhige Sicherheit seines Urtheils und Handelns, sein allgemeines Wohl-

---

wie der Ruhm Ferraras sie schon als Kind angezogen, und man darf es als Meisterzug bezeichnen, daß sie selbst mit dem einfachen „Nun bin ich da" jede weitere Frage des neugierigen Lesers abschneidet. Daß die Prinzessin vor dem anmuthigen, sie verehrenden Gaste des Hofes sich zurückgezogen haben müsse, wird niemand mit Fischer einfallen.

wollen gegen die Menschen und besonders seine Diener, die Ritterlichkeit seines Wesens, die heitere Lebenslust, die Geselligkeit, die den Umgang mit schönen Frauen und neckischen Scherz liebt, treten bezeichnend hervor. Als Politiker ist er mißtrauischer als sein feiner Staatsmann; beim Vatikan scheint ihm nur herrschsüchtiger Egoismus zu herrschen. Alle übrigen Personen (natürlich abgesehen von Tassos Verblendung in den drei letzten Aufzügen) sind seines Lobes voll, und aus Antonios Munde vernehmen wir, daß auch der weise Papst ihn hochschätzt. Die Prinzessin deutet auf seinen milden Edelsinn, sein großes Herz, seinen immer gleichen Muth, und sie bedauert nur, daß das Schicksal ihm nicht verleihe, was er eigentlich verdiene, wie es auch Goethe schmerzte, daß sein Herzog so sehr verkannt wurde, besonders der berliner Hof seine Verdienste um den Fürstenbund mit Undank lohnte. Die von Kern behauptete Zurückhaltung gegen seine Schwester können wir nicht zugeben: daß diese ihn nicht gern um etwas bittet, beruht nur auf ihrer Scheu, wie sich schon daraus ergibt, daß die andere Schwester hierin weniger zurückhaltend ist, und es mußte vom Dichter angenommen werden, weil die Verwicklung der Handlung nicht stattfinden könnte, wenn die Prinzessin sich nach dem Streite Tassos unmittelbar an ihren Bruder wendete. Die Gräfin preist an Alphons dessen Gastfreiheit und Edelmuth, der edle Menschen anziehe und festhalte, und freut sich seiner heitern Nähe, da er auch zu geistreichen Neckereien und Scherzen geneigt und ein Freund heiterer Feste ist. Antonio, der ihn als Menschen und Fürsten hochhält, hebt hervor, wie leicht man ihm gehorche, da er, indem er gebiete, zugleich überzeuge. Tasso selbst spricht es dankbar aus, daß Alphons ihm ein neues, freies Leben gewährt,

seine Dichtung aus ihm Begeisterung, Rath und Belehrung geschöpft hat. Freilich hat Alphons bei der freundlichen Aufnahme, die er dem Dichter gewährte, gleich seinen Vorfahren, zunächst nur den Ruhm seines Hauses und Hofes im Auge, aber er selbst empfindet den Werth edler Dichtung, und sein klarer Blick erkennt trotz aller Verirrungen Tassos tief edles Herz. Ja er hat den Dichter bisher nur allzusehr geschont, und er möchte auch in Zukunft ihn nicht strenger halten, obgleich er ihn gern von seinem sonderbaren Verkennen der Welt und von der die Trübung seiner Seele vermehrenden Lebensweise abbringen möchte. Edelsinn, männliche Ritterlichkeit, entschiedenes Herrschertalent und frohheiterer Sinn bilden die Hauptzüge seines Charakters; nur den erstern hat die Schwester mit ihm gemein, deren tief innige, hohe Weiblichkeit, ihre Unfähigkeit, entschieden nach außen zu wirken, und ihren trüben Ernst wir oben bezeichneten. Wie alle Personen des Stückes, so trägt Alphons, bei seiner sonstigen Lebensklugheit und klaren Beherrschung der Verhältnisse, durch seine übergroße Schonung einen Theil der Schuld an der unglücklichen Verwicklung, aber seine Verzärtelung Tassos erklärt sich theils aus der Furcht, ihn an andere Fürsten zu verlieren, theils aus der Rücksicht auf seine Schwester. Er hofft, Tasso werde, nachdem er sein großes Gedicht vollendet, mehr Antheil an der Welt nehmen und sich in sie zu fügen lernen, eine Hoffnung, die mehr seinem Wunsche als unparteiischer Beurtheilung der Verhältnisse entspricht. Auch irrt er, wenn er die Versöhnung Tassos durch Antonio für leicht hält und durch Leonoren auf diesen zu wirken hofft, da er auf Tassos Liebe zu ihm und auf den guten Willen Leonorens zu sehr baut. Den

Vorwurf Semlers*), Alphons sei etwas zu ideal-abstrakt gezeichnet, können wir nicht zugeben; er hat ganz persönliche Züge genug, und das Goethe dabei vorschwebende Bild seines Herzogs erleichterte ihm die Zeichnung, aber gerade diese Züge sind Semler anstößig.

Alle Mißurtheile, denen Tasso verfallen ist, zu verzeichnen, lohnt sich nicht der Mühe. Am meisten bedauern wir, daß Hettner in seiner unserm Volke zu hoher Ehre gereichenden Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ihn so sehr verkannt hat. Er meint, die drei letzten Aufzüge paßten nicht zu den ersten, in welchen es auf die Verherrlichung der unverbrüchlichen Rechte des Genius und der Bildung gegenüber der Anmaßlichkeit vornehmer Beschränktheit abgesehen sei. Antonio sei in ihnen das Konterfei des hämischen, kleinlichen, intriguirenden weimarischen Hofadels, der es nicht verwinden konnte, daß der Herzog dem genialen Dichter seine Gunst und Liebe zuwendete und ihn zu den höchsten Stellen erhob, ohne nach Geburt und Dienstalter zu fragen. Diese Partei war längst überwunden, als der Dichter die erste Idee zum Tasso faßte, und die neidische Eifersucht, die in Weimar sich regte, als er in Italien seinen Gehalt fortbezog, war anderer Art und völlig unschädlich. Bei Tasso handelt es sich nur um die Anerkennung als Dichter, und zwar um den durch die Hand der Prinzessin ihm aufgesetzten Lorbeerkranz; dieser allein, den er um so höher schätzt, als er in ihm auch ein Zeichen der Neigung der schwärmerisch verehrten Fürstin erkennt, ruft alles hervor, was unter schrecklichen Kämpfen endlich Tassos Heilung be-

*) Das Thema der Goetheschen Poesie und Torquato Tasso (1879) S. 90 f.

wirkt. Hettner verkannte in auffallender Weiſe die herrliche Expoſition und die künſtleriſch fein berechnete Entwicklung der Handlung ſo ſehr, daß er im dritten Aufzug eine neue Expoſition fand, welche den Charakteren eine andere Unterlage gebe; inſonderheit ſollen hier mehr und mehr die Züge hervortreten, welche Taſſo als eiteln, phantaſtiſchen, mit ſich ſelbſt zerfallenen Träumer zeigen. Wenn die Züge von Taſſos krankhafter Reizbarkeit immer deutlicher hervortreten, ſo brachte dies der Fortſchritt der Handlung mit ſich: aber ſchon in der zweiten Szene zeigt ſich entſchieden Taſſos Krankhaftigkeit und ihre Heilung als Ziel der vereinten Thätigkeit des Herzogs und der Prinzeſſin. Weder Taſſo noch Antonio iſt in den letzten Aufzügen ein anderer geworden. So wenig iſt es wahr, daß der Antonio der beiden erſten Aufzüge nur als ſchroff, hämiſch, hochmüthig und neidiſch geſchildert wird, daß ihm alle jenen ſchlimmen Eigenſchaften ganz fremd ſind. Gleich in der erſten Szene, in welcher er auftritt, ſehen wir in ihm den feinen, umſichtigen, den Werth höherer Bildung empfindenden Mann, dem ſchon der Herzog vorher das vollſte Lob geſpendet, den auch die Prinzeſſin (vgl. II, 1) wohl zu ſchätzen weiß. Die Verſtimmung Antonios bei ſeiner Rückkehr iſt in der dramatiſchen Handlung begründet. Die ganze vorgebliche Zwieſpältigkeit des Charakters des Antonio iſt eine reine Täuſchung. Als völlige Verkennung der Dichtung ergibt ſich die Behauptung, Goethe habe im Taſſo, ſtatt, wie er gewollt, den Sieg der göttlichen Sophroſyne über die Phantaſtik, vielmehr den Sieg des Hofmanns über den Genius, den Sieg der höfiſchen Etikette über die Menſchenrechte dargeſtellt. Von einem Siege Antonios darf überhaupt keine Rede ſein; ebenſo wenig können wir zugeſtehn, das unglückliche

Durcheinander der Motive habe dem Dichter unverhältnißmäßige Schwierigkeiten gemacht. Diese lagen vielmehr in der von Goethe erstrebten höchsten Feinheit und Durchsichtigkeit und in der Eigenthümlichkeit der das tiefste Herz in Bewegung setzenden Lage der Personen. Am schwierigsten wurden dem Dichter, wie wir sahen (S. 17), eben die letzten tief ergreifenden Szenen, wie ihn bei der ersten Bearbeitung die mit dem dritten Aufzuge beginnende Verwicklung von der Weiterführung abgehalten hatte. Hettner behauptet, in jedem wohlgegliederten Drama bilde der dritte Akt den eigentlichen Höhepunkt, auf welchem die Schuldverstrickung des Helden zu offenem Ausbruche komme und dadurch die Gegenwirkung der durch diese schuldvolle That Verletzten hervorrufe. Dies liegt aber keineswegs im Wesen des Dramas, vielmehr müssen der dritte und vierte Akt die Handlung zum Höhepunkte der Verwicklung treiben, deren Entwicklung im letzten sich vollendet, und dies ist auch bei Tasso der Fall. Die Art, wie diese erfolgt, kann sehr mannigfaltig sein, und bindet sich nicht an eine schablonenmäßige Regel. Im Tasso ist sie eben so innerlich begründet wie überraschend und ergreifend.

Die Handlung schreitet in ruhiger, klarer Folge fort und erhält uns in steter Spannung, da alle Personen lebhaft in die Entwicklung von Tassos Schicksal hineingezogen werden, in und mit ihm und durch ihn leiden. Ohne daß viele äußere Handlung aufgewendet würde (doch auch an dieser fehlt es keineswegs), durchzieht die anziehendste innere, die Seele fesselnde Handlung das ganze Stück bis zum außerordentlich überraschenden Schlusse.*) Innigsten Antheil nehmen wir besonders an den

*) Vgl. Kern S. 4—24.

beiden Hauptpersonen, die schon im ersten Aufzuge unsere ganze innige Theilnahme erregt haben und sie gesteigert erhalten; auch Leonorens Eingreifen wirkt äußerst spannend. Wer lebendige Handlung hier vermissen kann, der zeigt eben, daß er für die feinern Gefühle der Menschenbrust und den erschütternden Seelenkampf edler Menschen kein Herz hat.

Wie die Handlung krystallrein und wohlgefugt von Anfang bis zu Ende im höchsten Stile der Kunst sich ergießt, so ist die Sprache hier zu noch höherer Wirkung und noch reinerm Glanz erhoben als in der Iphigenie. Die Verse sind, zum Theil unter dem Beirathe von Moritz, noch feiner durchgearbeitet und wohllautender, wenn auch Vischer (Goethe-Jahrbuch IV, 13) in Iphigenien weniger Härten, Cäsurmangel und Accentverstöße als in Goethes spätern Dramen fand. Was zunächst die Prosodie betrifft, so hat Goethe, wie (trotz Scherers Leugnung) in seinen lyrischen Gedichten, so auch im dramatischen Verse außer dem Gewichte des Lautes die längende Kraft der Versheben beachtet. So werden in der Hebung des Jambus lang gebraucht die letzten Silben drei-, vier- und fünfsilbiger Wörter, wie in schöneres, grimmiger, zündete, Grazie, Italien, unaussprechliches, ebenso kurze, einsilbige Wörter, wie der bestimmte Artikel, er, es, ich, in, von, zu, und, wonach schon der, wenn er, ja es, nicht das, Zeit und, trat ich und andere prosodisch noch entschiedenere Trochäen den ersten Fuß des fünffüßigen Jambus bilden können, wie so häufig auch in Lessings Nathan. Aber dieser Freiheit hat sich Goethe fast nur, wie Lessing, bei zwei unmittelbar aufeinander folgenden einsilbigen Wörtern bedient, wogegen Schiller bis zum Tell auch zweisilbige trochäische Wörter so braucht, wie Vater,

Mutter, eile, haltet, mitten, besonders im ersten Fuße. Nur ein Beispiel dieser Art bieten Goethes drei große Dramen in dem Verse (Tasso II, 4): „Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf". Kaum begreiflich ist es, wie man darin trochäischen Rhythmus hat sehn wollen, als ob willkürlich zwischen die jambischen Verse andere eingeflickt werden könnten, abgesehen davon, daß, wenn man die letzte Silbe von ruhe nicht lang nimmt, der erste Fuß ein Daktylus sein müßte. In einem andern Verse: „— Schwelle, Brust! o Witterung des Glücks" (II, 2), nimmt Weinhold gleichfalls absichtlichen trochäischen Rhythmus an, während Schröer noch abenteuerlicher die erste Silbe durch den vorangehenden Gedankenstrich angedeutet glaubt. Wer Goethe keine metrischen Ungethüme zumuthet, dabei bemerkt, wie dieser das o! so auffallend häufig dem Tasso zutheilt, zuweilen zweimal in demselben Verse, wie gleich vier Verse weiter, wird nicht zweifeln können, daß die Auslassung des „O" vor „Schwelle" nur auf einem unverbessert gebliebenen Versehen der ersten Abschrift beruht. Sonst ist zu bemerken, daß Antonio größtentheils dreisilbig gelesen wird, was kaum davon herzuleiten ist, daß früher im vierten und fünften Aufzuge Battista statt Antonio stand. Auch wird in Erminiens, Sophroniens das i mit e verschlungen. Anapäste hat der Dichter gemieden. Ein solcher findet sich nur im ersten Auftritte: „Und duftend bilden, erkennst du sie nicht alle". II, 3 ist am Anfange des Verses für Zufälligen wohl Zufälligen zu lesen. I, 3: „Dort werden lautere Stimmen dich begrüßen", hat schon 2 lautre gesetzt. Der Hiatus ist meist ganz gemieden, besonders das harte Zusammenstoßen zweier e nur gestattet, wo es nicht unangenehm ins Ohr fällt.

Regelmäßig schließt der Vers männlich, obgleich Goethe sich den um eine Silbe längern weiblichen (klingenden) Ausgang nach dem Bedürfnisse und der stehenden Freiheit gestattet hat. In dem Falle, wo die Wahl zwischen einer kürzern und einer längern Form freisteht, wird gewöhnlich die erstere gewählt, so stehn, gehn, sehn, befrein, verzeihn, erfreun, verliehn, geflohn, Manns, Sinn (statt Sinne). Freilich scheinen einzelne Ausnahmen absichtlich, wie I, 1 ein Vers mit verleihen endet, um mit dem folgenden auf allein ausgehenden sich nicht zu reimen, V, 1 den Sinn des Mannes schließt, um einen zu stumpfen Ausgang zu vermeiden. Anderswo, wie I, 3 auf diesem Sinne gegen IV, 2 mit steifem Sinn (wie meinem Sinn in der natürlichen Tochter V, 9), mag die Abschrift nachlässig sein. Verhältnißmäßig häufig finden sich Verse aus lauter einsilbigen Wörtern, in den 3453 Versen des Tasso an 36, ziemlich gleichmäßig auf alle Aufzüge vertheilten Stellen. Der scheinbare Anstoß wird dadurch gehoben, daß mehrere Wörter enger mit einander verbunden sind und meist bedeutende Sinnabschnitte innerhalb des Verses sich finden, die oft die Stelle der mangelnden Cäsur vertreten, was dem leichten Flusse des dramatischen Verses und der erwünschten Abwechslung des Verses entspricht. So finden sich IV, 2 zwei aus einsilbigen Wörtern bestehende Verse unmittelbar nacheinander: „Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst, | Und bin's doch noch so gut, als wie ichs war". Hier gehören hast du, ich bin und ich selbst enge zusammen, nicht weniger so gut, als wie und ichs war, wodurch die scheinbare Einsilbigkeit schwindet; und dabei hat der erste Vers nach dem zweiten, der andere nach dem dritten Fuße einen Sinnabschnitt.

Tasso hat, wie Iphigenie, eine Anzahl von Sechsfüßlern, 8 männlich, 3 weiblich auslautende. Es ist ebenso verkehrt, diese für Alexandriner wie sie für Trimeter zu halten; sie beruhen auf bloßem Versehen. 2 davon hat der Dichter später durch Zusätze unbewußt hereingebracht. Iphigenie, die nur aus 2174 Versen besteht, hat ihrer 9; bei Schiller ist die Zahl bei weitem größer, sein Karlos hat in seinen 5470 Versen solcher 74, von denen freilich 26 erst durch die spätere Kürzung des Stückes entstanden sind. Geringer ist im Tasso, wie auch in der Iphigenie, die Zahl der leichter auffallenden Vierfüßler; wir zählen ihrer 6 (zwei weiblich auslautende, von denen einer mit dem trochäisch gemessenen Zutraun schließt). Auch finden sich ein Dreifüßler, II, 4 in Tassos Trauerklage und drei Zweifüßler (von denen zwei weiblich), alle in Tassos Gefühlsausbruch V, 5.

Goethe hatte sich, wie Lessing, seine eigene Ansicht von der Leitung des fünffüßigen Jambus im Drama gebildet, und diese im Tasso noch selbstbewußter als in der Iphigenie, wo er von einer prosaischen Grundlage ausging, mit der ganzen Anmuth und Gewalt seiner Sprache durchgeführt, deren süßeste Melodie wie ein himmlischer Hauch über der seelenhaftesten aller deutschen Dichtungen schwebt und webt, die dabei so viel sinnliches Leben und so viel frische Anschaulichkeit besitzt, daß sie den Boden der Bühne nicht zu scheuen braucht, sondern gerade auf diesem ihr rechtes, volles Dasein, ihre reichste Entfaltung gewinnt, wenn sie nur nicht von nach Wirkung haschenden, seelenlosen Schauspielern zerpflückt und zerstampft wird.

IV. Entwicklung und Ausführung.

Erster Aufzug.

Taſſo, von deſſen Stellung am Hofe und ſeiner krankhaften Reizbarkeit wir vernehmen, übergibt ſein vollendetes Gedicht und wird durch den von der Prinzeſſin auf Geheiß des Herzogs ihm aufgeſetzten Kranz in große Aufregung gebracht. Antonios Erzählung und ſein ſchroffes Auftreten gegen den Bekränzten vollenden die Expoſition.

Erſter Auftritt. Das heitere Geſpräch der Freundinnen deutet auf der Prinzeſſin Neigung zu Taſſo, der ſie ſich gern hingibt, was eben deſſen Liebe nährt. Zugleich treten die hohe Bildung des Hofes von Ferrara und der Gegenſatz der Charaktere der Prinzeſſin und Leonorens hervor.

Wir befinden uns zur Mittagszeit auf dem Gartenplatz des Luſtſchloſſes Belriguardo*); der Frühling iſt eben mit voller

*) Nach Seraſſi wünſchte der Herzog, den Taſſo immer zu Belriguardo (gu wird beim Leſen des Stückes häufig irrig nach franzöſiſcher Weiſe ſtatt italieniſch als gw geſprochen) um ſich zu haben. „Belriguardo war ein großer und ſehr angenehmer Landſitz, wo der Herzog ſich beſonders den Sommer über aufzuhalten pflegte, um der übermäßigen Hitze zu entgehn. Es befand ſich daſelbſt auch ein

Kraft eingetreten. Die Neigung zu Tasso hat die sonst ernste Prinzessin so weit hingerissen, daß sie mit der Freundin, beide wissen selbst nicht wie, die besonders durch die beliebten Schäfergedichte (Pastorali) in Aufnahme gekommene romantisch phantastische Tracht von Schäferinnen angelegt haben, in die sich beide noch nicht recht zu finden wissen, und eben Kränze winden.

Die Prinzessin eröffnet das Gespräch mit der Frage nach der Ursache des Lächelns der Freundin*), diese aber bringt die Rede auf die Kränze, welche sie flechten, und zwar auf verschiedene Art, worin sich schon der Charakter beider ausspricht, noch mehr in ihren Lieblingsdichtern, denen sie dieselben sogleich aufsetzen. Die Prinzessin ist dem Ernsten, Würdigen zugewandt; deshalb schätzt sie vor allen den edelbegeisterten Sänger des tapfern und frommen Aeneas, Tassos Vorbild, wogegen Leonore das Heitere und Ergetzliche liebt und dem leicht hingaukelnden Ariost anhängt**), der bald in Antonio seinen begeisterten Lobpreiser finden soll.

---

wahrhaft königlicher Palast mit Galerien und Hallen und mit Sälen von wunderbarer Größe; man hatte dort die herrlichsten Gärten, überreich an Früchten aller Art und lieblich durchrauscht vom Wasser des Po." So Serassi, der auch eines köstlichen Teiches von reinstem Wasser und der ihn umgebenden, stets Schatten bietenden Pappeln gedenkt.

*) Sehr glücklich tritt der Name der Angeredeten gleich am Schlusse des ersten Verses hervor, wie diese in der Erwiderung als Fürstin bezeichnet wird. Neben der vollen Namensform Eleonore braucht Goethe Leonore, auch das volksthümliche Lenore. Serassi hat neben Leonore zuweilen Eleonore.

**) Die Prinzessin hat in Gedanken (13), d. h. ohne bestimmte Absicht, ihren Kranz geflochten, aber ohne Zweifel in süßester Erinnerung an Tasso. Doch man darf wohl nicht mit Kern annehmen, sie wolle die Absichtslosigkeit hervorheben, um der Freundin die Vorstellung zu benehmen, daß sie dabei an Tasso gedacht; sie will sagen, sie habe keine besondere Bestimmung des Kranzes

Die Schilderung des Glückes, das sie hier genießen, knüpft die Prinzessin ungezwungen an, indem sie die holde Einsamkeit erhebt, welche sie in das von den Dichtern besungene goldene Weltalter und in die frohen Tage ihrer Jugend zurückversetzt.*) Leonore beschreibt dagegen mit lebhaften Farben den reich sich entfaltenden Frühling. Schon bewährt die Sonne ihre Kraft**), überall zeigt sich frisches Leben; allmählich schwindet die letzte Erinnerung an den rauhen Winter***), der blaue Himmel ist in seiner vollen Reine zurückgekehrt. Dem Dichter schwebte der Anblick vor, den er in den Lust- und Prachtgärten zu Florenz (vgl. oben S. 11) in dem Garten Boboli, auf der Rückkehr von Rom anfangs Mai 1788 genossen.

Den Uebergang zur Schilderung des bildungsreichen Hofes zu Ferrara vermittelt die Erinnerung der Prinzessin, daß sie die Freundin bald entbehren müsse, wobei denn auch deren persönliche, frei vom Dichter geänderte Ver-

---

im Sinne gehabt. — Ariosts hohe Stirn (16) ist geschichtlich begründet, Meister (maestro) Ehrennahme der Dichter.

*) In diesen Tagen (21) deutet auf eine kurze Zeit, wozu auch die Schilderung des eben begonnenen Frühlings stimmt. Vgl. I, 3, 108: „Ich hab' euch nun aufs Land gebracht." — Die Stellung des mir (27) zwischen den engverbundenen Wörtern ist eine glückliche Freiheit, der sich Goethe auch in Prosa bediente. Vgl. die Erläuterungen zu Hermann und Dorothea S. 159 f.

**) Unter den „immergrünen Bäumen" (27) sind Lorbeern, Myrthen, Pinien, Cypressen und immergrüne Eichen zu verstehn. Vgl. Goethes Brief aus Rom vom 2. Dezember 1786.

***) Vgl. unten V, 4, 82 ff. Goethes Brief vom 13. Dezember 1786. In Oberitalien werden Orangen- und Citronenbäume längs der Mittagsseite einer hohen weißen Mauer im Freien gepflanzt und im Winter durch ein mit Ziegeln gedecktes, mit Rohr umgebenes Bretterhaus (cedrera) geschützt.

hältnisse hervortreten.*) Daß Ferrara hinter dem großen Florenz als Stadt weit zurückstehe, gibt auch Leonore zu.**) Die Prinzessin will das Lob Ferraras, das in geistiger Bildung, Wissenschaft und Dichtung (Edelsteinen) so reich und gerade durch seine Fürsten so groß geworden sei***), bescheiden ablehnen, ruft aber gerade dadurch Leonorens Preis der herzoglichen Familie und ihrer Vorfahren hervor. Goethe durfte bei dem Ruhme, den er Ferrara ertheilt, sich zu seinem Zwecke eine freiere Darstellung gestatten. Leonore gedenkt namentlich nur des Herzogs Ercole II., des Vaters von Alphons, und des Bruders desselben, Kardinal Ippolito II., von denen ihr vielgereister Vater ihr oft erzählt hat.†) Die besonders freundliche Aufnahme, welche dem Petrarca zu Ferrara geworden, ist

*) Wirklich war sie erst seit kurzem vermählt, als sie nach Ferrara kam. Ein Sonett Tassos von 1577 feiert die Geburt ihres ersten Kindes, eines Mädchens.

**) Freilich nennt Goethe am 16. Oktober 1787, als er Florenz noch nicht gesehen, Ferrara eine große, schöne, entvölkerte Stadt, wo Ariost begraben liege und Tasso unglücklich geworden. Im Hospital St. Anna zeigte man ihm als Tassos Gefängniß eine Art Holzstall, ja niemand wußte dort eigentlich noch etwas vom berühmten Dichter.

***) Strehlke will gegen den Zusammenhang unter den aufgehäuften Schätzen (52), die eben nur den Reichthum bezeichnen, die Menge eines tüchtigen Volkes verstehn, unter den Edelsteinen einzelne hervorragende Persönlichkeiten. Leonore setzt absichtlich Florenz gegen Ferrara herab, nimmt deshalb auf die dortige Blüthe der Kunst keine Rücksicht, gedenkt auch nicht des großen florentinischen Dichters, welcher aus dessen reicher Bildung hervorgegangen war. Solche witzige und spitzige Gegensätze, wie sie die Italiener lieben, darf man eben nicht zu genau fassen wollen. — 57. Zum Glück, parallel zu durch Zufall, im Sinne von glücklich.

†) Euer (62) wurde erst in 3 statt eurer geschrieben, das in anderer Bedeutung 63 folgt.

Goethes geschickte Erfindung. Als Ariosts Muster am Hofe zu Ferrara sind Francesco Cieco, der Dichter des Mambriano, und Matteo Maria Bojardo bekannt, dessen verliebten Roland der in Ferrara gebildete Arioſt fortsetzte.*)

Der Prinzessin heitere Hindeutung auf Leonorens glückliche Lebhaftigkeit des Gefühls führt zur Darstellung ihres eigenen, ganz entgegengesetzten, tiefen, ernsten Wesens. Leonore faßt das Wort lebhaft, dessen sich die Prinzessin bedient, absichtlich in allgemeinerm Sinne als tief, wahrhaft, um ihr Lob der Freundin daran zu knüpfen. Freilich empfinde diese nicht so leidenschaftlich wie sie, dagegen fühle sie still und rein, was die folgenden Verse weiter ausführen: das Aeußere blendet sie nicht, sie dringt in das Wesen und erfaßt das Große mit innigem Antheil. Die Prinzessin lehnt diese höchste Anerkennung mit der scherzenden Hindeutung auf das Lob, daß sie der Schmeichelei unzugänglich, als unverkennbare Schmeichelei der Freundschaft ab, allein Leonore kann nur zugestehn, daß Glück und Gelegenheit ihre Ausbildung gefördert**), doch liege ihr, wie auch der Schwester eigentlicher Werth in der Persönlichkeit. Die Bescheidenheit der Prinzessin tritt hier im schönsten Licht hervor:

---

*) Die Erwähnung der Gastgeschenke (78) ist ganz im Sinne der Zeit. So entließ die Herzogin von Urbino den Tasso mit reichen Geschenken, unter denen wahrscheinlich eine goldene Halskette war.

**) Ihren (statt seinen) Theil (100) ist einer der vielen Druckfehler von 3, den leider auch die neue weimarische Ausgabe als vermeintliche Verbesserung aufgenommen hat. Die synonymen Begriffe Gelegenheit und Glück als Mehrheit zusammenzufassen geht so wenig an, als ihren auf das vorangehende Gelegenheit allein zu beziehen.

denn daß es ihr damit Ernst sei, ergibt sich aus dem ganzen Ton und dem reichen Erguſſe ihres Gefühls, da sie bisher, mit zwei in der Sache begründeten Ausnahmen, nur in kurzen Doppelversen gesprochen hat. Mit ihrer Mutter Renate, der sie ihr Wissen verdanke, und auch mit ihrer Schwester, die hier zum erstenmal namentlich hervortritt, könne sie sich in Kenntniß und Urtheil (Wissenschaft und rechtem Sinn) gar nicht messen; auch habe sie ihre Einsicht und ihr Wissen, die sie ihrer natürlichen Begabung und ihren glücklichen Verhältnissen verdanke, nie als ein Gut betrachtet, auf das sie sich etwas einbilden könne. Ihre Kenntniß freut sie, weil diese sie befähigt, den Gesprächen weiser Männer*) und dem Streite der Gelehrten zu folgen. Als Gegenstände des Streites**) bezeichnet die Prinzessin Empfindungen und Leidenschaften, die sie allgemein als Kräfte bezeichnet. An den Streit der Gelehrten schließt sie die philosophische Erörterung wichtiger Punkte an (sie nennt beispielsweise das edlen, thatkräftigen Seelen eigene Streben nach Ruhm und Ausbreitung des Besitzes) und die Auslegung philosophischer Schriften, wobei besonders an Plato zu denken.***) Prägt die Prinzessin hier unwillkürlich den Durst ihrer Seele nach wahrer

*) Kern will die Verse 118 f.: „Es sei ein Urtheil . . . Werth" auf die Geschichte, die folgenden auf die Naturwissenschaften beziehen, aber sie gehen allgemein auf die Beurtheilung von bedeutenden Personen der Vergangenheit und auf wissenschaftliche Fragen.

**) Es ist wohl an öffentliche Vertheidigung aufgestellter Sätze (vgl. S. 37) zu denken. Kern will auch andern Streit über gelehrte Gegenstände verstehn.

***) 131 ff. („Und wenn") deuten auf eine beredte Darstellung ernster wissenschaftlicher Ueberzeugung im Gegensatze zum sophistischen Wortprunke. Kern denkt hier an logische, wie in den vorhergehenden Versen an psychologische Untersuchungen.

Weisheit zu Leonorens Freude so wundervoll zart aus, so weist letztere auf den Genuß der Dichter hin, mit deren Schöpfungen sie am liebsten sich befasse.*) Die Dichtung liegt freilich abseits vom weiten Reiche des Denkens, worin die Prinzessin ganz heimisch ist, aber letztere weilt doch auch gern in jener, obgleich Leonore ihr schalkhaft nur eine geringere Theilnahme an der Dichtung als einer weniger würdigen Geistesunterhaltung zuschreibt, was nur insofern wahr, als diese zur Sinnlichkeit spricht.

Die Prinzessin bringt die Rede auf Leonoren, um deren schalkhafte Aeußerung zu erwidern, wobei sie Tassos gedenkt und seiner eine Leonore feiernden Lieder, die, wie sie wohl fühlt, nur an sie gerichtet sind, aber sie möchte sie um so mehr von sich ablehnen. Neckisch meint sie, die Person des Dichters scheine sie mehr als die Lieder anzuziehen.**) Leonore erwidert die sie nicht treffende Hindeutung auf ihre Neigung zu Tasso (hier tritt der Name zum erstenmal hervor) mit der Bemerkung, sie ehre in ihm nur den Dichter; dieser lebe nicht mit den ihn umgebenden wirklichen Personen, sondern nur in den Gestalten seiner Einbildung (Geistern. vgl. I, 3 zu Ende).***) Eine solche Auffassung ist der Prinzessin, die sich

*) Die letzten, lieblichsten Gefühle sind die äußersten, am tiefsten gehenden, am innigsten unser Wesen ergreifenden Empfindungen, im Gegensatze zu den Begriffen und Ideen des Denkers.

**) Die Myrte (144) war bei den Alten der Liebesgöttin heilig; man verehrte die Venus myrtea. Wenn Leonore die Dichtung als eine von dem weiten Reiche des Denkens entfernte Insel mit Lorbeerhainen bezeichnet hat (140), so bemerkt die Prinzessin, die Insel ziehe sie wohl mehr der Myrte als des Lorbeers wegen an.

***) Vortrefflich schildert Leonore, wie der Dichter nicht das einzelne als

persönlich von Tasso angezogen fühlt und ihm etwas sein möchte, nichts weniger als erfreulich, und so beruft sie sich auf seine hier und da an den Bäumen angehefteten Lieder, die doch von wahrer Liebe zeugten.*) Der Freundin, die darin nur eine Verherrlichung des ihm vorschwebenden weiblichen Ideals sehn will**), hält sie entgegen, daß er seiner Geliebten den bestimmten Namen Leonore gebe. Diese aber weist die neckende Beziehung auf ihren Namen geschickt damit ab, daß er die Prinzessin dabei mehr im Sinne habe als sie, wovon freilich auch diese überzeugt ist, die es freut, das, was sie selbst fühlt, auch von der Freundin ausgesprochen zu hören. Aber, fährt sie fort, möge Tasso dabei zuweilen auch wohl ihrer gedenken, von eigentlicher Liebe könne dabei gar nicht die Rede sein, er liebe

---

solches schätze, sondern es auf seine Seele wirken lasse, um aus den von dort in ihn übergegangenen Eindrücken eine ganz neue Welt zu gebären. Nicht mit gewöhnlichen Sinnen nimmt er die Welt auf; Natur, Geschichte, Leben sprechen unmittelbar zu ihm, und so bildet er aus dem in Wirklichkeit weit Zerstreuten ein Ganzes, gibt selbst dem Unbelebten Leben, adelt das Gemeine, wie er das von der Welt Geschätzte als nichtig verachtet. Vgl. Faust Vorspiel 103—125.

*) Den Garten der Hesperiden mit herrlichen goldnen Aepfeln, die Hercules geraubt haben soll, bezeichnet er als ein Hesperien (179), wie eigentlich das ganze Abendland, Italien insbesondere, heißt. — Das Anheften an den Bäumen (177 f.) ist eine Erfindung Goethes, wozu vielleicht Orlando in Shakespeares Wie es euch gefällt (III, 2) Veranlassung gab.

**) Der Dichter verehrt bald das Ideal seiner Liebe, wie die Engel in den bekannten bildlichen Darstellungen der gegen Himmel fahrenden, der thronenden und gekrönten Maria sich vor dieser beugen, bald schleicht er ihm nach, als sehe er es lebhaft vor sich, bald klagt er, daß es ihm entschwunden sei — immer wiegt er sich in einem idealen Traume. Sonette Tassos schweben hierbei nicht vor. Das Bild von der zum Himmel fahrenden Madonna war Goethe geläufig, wie er einmal an die ihm grollende Frau von Stein schreibt, sie komme ihm jetzt wie diese vor.

in ihren Gestalten nur sein Ideal, ja sie geht in ihrem Widerspruch so weit, daß sie behauptet, auch sie verehrten im Grunde in ihm nicht den persönlichen Tasso, sondern das Ideal ihrer Liebe.*) Der Prinzessin, die sich ganz anders als Leonore gegen Tasso bewegt fühlt, erscheint die Vorstellung einer solchen rein idealen Liebe nur ein leerer Schall. Leonore muß dies im Munde der feinen Kennerin Platos seltsam finden: diese könne nicht auf gewöhnliche Art lieben, ihre Liebe müsse eine viel höhere, feinere sein, was sie durch eine hübsche, mythische Einkleidung ganz im Sinne platonischer Darstellungskunst, ausführt. In Platos Gastmahl werden unter andern ein himmlischer und ein gemeiner Eros (Amor) unterschieden; den erstern denkt sich Leonore als Jüngling, wie er in der schönen Gruppe mit Psyche erscheint, im Gegensatz zu der später allgemein verbreiteten Kindesgestalt**), und sie stellt ihn als einen der obern Götter der gemeinen, nur vom rohen Sinnengenusse angezogenen Liebesbegier entgegen. Hier, wo der Gegensatz der Freundinnen zu einander vorab bestimmt genug und besonders der Prinzessin Beziehung als persönlich, nicht bloß geistig hervorgetreten, wird das Gespräch dadurch abgebrochen, daß man Alphons kommen sieht, der sie nicht wieder in einem Gespräch über Tasso finden dürfe; denn dieser würde in seiner Art über ihre Neigung scherzen, was der Prinzessin bei ihrer innigen Liebe gar empfindlich sein müßte. So hören wir hier ganz nebensächlich, daß Tasso oft der Gegenstand ihrer Unter-

*) Das Höchste soll nach Strehlke „die Macht des Genius" sein!

**) Vgl. Goethes Gedicht der neue Amor (Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 35 f.).

haltung ist, und der Prinzessin Scheu vor des Bruders Scherz darüber verräth, wie tief innerlich ihre Liebe sei, nicht etwa, wie Kern meint, daß der Bruder ihr ferner steht.

Zweiter Auftritt. Wie im ersten Auftritt der Prinzessin, so tritt hier des Herzogs Stellung zu Tasso hervor, der dessen leidenschaftliche Schwächen noch weiter mit Geduld ertragen will und sie zu heilen hofft. Auch werden wir auf die Ueberreichung des vollendeten Gedichtes und Antonios Rückkunft vorbereitet.

Der neckischen Verwunderung von Alphons tritt die etwas aufgeregte und durch die Ankunft des Bruders betroffene Prinzessin mit kurzen ernsten Worten entgegen. Seinen ersten leisen Tadel über Tassos Hang zur Einsamkeit weiß Leonore mit Bezug auf sein Zurückziehen gerade in diesen Tagen treffend zu entschuldigen; aber ihre Hindeutung, er sei eben bei der letzten Durchsicht des Gedichtes, das er baldigst überreichen werde*), bringt ihn auf dessen übergroße Aengstlichkeit, die ihn nie enden lasse, wogegen sich die Prinzessin auf das entschiedenste ihres Freundes annehmen kann.**) Gesteht Alphons auch der Vertheidigung der Schwester eine gewisse Berechtigung zu, so scheint diese ihm doch zu milde seine Schwächen zu beurteilen; von ihrer gegenseitigen Ergänzung hofft er die gewünschte Wirkung. Wie großen Werth

*) Die meisten Gesänge des Gedichtes hatte er längst vorgetragen, jetzt hat er es vollendet und zuletzt nur noch einzelnes verbessert, ehe er es in die vollständige Handschrift eintrug, die er dem Herzog überreichen will.

**) Bei 37 ff. schwebt Ariost als Gegensatz vor. Vgl. I, 4, 148 ff. Serassi rühmt die Sorgfalt, welche Tasso auf die innige Verbindung der Episoden mit der Haupthandlung verwandt habe.

er auf die Vollendung des ihm und seinem Hause zum Ruhm gereichenden Gedichtes legt, so denkt er doch, weil er es wünscht, Tasso selbst werde dadurch in das Leben eingeführt werden, zu klarer Erkenntniß der Welt und männlicher Festigkeit heranreifen.*) Leonorens deshalb dem Herzog ertheiltes Lob bildet den Uebergang zu Tassos dritter Schwäche, dem düstern, ihn selbst und seine Umgebung höchst drückenden Argwohn.**) Alphons schildert, wie Tassos Gemüth von Mißtrauen gegen alle Menschen immer mehr erfüllt werde***), was er als Folge seiner scheuen Einsamkeit betrachtet. Deshalb hofft er, was er freilich hier nicht ausspricht, sein Argwohn werde schwinden, sobald er in die Welt trete. Daß er durch Unmäßigkeit im Trinken und sein Sträuben gegen die Vorschriften des Arztes das

---

*) Die verbindungslos aneinander gefügten Sätze 55—63 („Ein edler Mensch ... sich bald ein Mann"), die wie bedeutende Schlagworte in die Seele fallen, stehen in engster logischer, absichtlich nicht angedeuteter Verbindung. — 60 hatte 4 nicht nach Wiegt weggelassen.

**) Daß er seine Kunst an des Fürsten Lehren gebildet, geht darauf, daß Alphons ihm sein Urtheil über einzelne Stellen des Gedichtes und über die Behandlung überhaupt mittheilte, besonders ihn wegen der Schlachtdarstellungen belehrte. Serassi berichtet, Tasso habe den Herzog darüber zu Rathe gezogen. Darauf deutet Tasso selbst I, 4, 50 ff. — V. 70 fehlte zuletzt nach nicht durch Druckfehler seit 3.

***) Serassi hält jene Verfolgungen, die Goethe bloß als Einbildungen bezeichnet, für wirkliche, die der Herzog nicht gewußt oder nicht daran geglaubt habe. „Wenn Unterschlagen und Oeffnen von Briefen, Bestechung der Diener, Erbrechen der Zimmerthüre, Nachmachen des Schlüssels zu einem werthvollen Kästchen, Verdächtigung bei den vertrautesten und wohlwollendsten Personen durch böse Kunstgriffe keine Verfolgungen sind, so weiß ich nicht, was diesen Namen verdient, besonders bei einem Gelehrten von schwermüthigem Sinne und so mächtiger Einbildungskraft."

Uebel steigere, ist hier absichtlich übergangen, um das Bild des Dichters nicht gleich am Anfange zu ungünstig erscheinen zu lassen. Des Herzogs bisherige weise Schonung*) wird durch der Prinzessin Entschuldigung und innig bewegte Bitte um Nachsicht eingeleitet.**) Alphons will auch in Zukunft Tassos Schwächen mit Geduld tragen, hofft aber auch durch seine Behandlung ihn vielleicht von seinen Einbildungen zu heilen: eine entschiedenere Heilung durch scharfe Mittel darf er schon der Prinzessin wegen nicht versuchen, und er verzweifelt nicht, so mit Hülfe der Frauen zu seinem Ziel zu gelangen.

Unmittelbar schließt sich des Herzogs Ankündigung an, daß er noch den Abend von Belriguardo, wohin er sie gebracht hat, nach Ferrara zurück müsse, und zwar mit Antonio, der ihn hier abholen werde. So tritt denn die Wichtigkeit des gewandten Welt- und Staatsmanns Antonio für Alphons gleich neben dem Werthe hervor, den er auf den schwermüthig kranken Tasso legt. Die Prinzessin versinkt, nachdem sie über des Bruders rasches Weggehen sich beklagt hat***), in Gedanken, und läßt die folgenden Reden des Herzogs,

---

*) Eines wirklichen Erbrechens eines Zimmers des Tasso während seiner Abwesenheit durch einen falschen Freund gedenkt Serafsi. Was vorher 79 ff. erwähnt wird, ist Zusatz Goethes.

**) „Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann", wie Goethe an Jacobi schreibt, der Mensch könne keine Faser an sich ändern. Semler mißversteht (S. 82) den Ausdruck, wenn er meint, Antonio bringe es am Ende zu Wege, daß Tasso wirklich von sich scheide. Vgl. V, 1, 40 ff.

***) Bei Consandoli (117) schwebt Serassis Erzählung vor, die Prinzessin habe den Tasso einmal auf elf Tage nach diesem achtzehn Miglien von Ferrara entfernten angenehmen Orte mit sich geführt, wo er in ihrer Gesellschaft an der Aussicht auf den Po und an der Anmuth der Felder eben so sehr wie an

die auch mehr an die heitere Leonore gerichtet sind*), völlig unbeachtet; von Tasso ganz erfüllt, sieht sie diesen unentschlossen einherwandeln und, als er den Herzog und seine Umgebung endlich bemerkt hat, auf sie zueilen.

Dritter Auftritt. Tasso überreicht sein Gedicht; der von der geliebten Prinzessin auf den Wink des Herzogs ihm aufgesetzte Kranz regt ihn gewaltig auf. Hörten wir im vorigen Auftritt von Tassos Schwächen, so sind wir hier Zeugen seiner innigen Dankbarkeit, seiner hohen Bescheidenheit und seines reinen Edelmuthes; aber die ihn hinreißende Glut schwärmerischer Einbildungskraft, welche die Prinzessin als warmer Seelenerguß erfreut, läßt uns für den Dichter, der bald mit dem gewiegten Staatsmann Antonio zusammentreffen soll, ernstlich fürchten.

Des Herzogs freundliche Aufnahme des mit der anmuthig vorgetragenen Bitte um Nachsicht übergebenen Gedichtes erwidert Tasso, zunächst anknüpfend an die Worte:

---

der Pracht des mit königlichem Aufwand erbauten alten herzoglichen Schlosses sich erfreut habe.

*) Kinder (123) ist als freundliche Anrede gedacht, wie sie der Herzog und Goethe selbst liebten. — 129 ff. Die Lust an fröhlicher Geselligkeit und am Umgange mit schönen, geistreichen Frauen sind von Karl August entlehnt, der in seinem Hofparke die Abende häufig mit einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin, wie Wieland sich ausdrückte, zubrachte. Die Aeußerung will Semler (S. 91 f.) gar nicht gefallen: Alphons sei viel zu abstrakt-ideal gehalten, als daß er einen solchen Wunsch äußern könnte. Als ob sein Bild nicht an individuellen Zügen reich wäre, wie in seiner Beziehung zu den beiden Frauen, zu Tasso und Antonio. Semler findet auch die offenbar neckische Erwiderung des Herzogs: „Dagegen wißt ihr, daß ich schonen kann", sonderbar genug „geradezu flau".

„Und nenn' es in gewissem Sinne mein", durch dankbarste Hervorhebung dessen, was er dem Herzog und dessen Schwester schulde; denn die Anrede geht aus der Einheit in die Mehrzahl über, ohne die Prinzessin ausdrücklich zu nennen.*) Alphons unterbricht die voll tiefsten Gefühls hinströmende Rede durch das Lob der Bescheidenheit, die den ausgezeichneten Dichter besonders ehre, worauf dieser mit gesteigerter Empfindung äußert, daß er ihnen das Gelingen seiner Dichtung danke, wobei er daran denkt, daß die Prinzessin selbst ihn zur Darstellung der Liebe seiner Heldinnen begeistert, doch führt er nur die folgenreiche Einwirkung auf sein Gedicht aus. Alphons habe ihm wie ein Genius seine Dichtung eingeflößt, bemerkt er in offenbarer ihm so natürlicher Uebertreibung; denn wenn dieser ritterliche Held ihn auch mit seiner fachmännischen Kenntniß vom Kriege belehrte, wie berichtet wird**), und dessen Ritterlichkeit ihm bei seinem Helden Gottfried vorschwebte, so ist der das Ganze belebende Geist doch des Dichters Eigenthum. Da die Prinzessin fürchten muß, er werde von dem Bruder auf sie selbst übergehn und ihre Einwirkung auf das Gedicht mit noch vollerer Begeisterung schildern, unterbricht sie ihn mit der Bitte, sich nun auch seines Werkes zu erfreuen, dieser aber findet seinen vollen Lohn im Beifall dieses engen, von reichster und reinster Bildung getragenen Kreises. Indessen will Alphons, da der Dichter selbst auf jeden andern Beifall

*) Zu der freien Ausführung seiner unglücklichen Jugend vgl. oben S. 57 f.

**) Neben der so raschen wie vorsichtigen Leitung des Kreuzzuges nennt er 51 ff. die Schlachten, worin sich Geschicklichkeit der Waffenführung, des Feldherrn Klugheit und die Tapferkeit der Ritter bewähren, und einzelne mit List durchgeführte Unternehmungen.

verzichtet, dem ihrigen einen sichtlichen Ausdruck geben, und so fordert er die Schwester auf, mit Virgils Kranze, von dem er nicht ahnt, daß diese in Gedanken an Tasso ihn geflochten, den lebenden Dichter zu ehren. Diese Bekränzung aber soll verhängnisvoll werden; sie steigert seine Begeisterung für die Prinzessin und führt Antonios schroffes Benehmen gegen den Dichter herbei, was der Herzog freilich hätte ahnen können, wenn er bei der dem Dichter erzeigten Ehre daran gedacht hätte, daß Antonio bald erscheinen werde. Das Alphons hierbei selbst von einer Art dichterischen Vision ergriffen wird, ist ein höchst glücklicher, sein Bild schön belebender Zug.*)

Tasso weicht vor dem Kranze scheu zurück, dessen er sich, als Leonore darauf deutet, welche Hand ihm den Kranz reiche, noch weniger würdig fühlt. Erst die liebevolle Ansprache der Prinzessin**) bestimmt ihn diese höchste Gunst knieend anzunehmen. Als er so in tiefster Bescheidenheit den Kranz empfangen, begrüßen ihn die Glückwünsche der Freunde. Leonore gibt ihrer herzlichen Freude über die erste Bekränzung des Dichters heitern Ausdruck. Alphons deutet auf die seiner auf dem Kapitol harrende Bekränzung hin, wie sie seit Petrarca zur Sitte geworden war, die Prinzessin hebt dagegen die Innigkeit des Antheils der Freunde hervor.***) Ihm aber ist diese Ehre zu

*) In den Worten (82) „der seiner stets bedarf" geht seiner, wie das folgende ihm zeigt, auf den Dichter, nicht auf das schöne Zeichen. Der Held bedarf des Lobes des Dichters, wie es Tasso bald darauf ausspricht.

**) Zu den Worten (98) „in dem Genuß des herrlichen Besitzes" ist aus dem vorhergehenden „leben soll" zu ergänzen „wirst du leben".

***) 108. Die handschriftliche Lesart lautere, wodurch der dritte Fuß ein Anapäst wird, änderte erst 3 in lautre. — Man bemerke die schöne Alliteration in lautre und dem folgenden „mit leiser Lippe lohnt".

groß. Der Kranz scheint ihm der höchste Lohn eines Helden, und gerade jetzt fühlt er sich Alphons und dieser unsäglichen Ehre gegenüber so unbedeutend, daß die übertriebene, unverdiente Gunst ihn in fieberhafte Wallung versetzt, welche das Gefühl, von der geliebten Prinzessin bekränzt zu sein, noch steigert. Vergebens weist Leonore gegen den bildlichen Ausdruck, der Kranz versenge ihm das Haupt, auf dessen natürliche kühlende Kraft hin. Eine solche Kühlung verdiene nur der Held, und er habe nichts gethan, um schon jetzt einen solchen Kranz zu erlangen (98), der ihm ewig unerreichbar sei.*) Auch des Herzogs Erinnerung, der Kranz solle gerade seine Kraft recht anspannen**), kann ihn nicht beruhigen; eben in diesem Augenblicke, wo ihm das höhere Verdienst eines Helden beschämend vorschwebt, fühlt er sich so matt und schwach, daß er die Prinzessin bittet, ihn von der ihn erdrückenden Last zu befreien. Diese faßt den Kranz als bloße Anerkennung seines gottverliehenen Talentes, wobei er sich eher beruhigen kann; doch im Grunde bestimmt ihn dazu mehr der liebevolle, seine Leidenschaft mächtig nährende Ton der Prinzessin als die Mahnung selbst. Noch immer fühlt er sich beschämt, und er hängt dem mit der Freude über der Prinzessin innige Zuneigung gemischten Gefühle seiner Unwürdigkeit nach, worüber er in träumerische Vorstellungen verfällt, wie sie seiner reizbaren Empfindung eigen sind. In der Tiefe des Haines will

*) Bei dem schöngewendeten Wunsche 121—124 schwebt die Sage vor, die Krone, welche Bacchus der Ariadne bei ihrer Vermählung verliehen, sei unter die Sterne versetzt worden.

**) Des Herzogs Worte (125 ff.) sollen in freier, dichterischer Weise den Gedanken ausdrücken: „Wer früh ein Gut besitzt, lernt den Werth desselben

er ſein unverdientes Glück verbergen, wie früher ſeine Schmerzen, die Schmerzen der Liebe, die er hier etwas unvorſichtig verräth: kein fremder Blick des Staunens ſoll ihn daran erinnern, daß er bekränzt ſei, ja er ſelbſt will ſich in ſeinem Bilde nicht erkennen; ſollte etwa das Waſſer einer Quelle es ihm zeigen, ſo will er es für eine Erſcheinung aus dem Elyſium halten.*) Seine Einbildungskraft, die alles, wie bei Goethe, ſelbſt zu vollendeten dichteriſchen Geſtalten ſchafft, läßt ihn gleich mit voller Lebhaftigkeit das Bild eines ſchön bekränzten ruhenden Jünglings ſchauen; erſt in dieſer ihn hinreißenden Erſcheinung beruhigt ſich einigermaßen die fiebernde Aufregung. Nun aber möchte er wiſſen, wer dieſe Geſtalt aus der Vergangenheit ſei; er wünſcht, daß ein anderer ſich zu ihm geſelle und mit ihm unterhalte, ja endlich, daß er alle Helden und Dichter hier vereinigt ſehe; denn der Held, wofür er jene Geſtalt jetzt hält, erweckt den Dichter. In den Gedanken, daß Held und Dichter unzertrennlich verbunden ſeien, läuft der in ihm erwachte Thatendrang ſehnſüchtig aus. Der Dichter wird zum Helden hingezogen, aber auch der Held zum Dichter, wobei der Beſuch vorſchwebt, den Alexander auf dem Grabe Achills abgeſtattet, nebſt der Vorliebe deſſelben für die homeriſchen

---

ſchätzen und ſieht ſich wohl vor, daß es ihm bleibe.“ Der letzte Satz: „Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſein“, iſt freilich wahr, doch nicht in dem Sinne, in welchem ihn Alphons genommen haben will; denn es fehlt oft gerade im Genuſſe an der Vorſicht, und auch beim beſten Willen häufig an der Kraft. Doch der Herzog nimmt wohlwollend an, daß Taſſo ſich wohl vorſehen werde.

*) Sehr glücklich macht der Dichter den erſt als Zauberſpiegel betrachteten Quell, während Taſſo in ſeiner Viſion weiter fortſchreitet, zu einem Quell des Elyſiums ſelbſt.

Gedichte*.) In Tassos Geist verklären sich diese Züge zu einer Verzückung; aber diese ist ihm wirklicher als die Gegenwart selbst, was freilich Leonore nicht begreifen kann, wogegen die ganz seelenhafte Prinzessin vom verzückten Dichter besonders angezogen wird, ohne die Gefährlichkeit solchen Traumlebens zu ahnen.**)

Vierter Auftritt. Antonios Erzählung zeigt uns den feinen, die Welt klar beurtheilenden, die Weltverhältnisse beherrschenden Staatsmann, den entschiedensten Gegensatz zu Tasso. Mißstimmt über die dem verzogenen Dichter erzeigte Ehre in einem Augenblicke, wo er selbst den ehrenvollsten Empfang verdient zu haben glaubt, tritt er ihm schroff entgegen und fertigt ihn kalt, ja fast spottend ab, so daß wir den schlimmsten Zusammenstoß fürchten müssen.

Voran tritt die wechselseitige Begrüßung. Antonio, zuerst vom Herzog mit herzlichem Willkommen, von der Prinzessin, die seine Mißstimmung bemerkt und fürchtet, nur kurz begrüßt, spricht als feiner Weltmann die Freude über seine Rückkehr und den gnädigen Empfang aus, welcher ihm der schönste Lohn für seine Mühe sei. Auch Leonorens Gruß erwidert er höfisch geschickt, während er den Dichter, dessen Bekränzung ihn mißstimmt, wie die Schäferinnentracht

---

*) Der von Kern hier genommene Anstoß ist demnach um so unbegründeter, als auch Tasso selbst nicht bloß alle Dichter, sondern auch alle Helden hier versammelt zu sehn wünscht.

**) Die Gebilde seiner Einbildung nennt er Geister, wie Goethe seine eigenen dichterischen Gestalten auch in der gewöhnlichen Rede zu bezeichnen pflegte. Vgl. S. 91. Vorher steht entzückt in der von Goethe beliebten *Weise von* hinreißender Begeisterung.

der fürstlichen Damen überrascht hat (vgl. 128 f. 134 f. III, 4, 32—38. 55 ff.), mit einer scharfen Hervorhebung ihrer verschiedenen Standpunkte kalt abfertigt.

Alphons möchte gleich wissen, durch welche Mittel ihm sein schwieriges Geschäft am staatsklugen römischen Hof gelungen*), wodurch er die Schilderung der großartigen Herrschernatur des Papstes (Gregor XIII.) hervorruft. Antonio lehnt des Herzogs glänzendes Lob mit höfischer Bescheidenheit ab, schreibt das glückliche Gelingen nicht seiner Klugheit, sondern begünstigenden Umständen zu. Zunächst gedenkt er der Achtung des Papstes für den Herzog**); da aber Alphons diesen Grund nicht gelten lassen will, weil er weiß, daß im Vatikan nur der Eigennutz alles entscheidet, beruft er sich auf die Klugheit des Papstes, der in Kleinigkeiten seinen Nachbarn gern nachgebe, um, ihrer Freundschaft sicher***), nach außen desto mächtiger wirken zu können.†) Wenn Kern das Schweigen von Alphons auf diese Schilderung als Unglauben daran deutet, so übersieht er, daß

*) 26. Der eigene Zweck ist die eigentliche Absicht, im Gegensatz zu den dazu führenden Schritten. — 27. Rein, ganz, wie man sagt rein verlieren, gewinnen, erfinden.

**) Gregor XIII. war bereits siebzig Jahre alt, als er im Mai 1572 zum Papst gewählt wurde. Alphons begrüßte ihn nach Serassi im Januar 1573 zu Rom. Hier wird vorausgesetzt, Gregor habe früher Alphons in Rom kennen lernen.

***) Dies steht mit der geschichtlichen Ueberlieferung in Widerspruch; denn Ferrara, eigentlich ein päpstliches Lehen, fand beim Papst wenig Gunst.

†) Vergebens rief der Papst Spanien und Frankreich gegen die Türken auf; auch gegen die Protestanten, und besonders gegen England, war er unablässig thätig.

dieser doch auch den andern Raum geben muß, den Antonio zu befragen. Ihre bezeichnenden Fragen veranlassen die weitere Schilderung des mit Liebe entworfenen großartigen Herrscherbildes. Die Hoffnung der Prinzessin, von bedeutenden, durch Wissenschaft und Geist ausgezeichneten Männern zu vernehmen, vereitelt Antonio durch die Bemerkung, nur der erfahrene und thätige Mann gelte etwas beim Papste, worin ein scharfer Hinblick auf den träumerischen vom Hofe verzogenen Müßiggänger (vgl. III, 4 36) Tasso nicht zu verkennen, und er ergeht sich in einer schönen Schilderung des so weisen als entschieden handelnden Kirchenfürsten*), die in den auch von Tasso lebhaft mit empfundenen Preis einer auf Ordnung und Freiheit gegründeten so kräftigen wie einsichtigen Regierung ausläuft.**) Leonore, die der Herzog auch zu Worte kommen lassen muß, möchte gern die bunten Fäden kennen lernen, welche das Hofleben durchschlingen, was des Herzogs neckischen Witz hervorruft***), doch hält dieser sie nicht ab, sich nach den bevorzugten Verwandten des Papstes zu erkundigen. Antonios Lob ist geschichtlich begründet, da Gregor in der Sorge für seine Verwandten besonnene Mäßigung zeigte.†) Als dann auch Tasso mit einer ihm sehr natürlichen Frage hervortritt, kann Antonio

---

*) Gregor war zuerst als Rechtsgelehrter in seiner Vaterstadt Bologna aufgetreten, dann mehrfach zu bedeutenden Gesandtschaften verwandt worden.

**) 75 ist regieret statt regiert eine willkürliche Veränderung des männlichen Versschlusses, die seit 3 fortgepflanzt wurde.

***) Statt des Verses Leonorens: „Ich bin dir viel von andern Tagen schuldig", hatte Goethe zuerst geschrieben: „Womit verdient' ich heut, daß du, o Fürst, | So wenig eine Freundin schonen magst?"

†) Tasso war von den beiden Nepoten des Papstes, den Kardinälen Sisto

seine schroffe Abneigung nicht bemeistern; nicht allein beschränkt er Gregors Förderung von Kunst und Wissenschaft auf den Nutzen und die Verherrlichung des Staates*), sondern seine Aeußerung: „In seiner Nähe darf nichts müßig sein!" ist auf ihn als einen Müßiggänger zugespitzt.

Der Herzog führt durch einen raschen Uebergang das Gespräch wieder auf das glücklich vollbrachte Geschäft.**) Da Antonio des Herzogs Bedenken, ob man denn doch nicht zuletzt noch, wie man zu thun pflege, die Sache vereiteln werde, als unbegründet bezeichnet, so verspricht er dem über Tassos Kranz verstimmten Staatsmann einen Ehrenkranz von der Hand der Frauen, und benutzt die Gelegenheit, ihn mit dem Verdienste bekannt zu machen, das sich auch Tasso unterdessen erworben habe. Aber dieser ist so übel gelaunt, daß er, weit entfernt, sich durch den deutlich hervortretenden Wunsch seines Fürsten bestimmen zu lassen, auf bittere, unfeine Weise seine Verwunderung äußert und den bescheiden die Ehre von sich abwendenden Tasso, ohne irgend eine Anerkennung, kalt abfertigt. Auch die Prinzessin sucht vergebens Tassos Verdienste, die Antonio gewiß freudig anerkennen werde, bedeutsam hervorzuheben. Dieser, den das Lob aus solchem

---

und Guastavillani, ehrenvoll aufgenommen worden. Das Nepotentreiben kannte Goethe aus seinem römischen Aufenthalt. Erst 3 führte Nepoten statt des mundartlichen italienischen Nipoten ein.

*) In Wirklichkeit wandte Gregor nicht sowohl der Kunst und Wissenschaft als dem streng kirchlichen Unterricht seine Sorge zu.

**) Die Grenzstreitigkeit mit dem Papste ist eine Erfindung des Dichters. Serassi gedenkt nur einer durch Papst Pius V. geschlichteten Rangstreitigkeit zwischen den Häusern Este und Medici.

Munde noch unmuthiger gemacht, gesteht höflich, sicher sei ein solches Preisurtheil über allen Zweifel erhaben, aber in rascher, seine Absicht nur zu deutlich verathender Wendung geht er zu einer begeisterten Erhebung Ariosts über*), worin er bestimmt auf dasjenige hinweist, was ihm einen Dichter eigentlich schätzenswerth mache. Die vortrefflichen Eigenschaften Ariosts (das Widerspiel von Tassos Trübsinn, seiner Unerfahrenheit, seiner haltlos umherschweifenden Einbildungskraft, seinem träumerischen Sehnen nach hohen Idealen) ruhen unter der blühenden Hülle der Fabel, wie unter dem grünen, buntgestickten Teppich der Erde die frische Triebkraft der Natur. Seine Anschauungen erscheinen nicht als abgezogene Begriffe, sondern als persönliche Wesen im reichen Zaubergarten der Dichtung.**) Auch wird der Schalkheit gedacht, der oft bedeutsamen Wahrheiten und des scheinbar in willkürlicher Laune verschlungenen und doch nie sich verlierenden Fadens.***) Doch Antonio

*) 146. „Als ihn der Lorbeer selbst nicht zieren würde". Als nach älterm Sprachgebrauch für wie, auch im Götz und im zweiten Theile des Faust. — 147. Innig, innerlich, im Innern. Die Brust der Natur ist die Erde. — 154. Kern möchte statt fürs wahre Gute schreiben fürs Wahre, Gute, aber wahre ist keineswegs müssig, es deutet darauf, daß manche das Gute in phantastischer Schwärmerei suchen.

**) 155—158. Ueber ihnen blühen die Bäume, Rosen duften neben ihnen, lose Liebesgötter umgaukeln sie. — 159. Der mit reichlichem Trunk labende Quell heißt ein „Quell des Ueberflusses". Bei Ariost sind die beiden wunderbaren Quellen in den Ardennen (I, 78) von besonderer Bedeutung. — 160—163. Wunderbare Fische (vielleicht denkt Antonio an die Fische in Alcinens Garten VI, 35 ff.) beleben das Wasser, ganz fremde, nie gesehene Thiere erfüllen Luft, Wiese und Busch.

***) Fischer besteht gegen mich darauf, daß in Antonios Worten (169): „Wer neben diesen Mann u. s. w." ein scharfer Spott auf Tasso liege, während jeder, der

erinnert sich zuletzt selbst, wie ungelegen sein Lob Ariosts hier sei, und so bittet er um Entschuldigung, daß er sich zur Unzeit habe hinreißen lassen. Es scheint dies nur eine feine Wendung der Höflichkeit, die noch zuletzt in schalkhaftem Spotte über die ganze dichterische Umgebung*) die beiden hohen Frauen trifft, welche als Tassos Gönnerinnen auftreten. Die Prinzessin, zufrieden, einem ärgern Zusammenstoß vorzubeugen, erwidert mit einer leichten Artigkeit**), worauf der Herzog zu weiterer Besprechung des dem Abschlusse nahen Vertrages den Antonio mit sich führt. Der Zuschauer aber muß einen Zusammenstoß Antonios mit Tasso noch binnen der wenigen Stunden fürchten, welche dieser, wie der Herzog zuletzt andeutet, bis zum Sonnenuntergange in Belriguardo zubringen wird.

Zweiter Aufzug.

Der gerade durch den Versuch der Prinzessin, die sich entgegenstehenden Charaktere zu versöhnen, veranlaßte Bruch erregt ängstliches Bedenken, so daß wir statt der gehofften Heilung einen unglücklichen Ausgang der Krankheit fürchten müssen.

---

den Zusammenhang erwägt, erkennt, daß Antonio nur sagen will: Ariosts Verdienste als Dichter sind so groß, daß, wer mit ihm wetteifern zu dürfen glaubt, außerordentliche Kühnheit besitzen muß. Freilich ist der Satz so scharf zugespitzt, daß seine Bedeutung Fischers Scharfsinn unerreichbar war; übersah er ja sogar das bedeutsame darf. — Erst 4 schrieb diesen statt diesem.

*) Von den umherstehenden Büsten der epischen Dichter, von denen nur Ariost bekränzt ist, geht Antonio auf Tassos Kranz und die romantische Verkleidung der fürstlichen Damen über.

**) In dem Verse Was wir gefühlt (180) war Das Druckfehler von 4a, wie drei Verse vorher Der für Wer.

Erster Auftritt. Die Prinzessin, welche den Tasso bestimmen will, dem Antonio näher zu treten, läßt sich zu einem halben Geständniß ihrer Gegenliebe hinreißen, worauf sie unter ernster Mahnung zur Mäßigung sich ihm entziehen muß.

Tasso ist der eben in den Schloßsaal getretenen Prinzessin gefolgt, um ihr sein Herz zu eröffnen; seine Gefühle in die Einsamkeit zu tragen, vermag er nicht mehr. Das von Antonio lebhaft geschilderte großartige staatsmännische Wirken des Papstes hat ihn hingerissen, und, besonders bei dessen kalt verletzender Behandlung, ihn seine Unbedeutenheit, um so bitterer empfinden lassen, als er den glühendsten Drang fühlt, der Prinzessin Liebe zu verdienen. Der mächtig waltende, die Welt beherrschende Papst ist ihm jetzt ein so hoch über dem Dichter stehendes Ideal, wie früher der Held. V. 1: „Unsicher folgen meine Schritte dir" wird in 4—10 ausgeführt, wogegen die „Gedanken ohne Maß und Ordnung" (2 f.) von V. 11 an auftreten. Die Angabe dessen, was ihn eigentlich außer sich gebracht*), wird erst durch die Prinzessin eingeleitet, welche,

*) Aus den Worten (11 f.) „der Mann, der unerwartet zu uns trat" und 91: „Ist dir ein neuer kluger Freund gewiß", hat Fischer (S. 49) geschlossen, Antonio sei ein neuer Bekannter Tassos. Ich verstehe eine solche arge Mißdeutung nicht; denn schlimmer könnte der Dichter sich ja nicht binnen wenigen Versen widersprechen, da die Prinzessin ihn als Tassos alten Freund (18 ff.) bezeichnet, der sich bald wieder als solcher fühlen werde (21. 25 f.), und Tasso ausdrücklich sagt, er habe ehemals geglaubt, Antonio werde sein Freund werden (192). Bei solcher Willkür hört alle verständige Erklärung auf. Unerwartet trat Antonio nicht bloß zu Tasso, sondern zu ihnen, die in ganz andern Gedanken lebten; die Prinzessin hatte sich eben gefreut, wie Tasso mit Geistern rede. In der andern Stelle (91) deutet neuer auf den Zuwachs seiner

im Glauben, Antonios schroffes Wesen, besonders die scharf gegen ihn zugespitzte Bewunderung Ariosts, habe ihn verletzt, ihn darüber zu beruhigen sucht.*) Als sie die wirkliche Ursache seiner Bewegung erfährt, daß er sich so unbedeutend jenem großartigen Wirken gegenüber gefühlt**) (und zwar eben deswegen, weil er der Prinzessin würdig zu sein wünschte), da erinnert sie ihn liebevoll, welch eine schöne Aufgabe dem Dichter obliege, der ja vom Helden selbst gesucht werde, unzertrennlich mit diesem verbunden sei, was er noch vor kurzem (I, 3) so innig empfunden habe.***) Tasso erinnert sich der ähnlichen Aufregung, die ihn, als er zuerst Ferrara betrat, beim Anblick des großartigen Turniers (vgl. oben S. 58) ergriffen habe, und die Vorstellung derselben reißt ihn in diesem „schönen Augenblick", wo ihn die herzlichste Theilnahme der Prinzessin erhebt, noch viel schmerzlicher hin. Da diese seine gequälte Seele gern beruhigen möchte†), knüpft sie sehr

---

Freunde, da Antonio lange abwesend gewesen. Doch es scheint mir unnöthig, weiter auf alle so groben Mißverständnisse des Philosophen einzugehn.

*) Ihre vier ersten Verse sind als allgemeiner Satz vorangestellt; er (5) bezieht sich auf den aus Tassos Worten vorschwebenden Antonio, den dieser aus leicht erklärlicher Abneigung nicht bei seinem Namen genannt, nur mit dem auf den Abstand von ihm deutenden der Mann (11) bezeichnet hat. Vgl. II, 4, 12.

**) Halbgott (45), vom mächtigen Gebieter „einer Welt" (I, 4, 52), der mehr als gewöhnliche, menschliche Weisheit besitzt, durch die er über alle andern erhaben ist.

***) Wie von dem Ufer (67) deutet kurz das vorschwebende Bild an. „Angenehm ists beim Sturme vom Land aus die Noth eines andern | Ansehn", heißt es bei Lucrez am Anfange des zweiten Buches.

†) Ihre Anrede junger Freund (95) deutet auf das etwas höhere Alter der Prinzessin. — Der Duldung Lehre nennt sie still (98), insofern sie in der Stille des Herzens wirkt, im Gegensatz zur ausbrechenden Leidenschaft.

natürlich an ihre eigene Erinnerung derselben Zeit an, wo sie, von einer schweren, langwierigen Krankheit ergriffen, den Tod immer vor Augen gesehen.*) Doch ihre volle Liebe und der sehnsüchtige Ausdruck seiner für sie glühenden Seele verleiten sie zu einer diesen sehr aufregenden Schilderung ihres ersten Zusammentreffens mit ihm (vgl. S. 58*). Die beruhigende Schlußmahnung**) wird von ihm überhört, der an jenen seligen Augenblick sich anklammert, wo ein Blick in ihr Auge ihn von jedem andern Trieb geheilt***), in ihr das einzige Ziel seiner Wünsche ihm gezeigt habe. Wie die Perlmuschel nicht im Meersand zu finden, sondern im tiefsten Meergrund an den Felsbänken, so entdeckte sich ihm urplötzlich das Ideal seines sehnenden Herzens fern von der Welt. Vgl. Nr. 12 und 28 der venediger Epigramme. Wenn Tasso hier gegen sich selbst ungerecht ist und die Wirkung der Prinzessin etwas übertreibt, die ihn keineswegs „von aller Phantasie u. s. w." geheilt hat, so ist dieses seinem leidenschaftlichen Charakter gemäß. Die Prinzessin möchte ihn ablenken, indem sie des Verlustes gedenkt, den sie durch die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Urbino erlitten (vgl. S.

*) Das Bild von dem geflügelten Tode (104) hat auch Horaz (sat. II, 1, 58).

**) 116 hat erst 2 hieher, obgleich Goethe oben 77 und auch sonst in seinen Dramen die volle Form hierher gebraucht.

***) Rausch und Wahn (127) sind als ein Begriff zur Bezeichnung der Bethörung zusammenzufassen. — Die Nähe einer Gottheit heilt leicht und willig (128), ohne gewaltsame Mittel und harten Kampf, bloß durch ihre Gegenwart. Die Götter senden den Wahn und nehmen ihn, wie Iphigenie sieht III, 2: „O nehmt den Wahn ihm von dem starren Aug'!" Diese Vorstellung findet sich schon in der homerischen Dichtung lebendig ausgeprägt, aber auch die Bibel spricht von der Verblendung durch Gott.

59 f.); aber gerade hierdurch bringt sie ihn auf seine Neigung zu ihr zurück. Beim besten Willen, der Prinzessin nur etwas zu werden, habe er immer seinen Zweck verfehlt.*) Darüber tröstet sie ihn mit der Versicherung, daß sie seinen guten Willen nie verkannt, doch darf sie ihm den Vorwurf nicht ersparen, er schade sich selbst häufig durch ganz falsche Beurtheilung der Verhältnisse. Da er gleich wieder auf seine Liebe zur Prinzessin überspringen will, verweist diese ihn, zur Widerlegung seiner Behauptung, daß er niemand als ihr ganz vertrauen könne, auf den Herzog, Antonio und Leonoren, wodurch der Dichter Gelegenheit gewinnt, Tassos Standpunkt gegen diese anzudeuten. Der Fürst steht ihm zu hoch; nicht übergroßer Freiheitsdrang hält ihn von diesem zurück, sondern das tiefe Gefühl seiner Abhängigkeit. Diese Aeußerung Tassos ist durchaus wahr; die hohe Würde eines freien Bürgers ist dem in seinen idealischen Träumen schwebenden Romantiker ganz fremd, aber auch das Gefühl seiner Abhängigkeit ist ihm nur eine schöne Idee, der zum Trotz er sich nicht den seine Eigenwilligkeit hemmenden, durch die Zeit geheiligten Gesetzen fügen will. Auch ist die Forderung, daß er stets schweigend Verstand und Herz dem Fürsten unterordnen müsse, eine reine Einbildung, da Alphons ihm nie ein solches Verhältniß der Unterthänigkeit zugemuthet hat, dessen Tasso ganz unfähig gewesen wäre.**) Dem Antonio kann er, wie er

) Fern und ferner, wie III, 4 lieb und lieber, IV, 2 schlimm und schlimmer, ist eine Goethe beliebte Verbindung für immer mit dem Komparativ. Vgl. zur Iphigenie I, 1 S. 55.

**) Das große Wort (185) ist der Satz, daß Alphons sein Herr sei, wie in der Iphigenie (I, 3): „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus." —

heute besonders schmerzlich gefühlt*), nicht nahe treten, weil ihm die milde Anmuth der Seele fehle, ohne welche keine wahre Freundschaft gedeihe**): aber die Prinzessin dringt in ihn, daß er sich an diesen anschließe, der, wenn er sich einmal für ihn erklärt habe, ihm fest und treu zur Seite stehn werde. Eine solche glückliche Verbindung hofft sie bald zu bewirken, nur dürfe er selbst nicht, wie gewöhnlich, eigensinnig widerstreben. Als Beispiel wird Leonore angeführt.***) Aber Tasso gesteht, daß er sich von dieser bei aller ihrer äußern Liebenswürdigkeit abgestoßen fühle; sein feiner Sinn ahnt, daß nicht das Herz, sondern der Verstand in ihr waltet, nicht die Liebe, sondern kluge Berechnung sie treibt, aber er hat sich ihr, wenn auch nicht zutraulich, doch freundlich gezeigt.

Da die Prinzessin dagegen mit Recht einwendet, er könne bei solchem Hervorkehren der Mängel unmöglich irgend einem Menschen nahe treten (wir nach dem gangbaren gemüthlichen Gebrauche), er werde so immer mehr vereinsamen und sich in seine Ideale einspinnen, sich im leeren Sehnen nach der von

---

186. „Nun muß ich schweigen." Nun (da dieses also sich verhält) weist auf die beiden vorhergehenden Verse zurück.

*) Die Aeußerung, er habe ehemals gehofft, an Antonio einen klugen Freund zu finden, geht auf die erste Zeit seiner Bekanntschaft. Vgl. S. 37. Nach IV, 1, 22 f. war er von alter Zeit her ihm verdächtig.

**) 197. Geschenke seiner Wiege darzubringen. Die Musen beglücken ihre Lieblinge mit ihrer Gunst bei der Geburt. Vgl. Schillers späteres Gedicht das Glück. Die deutsche Sage weiß von Gaben, welche die Feen den Neugebornen bringen.

***) Ursprünglich folgte auf 201 („an seinem Busen ruhn") unmittelbar 210, aber mit dem Anfang „Wir haben Leonoren". Goethe schob die zwischenliegenden Verse mit jener Aenderung auf einem besondern Zettel in der Handschrift ein.

den Dichtern gepriesenen goldenen Zeit verlieren (die Prinzessin hatte dieser schon I, 1, 23 gedacht), geräth Tasso bei der bloßen Vorstellung dieses Weltalters in Verzückung*), da jene leider hingeschwundene Zeit, wo man jeden Trieb befriedigen durfte, seine ganze Seele erfüllt; daß in derselben keine solche Schranke ihn von der Prinzessin trennen würde, spricht er nicht aus. Bei der folgenden begeisterten Schilderung derselben und der Erwiederung der Prinzessin schweben der erste Chorgesang aus Tassos Amintas und Guarinis Parodie desselben in seinem treuen Schäfer vor. Tasso pries die goldene Zeit nicht, weil damals der Strom Milch führte, Honig aus den Büschen quoll, das unbearbeitete Land freiwillig Früchte brachte, die Schlangen keinen Schaden anrichteten, der Himmel immer heiter lachte, weder Krieg noch Handel den Menschen aufs Meer trieb, sondern weil noch nicht der falsche Begriff von Ehre die Welt verwirrt, nur das goldene, herrliche Naturgesetz geherrscht habe: „Was gefällt, ist erlaubt." Guarini dagegen setzte den Vorzug des goldenen Weltalters in treue Liebe und wahre Sittlichkeit; jene zum Guten gewohnten Seelen hätten die glückliche, von der Ehrbarkeit vorgeschriebene Ehre gesucht: „Es gefalle, was schicklich ist!" Goethe läßt den Tasso den ungehinderten Genuß der durch nichts verkümmerten Natur schildern.**) Die Prinzessin betrachtet die

*) 230 war geflohen statt geflohn ein Versehen der dritten Ausgabe, das die neue weimarische nicht aufnehmen durfte, da Goethe den männlichen Ausgang des Verses liebt.

**) Zunächst wird der frohe Lebens- und Liebesgenuß erwähnt, dann (hier tritt wo statt des frühern da ein) geschildert, wie der Genuß der Natur durch nichts verkümmert gewesen und die frei und froh sich ergehende Thierwelt das

goldene Zeit als einen bloßen Dichtertraum; habe sie je bestanden, so sei dies nur in der Weise der Fall gewesen, wie sie auch jetzt noch sich finden könne, in dem einstimmigen Genusse verwandter Seelen: aber nicht freie Willkür dürfe gelten, sondern das Gesetz des Ziemlichen.*) Tassos Widerspruch bringt die Prinzessin auf ihr eigenes tiefes Gefühl für Sitte und reine, von gieriger Leidenschaft freie, herzliche Liebe.**)

Ihr aus tiefer Brust fließendes Bekenntniß, welches das eigenste Bedürfniß reiner Seelenliebe verräth, ergreift Tassos ganzes Herz aber zugleich regt es seine eifersüchtige Furcht***) auf, sie bald zu verlieren†), worüber sie ihn freilich beruhigen kann; sie benutzt aber diese Gelegenheit zur dringenden Mahnung, ihr durch Eintracht Freude zu

---

Naturgesetz freiesten Genusses verkündet habe. Der Faun, bei den Römern als lüsterner Verfolger der Nymphen bekannt, wird hier als eine Art Waldthier gedacht. Bei Tasso fand sich der Zug, im Flusse oder im See habe man oft den Buhlen mit der Geliebten schäkern gesehen.

*) Ueber den ersten Entwurf dieser Stelle vgl. oben S. 12.

**) 268. Die Mauer ist ein Bild des Schutzes, wie bei Horaz in seinem ersten Briefe (murus aheneus). — 272 werden in glücklicher Wendung die Geschlechter als persönliche Wesen gedacht, deren Gesinnung man erfragen kann. — 280 ist der Druckfehler bleibe statt bliebe aus 3 fortgepflanzt worden, leider auch in die neue weimarische Ausgabe, obgleich die Prinzessin an jeder Treue der Männerherzen verzweifelt.

***) Kerns Annahme, der Prinzessin Worte vom „holden Schatz von Treu' und Liebe" im Busen einer Frau (288 f.) hätten diese erregt, halte ich für verfehlt.

†) Manso bezieht eine Kanzone Tassos, die einer ganz andern Dame galt, auf die eifersüchtige Furcht des Dichters, als ein Fürst sich um die Hand der *Prinzessin* beworben habe.

machen. So kehrt sie zu dem schon zweimal geäußerten Wunsche zurück, dieser möge sich mit seiner Umgebung vertragen. Tasso fühlt sich stark, alles für sie zu thun, da in ihr ja das Höchste ihm erschienen sei, wonach alle seine Sinne rangen, das Göttlichste*): freilich wird er sich vor ihrem hohen Bilde auch recht bewußt, wie er so häufig, von unklarer Leidenschaft getrübt, widerwärtig sich benommen**), sie aber stets ihn aus seiner verzweifelten Stimmung gerettet habe. Die Prinzessin will Tassos steigende Aufregung dadurch beruhigen, daß seine Verherrlichung der Frauen in seinem großen Gedichte sie zu Danke verpflichte.***) Allein Tasso, unbefriedigt durch diese reine Anerkennung, bricht in das Bekenntniß seiner Liebe mit glühender, aus voller Brust flammender Begeisterung aus: kein bloß im Geist gedachtes und deshalb unbestimmtes Ideal habe ihm bei seinen Frauen vorgeschwebt†), sondern eine wirkliche Person, ein „Ur-

*) 321 ist das Göttlichste zu schreiben, da es nicht angeht, zu das göttlichste, wie schon die älteste Abschrift hat, das vorhergehende „Glück" zu ergänzen.

**) Die geistig hervorragenden Menschen, die Erdengötter, unterscheiden sich dadurch, daß sie ruhig ihren Weg wandeln, von den gewöhnlichen Menschen. Letztern gleichen die klügsten Männer gegenüber dem festen Gang des Schicksals, dem sie nach ihrer viel beschränktern Einsicht einen andern Gang anweisen würden. Vgl. Iphigenie III, 1, 169—189.

***) Bei den tapfern Frauen schwebt Klorinde vor, bei den zarten Erminia und Sophronia. — Die Zauberin Armida verfolgt rachedürstend den Rinaldo, der ihren Liebesfesseln entflohen: Rinaldo überrascht sie, als sie aus Verzweiflung, ihre Rache nicht vollführen zu können, sich den Tod geben will; er hält sie davon zurück und es kommt zu herzlicher Versöhnung. Armidas gedenkt Tasso auch V, 4.

†) Vor meiner Stirne, als Sitz des Denkens. Druckfehler von 4a war Von.

bild jeder Tugend, jeder Schöne", ihm jene hohen Bilder eingegeben.*) Und eben deshalb, weil sie aus der Wirklichkeit hervorgegangen, werden sie, wie er begeisterungsvoll verkündet, auch ewig fortleben. Und was hätte auch mehr Anspruch auf ewiges Dasein als eine edle, im Liede keusch verborgene Neigung! So offen wagt sich hier das Geständniß seiner Liebe hervor. Wie er oben den Herzog als Genius bezeichnet, der ihm sein Lied eingeflößt (vgl. S. 98), so erkennt er hier als die Muse seiner Liebe die Prinzessin; sie hatte er auch I, 3, 48 mitverstanden. Statt seiner Leidenschaft Einhalt zu thun, kann sich die Prinzessin nicht versagen, ihm mit einem halben Geständniß ihrer Gegenliebe entgegenzukommen. Dies ist ihre eigentliche Schuld, wozu sie, freilich in der besten Absicht, durch Tassos warme Hingebung (vgl. III, 2, 30 f.) veranlaßt, sich hinreißen läßt. Erst als Tasso über diese Entdeckung ganz außer sich geräth**), erkennt sie ihren Fehler und entzieht sich seiner leidenschaftlichen Glut, indem sie ihm deutlich genug zu verstehn gibt, er müsse sein Glück im Herzen verbergen. Bedeutsam fügt sie hinzu, die Liebe sei ja der Tugend verwandt.

---

*) Klorinde, die von Tankred geliebte Heldenjungfrau, stirbt als Christin. Erminia, Tochter des Königs von Antiochien, die insgeheim Tankred liebt, eilt in der Nacht, den Verwundeten zu heilen. Sophronia will sich dem Wohl der Christen aufopfern, ihr edler Geliebter Olindo aber sie durch seinen Tod dem selbstgewählten Verhängniß entreißen (II, 14—53). Serassi bemerkt, bei Sophronien habe dem Dichter nur die hohe Gestalt der Prinzessin vorgeschwebt. Aber Goethes Tasso muß begeistert hervorheben, daß er bei allen Frauentugenden, die er gefeiert, Leonorens gedacht habe. In Tankredens Heldenliebe spiegelt sich gleichsam ihr hoher Heldenmuth.

**) Auf goldnen Strahlen, wie Iphigenie (III, 1, 56 ff.) die goldene *Sonne* um ihre schönsten Strahlen bittet.

Aber bei Tasso, der in seiner Glut dies nicht mißversteht, als ob jede Liebe Tugend sei, sondern es ganz überhört, ist sie schrankenlose Leidenschaft.

Zweiter Auftritt. Tassos Selbstgespräch. Die unerwartete Gewißheit von der Gegenliebe der Prinzessin begeistert ihn.

Ihre letzten so bedeutsamen Worte haben ihn in sich selbst versenkt; jetzt erwacht er wie aus einem Traume, aber nein, kein Traum war es, sondern schönste Wirklichkeit, wie ihm die Säulen bezeugen, deren Verrath er nicht zu fürchten braucht. Ein neues Leben ist ihm nun aufgegangen, er fühlt sich wie von einer Göttin zum Himmel gehoben.*) Sein so lang ersehntes jetziges Glück übersteigt jede Vorstellung; man muß es genießen, um es sich vorstellen zu können. Aber kann er sich auch noch nicht ganz auf der neuen Bahn zurecht finden, schwankt er auch noch im ersten Freudenrausche**), er fühlt Muth zum Aushalten und ahnt unvergängliches Glück.

Jetzt erst erinnert er sich der Mahnung der Prinzessin, seine Liebe zu verbergen. Wie schwer es ihm auch fällt, gerade dadurch muß er sich ihres Vertrauens würdig zeigen, das er noch durch nichts verdient, das ihr Herz ihm frei geschenkt hat. Drum soll denn auch sein ganzes Wesen ihr ewig geweiht sein; was sie auch von ihm fordern mag, alles wird er ihr zu Liebe vollbringen, was er dann überschwänglich ausführt. Möge sie ihn als abenteuernden

*) Die griechische Sage erzählt von schönen Jünglingen, welche die Göttin Eos, die Morgenröthe, sich geraubt habe. Vgl. auch die siebente römische Elegie und Faust I, 723—736.

**) 1 hat V. 17 Komma auch nach freudetrunken

Ritter, gleich dem Hüon im Oberon, in ferne Lande senden oder in der Stille des Hains ihren Preis singen lassen, sie wird ihn zu allem machen, was sie will; lebt er ja nur für sie.*) Viel zu schwach fühlt er sich, die ganze Verehrung seiner Seele auszusprechen.**) Aber fehlt ihm auch dazu die volle Kraft, von froher Begeisterung fühlt er sich getragen, da ihr Bild ihm immer zur Seite wandelt. Ja er wünschte sich nur Gelegenheit zu einer edlen, von schrecklichster Gefahr bedrohten That, das unmöglich Scheinende***) würde er auf ihren Wink ausführen. Hier beschleicht ihn aber der Gedanke, wie viel würdiger es gewesen wäre, vorher, was er sich wohl früher gedacht, ihre Liebe durch eine Heldenthat zu verdienen, statt vorzeitig seine Liebe zu verrathen. Doch rasch schlägt er sich diese trübe Betrachtung aus dem Sinne, um sich der herrlichen vor ihm sich eröffnenden Aussicht in eine selige Zukunft ganz hinzugeben. Das vollste Wonnegefühl der frischen, ihn jugendlich erhebenden Hoffnung spricht sich in dem für sich stehenden bedeutsamen Wunsche an sich selbst aus: „O,

---

*) Bildend (35), indem sie ihn ganz nach ihrem Willen bildet. — 36. Der große Anfangsbuchstabe von Sie und von Dir 35 gehört dem Abschreiber, dem der Druck folgte; sie sollen keineswegs auf eine besondere Betonung deuten. Anders ist es mit dem Ausruf auch Sie IV, 5, 70 f., wo du, ihr klein geschrieben sind, und II, 3, 82.

**) Ein tausendfach Organ. Nach dem homerischen Wunsche, zehn Zungen und Münde zu besitzen. Die römischen Dichter setzten hundert statt zehn, und nach ihnen Tasso selbst IX, 92. — Von frühem Honig. Bienen sollen auf die Lippen des schlafenden jungen Pindar und Plato Honig gebracht haben.

***) Vgl. zur Iphigenie IV, 3, 8 (Erläuterungen S. 127*).

schwelle, Brust.“*) Aus diesem freudigen Gefühle ringt sich aber der sehnsüchtige Wunsch hervor, das Schicksal möge endlich einmal sein Herz zum vollsten Genusse und zur reinsten Entwicklung gedeihen lassen, die Prinzessin sich der süßesten Reife seines Herzens erfreuen.**) Die Pflanze ist seine Seele, die endlich nach vollem Glück sich ahnungsvoll sehnt.

Dritter Auftritt. Das Zusammentreffen mit Antonio führt, da dieser Tassos dargebotene Freundschaft kalt zur Seite schiebt und sich von bitterm Spott hinreißen läßt, zum gewaltsamen Bruche; Tasso zieht den Degen. Der Auftritt ist dramatisch von außerordentlicher Wirkung, so daß er bei edelster äußerer Form von keiner ähnlichen Streitszene an kräftiger Schlagfertigkeit überboten wird.

Tasso verkennt die Verhältnisse: vom Wunsche beseelt, die Einigung mit Antonio, welche die Prinzessin zu bewirken gedacht hatte, möglichst rasch zu verwirklichen, übereilt er die Sache und greift zu dem allerverfehltesten Mittel. Das frische, freudige Selbstvertrauen, womit der noch immer bekränzte Dichter dem Antonio entgegentritt, muß diesen um so bitterer stimmen, da er, wie sehr er auch sein Geheimniß zu wahren sucht, von der Liebe der Prinzessin überzeugt ist. Tasso geht geradezu auf die Sache los, und zwar in der für Antonio verletzendsten Weise, indem er andeutet, es sei ihm mittler-

*) Ueber den Ausfall des „O“ vor schwelle vgl. S. 82. Seine Brust spricht er an, wie häufiger, schon bei Homer, das Herz angeredet wird oder die Seele. Vgl. IV, 5, 56. 67. V, 3, 1. Iphigenie IV, 3, 158.

**) Die Goldorangen nennt er einen goldenen Schmuck. Vgl. Alexis und Dora 82. 88 und die Ballade Mignon 2.

weile das Verständniß des Freundes eröffnet worden.*) Kann man es dem Antonio nicht verdenken, daß er ein solches, auf keiner festen Grundlage ruhendes Anerbieten ablehnt, so hätte dieses doch auf schonende Weise geschehn sollen: aber statt dessen spricht aus seiner Erwiderung die feine Ironie des überlegenen Mannes.**) Wenn Tasso meint, nicht kluge Berechnung, sondern Seelenneigung stifte wahre Freundschaft, so zieht Antonio sich auf seinen ganz entgegengesetzten Standpunkt zurück, und zwar mit bitterer Schärfe, besonders da ihn eine Belehrung aus Tassos Munde verletzt. Hierdurch ruft er des Dichters vollstes Bewußtsein seines von der Prinzessin anerkannten Werthes hervor; er verräth, diese hohe Gönnerin habe ihn veranlaßt, ihm seine Freundschaft anzubieten, die er aber nicht erzwingen wolle, wobei sein Selbstbewußtsein ihn zu der Bemerkung hinreißt, vielleicht werde er später diese mehr zu würdigen wissen als jetzt, wo er sie kalt zurückweise. Antonio setzt dem Vorwurfe die scharfe Hindeutung auf die unbesonnene Hitze des unerfahrenen Jünglings entgegen.

Aber da die Prinzessin eine Einigung so sehr wünscht, sucht er sich möglichst zurückzuhalten, er gibt Antonio Recht; auch er wisse wohl dem in leidenschaftlicher Hitze geschlossenen Bündnisse ein fest und dauernd gegründetes vorzuziehen. Aber

---

*) Die Worte „schöner ward kein Mensch mir angekündigt" (2 f.) schließen sich erklärend an; denn die Ankündigung deutet auf die Schilderung seines Charakters, welche man ihm mittlerweile (nach dem ersten Aufzug) gemacht hat. — V. 4 fehlte hier ursprünglich.

**) Seine Antwort bildet in allen Punkten den Gegensatz zu Tassos Anrede, aber in umgekehrter Folge.

Antonio setzt dieser freilich nicht ganz der Wahrheit entsprechenden Aeußerung seinen Unglauben in einem bittern Spottwort entgegen. Doch auch hierdurch läßt Tasso sich noch nicht abstoßen, vielmehr erkennt er die ihm überlegene Erfahrung des ältern Mannes willig an, nur glaubt er sich auf die Stimme des in sich selbst lebenden Herzens berufen zu dürfen, das, durch unmittelbare Empfindung belehrt, zum Guten hintreibe — ein höchst wahres Wort, das nur leider auf sein leidenschaftliches Wesen wenig paßt. Antonio bezeichnet mit Recht jene Beschäftigung mit sich selbst als den Herd ärgster Selbsttäuschung; nur im Leben gehe dem Menschen Klarheit über sich und die Welt auf. Vgl. I, 2, 55 ff. Vergebens erkennt Tasso auch die Wahrheit dieses Satzes an, Antonio stößt ihn mit der bittern Bemerkung zurück, er denke sich wohl dabei etwas ganz anderes, als er selbst damit sagen wolle.

Des Gegners Unrecht, der seinen guten Willen ganz verkennt und jeden Versuch, sich ihm zu nähern, kalt abweist, empfindet Tasso aufs tiefste, doch noch immer will er seine Leidenschaft bezwingen. Mit entschiedenen, aber maßvollen Worten spricht er seinen Schmerz über eine solche Kränkung aus*), doch will er diesem nicht nachhängen, vielmehr sucht er seine frühere Aeußerung, der Prinzessin Wunsch habe ihn bestimmt, durch sein schönes Lob Antonios zu vergüten, was dieser aber nur als ein von rascher Einbildung

*) Auf diese Weise (52) erhält seine nähere Erklärung 54. Statt auf sein gutgemeintes Wort zu hören, schiebt Antonio seiner Persönlichkeit ein falsches Bild unter.

gehobenes Bild betrachten kann, dessen Grundzüge die Prinzessin ihm geboten. Gründet Tasso seine Bitte um Antonios Freundschaft auf die vorgebliche, in diesem Augenblick ihm selbst unzweifelhafte Erkenntniß seines Werthes, so glaubt er anderntheils auch als ein dem Edelsten nachstrebender, einer schönen Zukunft ahnungsvoll entgegengehender Jüngling*) auf seine leitende Freundschaft Anspruch machen zu dürfen. Doch der Gegner verweist ihn schroff und kalt auf eine spätere Zeit: nur längerer Umgang könne eine solche Freundschaft begründen. Wiederholt beruft sich Tasso auf das Gemüth; da er aber wohl fühlt, daß dies auf Antonio nicht wirken werde, und es ihn drängt, den Wunsch der Prinzessin gleich ins Werk zu setzen, so wagt er Antonios Freundschaft als eine sittliche Pflicht zu fordern, läßt sich endlich zu einer glühenden Berufung auf den Willen der Prinzessin hinreißen, aus welcher seine sichere Ueberzeugung von der innigsten Gunst der vor seinen begeisterten Sinnen schwebenden „Göttin" hervorleuchtet, die er gar mit ihrem Vornamen zu nennen wagt. Antonio wird durch Tassos von flammendster Sehnsucht eingegebene Zuversicht erbittert, ja er weist die angebotene Hand zurück, mit herber Hindeutung auf

---

*) 69. Still deutet auf die ahnungsvolle Ruhe, mit der er der Zukunft entgegengeht. — 70. Der Zukunft goldne Wolke. Er denkt sich sein Haupt von einem ihm die Zukunft verhüllenden Wolkenschleier bedeckt. Vgl. Hor. carm. III, 29, 29. 30. Aehnlich Iphigenie II, 1, 55 f. Golden heißt die Wolke, weil der Blick in die verschlossene Zukunft ein süß ahnungsvoller ist. Vgl. Iphigenie II, 1, 136 mit unserer Erläuterung. Antonio spricht I, 4, 165 von einer goldnen Wolke, aus der bei Arioſt die Weisheit ihre Sprüche erschallen lasse.

die ihm unverdient geschenkte Gunst und seine sieggewohnte Zudringlichkeit, und entläßt ihn mit schärfstem Hohn, indem er erklärt, gerade jetzt sehe er deutlich, daß sie nicht zu einander paßten. Tasso hält noch immer an sich, da er den Gegner durch Nachgiebigkeit zu entwaffnen hofft, aber dieser, dem seine Zudringlichkeit lästig wird, läßt sich jetzt zu einem unedlen Spott auf Tassos Kranz hinreißen. Gegen diese tiefste Verletzung seines Dichtergefühls wehrt er sich durch den Vorwurf, dieser mißgönne ihm den Kranz, nach dem er vergebens ringe, worauf denn Antonio die Bekränzung als eine zufällige Gunst bespottet. Tasso bleibt im aufgegriffenen Bilde, indem er den Kranz nicht dem Glück, sondern gerechter Würdigung zuschreibt, worauf Antonio so weit geht, nicht allein seine Behauptung, das Glück habe ihm den Kranz zugeworfen, in bitterster Ausführung zu bestätigen, sondern diesen auch verächtlich als eitlen Putz zu bezeichnen.

Diese Herabwürdigung des von der Prinzessin ihm verliehenen Kranzes ist der Gifttropfen, der Tassos Blut in wildeste Aufregung bringt. Antonios Bild hat sich ihm mit einemmal umgestaltet, er sieht in ihm jetzt nur einen hämischen Neider, und wünscht, die Prinzessin möge so tief wie er die Niederträchtigkeit dieses Mannes durchschauen, mit welchem zu wandeln ihm sittlich unmöglich sei.*) In der vollen Hoheit seines Geistes tritt er dem Feind entgegen, welcher vergebens mit giftigen Blicken und Worten den Kranz vernichten möchte, den

*) Ursprünglich fehlte 123 f. die Beziehung auf die Prinzessin. Die jetzige Fassung wurde auf die frühere aufgeklebt, die lautete: „Ja ich erkenne dich und blicke tief | Dir in das Herz, ich sehe dich und kenne | Fürs ganze Leben dich! Verschwende nicht."

er dem Würdigen nicht gönne. Er selbst weiß sich von Neid so frei, daß er, sähe er einen Würdigern unbekränzt neben sich, nicht ruhen würde, bis sein Kranz diesen krönte. In der Schilderung des Würdigern hebt Tasso, dessen überströmende Rede keine beschränkende Bande duldet, nachdrücklich hervor, nicht bloß innerer Werth, sondern auch Bescheidenheit müsse den schmücken, der des Kranzes wahrhaft würdig sein solle.*) Da Antonio ihm spöttisch eitler Ueberschätzung zeiht, spricht er mit schönem Selbstbewußtsein aus, wie man auch über ihn urtheilen möge, eine solche schnöde Verachtung habe er nicht verdient: aber sie empört ihn um so mehr, als sie auch den Herzog und die Prinzessin trifft, die ihn des Kranzes würdig gefunden.**)

Antonio verweist ihm seine herausfordernde Aeußerung nicht blos als Unschicklichkeit des Jüngern gegen den Aeltern, sondern auch als Entweihung des Ortes. Dagegen muß der durch die Beleidigung glühend aufgeregte Tasso meinen, nicht er, sondern Antonio habe sich etwas Unwürdiges erlaubt. Die leidenschaftliche Hitze, mit welcher er ihm etwas Unwürdiges vorwerfe, scheint ihm viel weniger böse als das unedle, neidische Betragen, wie es

*) 131 ff. Zunächst bezeichnet er allgemein denjenigen, der das Höchste erreicht habe, was er dann weiter ausführt. An erster Stelle nennt er einen der größten Helden des Alterthums, dann einen dem Homer und Virgil gleichkommenden Dichter der Gegenwart, läßt sich aber dann zu der Ausführung hinreißen, der größte Held und Dichter zeige auch immer die höchste Bescheidenheit, der Kranz beschäme ihn.

**) Daß die Prinzessin den Kranz für ihn gewunden (147), weiß er freilich nicht, er kann es nur vermuthen, da den für Ariost Leonore geflochten hat, die Prinzessin eine Verehrerin Virgils ist, dessen Haupte sie den Kranz entnommen.

den Höflingen eigen sei, bei denen der sittliche Maßstab am allerwenigsten in Betracht komme.

Antonio, bitter aufgeregt durch die Art, wie Tasso sich sittlich über ihn stellt, drängt diesen durch seine ihn als übereilten Knaben und unsittlichen, seine Leidenschaft nicht zügelnden Menschen bezeichnende, eben so kalte wie scharfe Erwiderung zu entschiedener Gegenwehr. Der angedrohten Zucht setzt Tasso seine männliche Kraft entgegen, und gegen Antonios höhnischen Zweifel an dem Muthe und der persönlichen Stärke des Mund- und Liederhelden*) beruft er sich auf seine Faust. Des Gegners Hindeutung, das alles sei nur edle Ruhmredigkeit, da er auf Schonung rechne, trifft den Herzpunkt seiner Ritterehre, so daß er ihn endlich fordern muß.**) Freilich ist Tasso hier im Unrecht, da der Burgfriede jeden Waffenstreit, ja jede Forderung verbietet, und besonders als Diener des Fürsten müßte er diesen heilig achten: allein Antonio hätte den Dichter nicht reizen sollen, da er wußte, wie wenig dieser seiner Leidenschaft zu gebieten und die nüchterne Wirklichkeit zu beachten im Stande sei. Auch jetzt noch setzt er der steigenden Leidenschaft des in seinem tiefsten Wesen verletzten Tasso kalten Spott entgegen. So folgt denn hier nach der schon in der Iphigenie angewandten Weise des

*) Sonderbar meint Schröer, Lippenspiel (177), das doch parallel zu Saitenspiel steht, könne so gut auf Wohlredenheit wie auf Küsse bezogen werden. Schon Strehlke hatte es auf Liebesglück bezogen. Bei Lippenspiel denkt Antonio an die Gewalt, die auch seine Rede auf die Frauen übt. Selbst Kern deutet es auf Gesang.

**) Zum Wagespiel der Waffen vgl. Iphigeniens Wort (V, 3): „Das Loos der Waffen wechselt hin und her."

griechischen Dramas eine Reihe knapper Schlagworte in je einem Verse, wie vorher die kurzen Wechselreden von je zwei Versen einen gespannten, aber weniger heftigen Kampf bezeichneten. Antonio weigert sich, ihm zum Zweikampf zu folgen, da hier auch keine Herausforderung gestattet sei, ja er reizt ihn noch stärker durch den mit nichts begründeten ehrenkränkenden Vorwurf, dieser fordere ihn nur deshalb, weil er eine solche Forderung hier nicht annehmen dürfe. Tasso sehe sich alles nach, bemerkt er spitzig, dem Orte, der Ehrfurcht fordere, wolle er nichts nachsehn*), wogegen dieser meint, schon zu lange habe er dies gethan, nichts bleibe ihm übrig als mit gezogenem Degen seine Ehre zu retten.**) In diesem Augenblick hindert die Ankunft des Herzogs den Kampf. Man vergleiche die ähnliche Szene in Schillers Don Karlos II, 5.

Vierter Auftritt. Tasso wird durch des Herzogs milden, nur dem verletzten Gesetz die nothwendige Achtung verschaffenden Spruch so außer sich gebracht, daß er den Gegner über sich triumphiren sieht, sein Glück unwiederbringlich verloren wähnt.

*) Unmöglich kann Antonio sagen wollen, wie Schröer will, der Ort stehe so hoch über Tasso, daß sein unwürdiges Benehmen ihn nicht treffe. Vergeben muß beidemal in demselben Sinne stehn. Nichts deutet auf die scharfe Abfertigung, und darauf bezieht sich auch es in Tassos Erwiderung, nur übersieht Antonio, daß er sich zu einer Beleidigung hat hinreißen lassen, während Tasso den Schimpf empfindet. Kern meint, ich nähme das Wort in beiden Sätzen für verzeihen, was im zweiten unverständlich sei. Ich erkläre es beidemal mit nachsehn, aber im zweiten Falle ist die Beziehung eine andere. Kern will es in beiden Sätzen als „zu nahe treten" fassen, sieht sich aber dabei genöthigt, zum ersten Satze nichts aus dem zweiten zu ergänzen.

**) Ursprünglich lauteten Tassos letzte Verse: „Zieh oder folge mir, sonst soll die Klinge, | Wenn dich mein Wort nicht reizt, dich schändend nöthigen."

Dem Herzog gegenüber beruft sich Antonio auf den Zustand, in welchem dieser sie beide angetroffen, Tasso dagegen preist das Glück der Ankunft des Herzogs, die Schlimmeres verhütet habe. Obgleich der Herzog den Antonio zuerst gefragt, kann Tasso sich doch nicht halten: auf unziemliche Weise nimmt er dem Gegner das Wort vom Munde, und beruft sich auf das sittliche Unrecht*), wodurch dieser rohe und hämische Mann (er nennt ihn so wenig mit Namen wie II, 1) ihn gereizt. Auch als Antonio, mit Hervorhebung von Tassos Ungebühr, die Sache erzählen will, muß dieser dem Gefühl seiner Unschuld und dem Wunsch, der Herzog möge nur den allergenauesten Bericht vernehmen, den leidenschaftlichsten Ausdruck geben. Antonio aber, dessen Rede noch einmal von Tasso unterbrochen wird, lehnt vorab die Verhandlung über den Streitpunkt ganz ab, dagegen müsse der Herzog zuerst dem verletzten Gesetz Genugthuung verschaffen. Wenn Antonio den Herzog an die Handhabung des Burgfriedens erinnert, so thut er dies nicht, um ihn an seine Pflicht zu mahnen, sondern zur Begründung seiner Unterlassung, auf den Streitpunkt einzugehn. Alphons, der eben dem Antonio ein leidenschaftliches Wort gegen Tasso mit Recht verwiesen, rügt denn auch Tassos Verletzung des Gesetzes, wogegen dieser mit wärmstem Gefühl ausführt, seine und des Fürsten Ehre hätten ihm geboten, die Beschimpfung nicht auf sich sitzen zu

*) 23. Die Glut der Leidenschaft verletzte den Tasso selbst, da sie ihn seine Pflicht vergessen ließ, den Antonio, indem sie wild gegen ihn losfuhr. Vgl. IV, 1, 34: „Der Flamme, die mich nun selbst verzehrt."

lassen, weshalb er seinen Fürsten um Verzeihung für die Verletzung des Burgfriedens bittet, und er schließt mit der Versicherung, ihn habe nur seine innige Verehrung des Herzogs getrieben. Antonio beruft sich in schöner, von tiefem Sinne für Ordnung und Recht eingegebener Rede auf die hohe Bedeutung des Gesetzes des Burgfriedens*), dessen Handhabung geboten sei. Wie Tasso sich an den Menschen Alphons gewandt, dem sein ganzes Herz gewidmet ist, so bittet Antonio den Fürsten und Herrn, den Handhaber der Gesetze.

Alphons muß beiden Parteien sein Mißfallen zu erkennen geben. Des reizbaren Tasso schont er möglichst, doch das Gesetz steht über ihm und seiner Neigung zum Dichter, dem er persönlich Recht gibt; doch, muß er dieses auch sühnen, er mildert die Strafe so weit, daß sie nur die einfachste Anerkennung des Gesetzes ausspricht, ja die geringste darüber verhängte, die Haft, ermäßigt er zu einem bloßen Zurückziehen auf sein Zimmer, ohne Wächter und Absperrung („von dir und mit dir selbst allein bewacht"). Tasso, dem Antonios bittre Beleidigung alle durch die Gewißheit von der Prinzessin Liebe ihm verliehene Selbstbeherrschung geraubt hat, gibt sich dem Wahne hin, er, der tödtlich Verletzte, werde als schuldig bestraft. Freilich muß er den Spruch seines ihm wohlwollenden Fürsten verehren, aber er kann sich darein nicht finden.**) Still will er dem Befehle gehorchen,

*) „Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn" (97), schließt sich an die beiden vorigen Verse an. — „Und selbst der Frevler fühlte sich geschreckt" (105), deutet auf die nothwendige Strenge der Strafen.

**) Statt der Worte „es übergibt dein ernstes Wort" (130) stand ursprünglich: „dein Wort, dein richterlicher Spruch | Beraubt mich meiner Waffen, über-

doch sein Herz drängt ihn zu der Frage, ob er denn wirklich ein Verbrechen begangen. Mag Alphons ihn auch freundlichst bedeuten, von einer persönlichen Bestrafung sei nicht die Rede, nur von der mildesten Sühne des verletzten Gesetzes, immer tiefer verliert er sich in seine trübseligen Träume. Unbegreiflich scheint ihm, wie der Herzog nach allem ihm bisher bewiesenen Wohlwollen eine Strafe über ihn verhängen könne, und doch begreife er es, da er ja kein thörichtes, den Zusammenhang der Dinge nicht begreifendes Kind sei*); wohl glaubt er es denken zu können, es klar zu schauen (er wähnt, Antonio habe ihn aus der Gunst des Herzogs verdrängt), doch kann er es nicht für möglich halten. So fügt er sich denn in das Unvermeidliche, wobei er sich sein Unglück mit der lebhaften Uebertreibung des Schmerzes ausmalen muß. Von seiner Götterhöhe, wo er sich dem Herzog und der Prinzessin so nah geträumt, herabgestürzt**), müsse er allem entsagen, und er will es gefaßt thun. In einseitiger Verblendung hält er sich an den Gedanken, er sei ein Gefangener, obgleich Alphons ihm ausdrücklich jede sonstige Beschränkung der Freiheit erlassen hatte. Zuerst legt er den Degen ab***), an dessen Abforderung Alphons nicht im ent-

---

gibt"; aber der Gedanke, daß er seinen Degen ablegen müsse, kam hier noch zu früh.

*) 144 entstellt der Druckfehler von 3 ein (statt kein) Kind auch noch 4 und 4a.

**) „Der Götter Sal schien dir auf gleicher Erde" (122), wohl mit Hindeutung auf die Strafe des Tantalus. Vgl. Iphigenie I, 3, 104 ff. IV, 5, 33. 46 ff.

***) Geschichtlich steht fest, daß Tasso zuerst in den Dienst des Kardinals Luigi von Este, des Bruders des Herzogs, trat, den er später nach Frankreich

fernteſten gedacht, glaubt ſich ſelbſt aber die Erklärung ſchuldig zu ſein, daß er dieſem auch heute keine Unehre gemacht. Wie wenig auch Alphons ihn aus ſeinem böſen Wahn zu wecken hoffen darf, ſo weiſt er doch wiederholt darauf hin, daß er ſeine liebevolle Neigung ganz verkenne. Mit unendlicher Wehmuth entäußert Taſſo ſich des höchſten ihm verliehenen Gutes, das ihn den Göttern gleich zu machen ſchien, des Kranzes, der ihm jetzt geraubt wird, als habe er durch Uebermuth den Zorn einer Gottheit erregt, wie es die alte Sage von Agamemnon, Ajax u. a. berichtet. Aber nein, er wird ihm nicht geraubt, er nimmt ihn ſich ſelbſt, ja nur er konnte ſich die höchſte, bloß einmal im Leben verliehene Gabe nehmen, die er ſich von keinem hätte rauben laſſen. Freilich muß er ſelbſt es für unmöglich halten, daß er ihm entſage, aber die Natur hat zum Dulden der härteſten Schickſalsſchläge dem Menſchen jenen Leichtſinn verliehen, der ſich in das Schlimmſte fügt, und ſo verzichten wir auch, da die Noth uns alle beherrſcht, auf die unſchätzbarſten Güter, laſſen ſie unwiederbringlich entweichen, ſtatt das Leben für ſie aufzugeben. Vgl. III, 2 zu Ende. Doch von dem ihn beſeligenden Kranze kann er nur mit den Zeichen ſehnlichſter Liebe und tiefſten Schmerzes, mit Kuß und Thräne, ſcheiden. Um den Degen geſchlungen, legt er ihn auf das Grab ſeines hoffnungsvollen Glückes*), und ſo beurlaubt er ſich vom Herzog,

---

begleitete, wo er ſich der Gunſt des Königs zu erfreuen hatte; erſt nachher trat er in die Dienſte des Herzogs, wenn er auch ſchon viel früher, da er als Schützling des Kardinals in Ferrara lebte, dieſem bekannt geworden war.

*) Ueber das jambiſch gemeſſene ruhe vgl. oben S. 82. — Das Grab iſt eigentlich die Ungnade, deren Sinnbild er in der Erniedrigung des Niederlegens auf den Boden ſieht.

von dessen Ungnade er so überzeugt ist*), daß er gar glaubt, dieser wolle noch ein Gericht über ihn bestellen, um ihn schmählich zu entlassen.

Fünfter Auftritt. Dem Antonio befiehlt Alphons, die Verwirrung noch vor Abend zu lösen.

Antonio, höchst ungehalten über diese eitle, sich alles erlaubende Anmaßung der Jugend, meint, die Strafe werde Tasso wohl thun, der Fürst aber, der ihn besser kennt, fürchtet die schlimmste Wirkung. Diese abzuwenden geht er so weit, daß er dem Herzog vorschlägt, ihn frei zu geben und sie nach seinem Wunsche ihren Streit durch die Waffen ausmachen zu lassen, wodurch er dessen Frage hervorruft, wie der besonnene Mann Tassos Zorn erregt habe. Antonios Erklärung überzeugt ihn, daß er die größte Schuld trage, da er, als der Klügere, den Streit hätte vermeiden sollen; ein Zweikampf sei nicht geboten, da keine Ehrenkränkung stattgefunden, kein Schmähwort von Tasso geäußert worden, Antonio diesen nur menschlicher Schwächen, keiner unehrenhaften Handlung geziehen hat.**)

Antonio selbst soll, so entscheidet Alphons, ihm die Freiheit wiedergeben, vorher aber Leonore mit ihrer reizenden Ueber-

---

*) „Denn wer ist wohl gewaffnet, wenn du zürnst?" (160), ein biblischer Ausdruck von der Ohnmacht des Menschen gegen Gott.

**) 33. „Verrichte das, so bald du immer kannst", setzte Goethe später in der Handschrift hinzu, man kann zweifeln, ob glücklich. — Den von Antonio zuerst gemachten, von Tasso erwiderten Vorwurf der Feigheit mußte der Dichter hier, wie IV, 4, zu seinem Zwecke unbeachtet lassen. Der unleugbare sachliche Widerspruch fällt nicht störend auf. Beide erinnern sich nicht aller in der Leidenschaft gewechselten Worte.

redung ihn besänftigen. Was er dringend wünscht, hält er für leicht möglich. Die Verdüsterung Tassos schlägt er jetzt viel zu gering an, während er vorher eine schlimme Wirkung der so außerordentlich gelinden Strafe gefürchtet hatte. Dieser Wechsel der Ansicht läßt sich daraus erklären, daß der Herzog jetzt hofft, was er wünscht. Auch von Leonoren erwartet er eine Wirkung, welche diese bei Tassos Abneigung gegen sie gar nicht zu üben vermag; aber am wenigsten kann er fürchten, daß diese dessen Verkennung seiner Lage, um ihn für sich zu gewinnen, selbstsüchtig mißbrauchen, und dadurch die Verwirrung noch steigern werde.

Dritter Aufzug.

Leonore, die von der Prinzessin und Antonio zu Hülfe gerufen wird, spinnt in gewandter Benutzung der Verhältnisse ihren Plan. Tasso tritt in diesem Aufzuge persönlich gar nicht auf, aber wir müssen fürchten, daß Leonore die Sache verschlimmern werde.

Erster und zweiter Auftritt. Leonore entreißt der Prinzessin, die ihren tiefsten Liebesschmerz nicht zurückhalten kann, die Einwilligung zu Tassos zeitweiliger Entfernung.

Die Prinzessin, die selbst einzugreifen sich scheut, erwartet gepreßten Herzens die Rückkunft der Freundin, welche ihr nähere Nachricht über den Vorfall bringen soll, ehe sie ihren Bruder und Antonio spricht. Diese kann nicht viel mehr berichten, als sie schon wußten; da aber

Antonio frei einhergeht, während der Dichter auf seinem Zimmer bleiben muß, schließt sie, Tasso habe den Streit begonnen. Die Prinzessin meint, Antonio müsse ihn gereizt haben.*) Deshalb klagt sie sich selbst an, daß sie, statt dem drohenden Ausbruch vorzubeugen, ihn beim besten Willen beschleunigt habe, weil sie sich gescheut, der Stimme ihres Herzens zu folgen.**) Im Grunde trugen ihre Scheu, thätig einzugreifen, und ihre Liebe die Schuld; sie hätte dem Antonio statt dem Tasso ihren Wunsch mittheilen sollen, aber sie fürchtete, ihre Liebe zu verrathen, was sie doch wirklich unbewußt that. Die so um Rath und Hülfe angeflehte Leonore leitet sogleich ihren eigensüchtigen Plan geschickt ein. Kern meint, man dürfe nicht annehmen, sie sei mit dem festen Plane, Tasso womöglich nach Florenz zu ziehen, aufgetreten: aber daß sie, ehe sie zur Prinzessin kam, auf ein Mittel zur Lösung des Knotens gedacht und sie da einen Plan gefaßt, der zugleich ihr selbst Vortheil brachte, wird man kaum bezweifeln können; freilich rückt sie damit nicht sogleich hervor, aber nichts

*) In Leonorens bestätigender Erwiderung (12 f.) hat der Druckfehler von 3 zu ihm statt zu uns sich bis 4a fortgepflanzt, ja sogar neuere Vertheidiger gefunden, obgleich hier nur vom ersten Auftreten Antonios die Rede sein kann. — Um seine Stirn ist bezeichnender als auf seiner Stirn, da es die weite Verbreitung andeutet. Vgl. Faust II, 5620. Nur hier schließt der Vers mit Stirn, dagegen I, 1 und zweimal I, 3 mit Stirne.

**) Ihre tiefe Bewegung zeigt sich auch in der äußern Form der Rede, in der Wiederholung von „ganz leise" in den unmittelbar aufeinander folgenden Versen und in „er gab sich ganz; wie schön, wie warm ergab er ganz sich mir!", in den raschen Uebergängen und der Spaltung der lebhaft nebeneinander tretenden Sätze, endlich im Ausfall des ich vor den ohne jede Verbindung anknüpfenden Zeitwörtern verließ und befürchtete (38 f.).

deutet darauf, daß dieser erst während des Gespräches sich gebildet. Die von der Prinzessin hervorgehobene Charakterverschiedenheit beider stellt sie mit schärfster Betonung der immer neue Ausbrüche drohenden Unverträglichkeit dar, um als einziges Mittel Tassos zeitweilige Entfernung in Vorschlag zu bringen*), wobei sie, um ihre Absicht nicht zu deutlich zu verrathen, Florenz erst nach Rom nennt. Da Leonore auf den nur aus tiefstem Schmerze sich hervorringenden Vorwurf des Eigennutzes ihr mit Recht erwidern kann, sie wolle der Freundin nichts entziehen, was diese wirklich genießen könne, erhebt sich ein harter Kampf ihrer widerstrebenden Natur, der sich in einer Reihe von knappen Wechselreden aus je einem Verse treffend ausprägt. Mag auch Leonore ihrem Einwurfe, man lasse ungern den Freund bestrafen, weil man mit ihm leide, den Trost entgegenhalten, ihre eigene schmerzliche Entsagung rette gerade den Freund**), seine Entfernung sei nichts weniger als eine Verdammung, der Prinzessin scheint es unmöglich, in die ihr unerträgliche Trennung zu willigen. Doch die Freundin trifft sie durch die Hinweisung auf ein größeres Uebel, falls er mit Antonio am Hofe bleibe. Wenn sie dagegen bemerkt, sie quäle sie nur mit einer solchen Erinnerung, so ist dies schon eine halbe Uebergabe; auf der Freundin weitere

*) Wenn sie ihre Hoffnung auf die gute Zeit (68) setzt, so betrachtet sie die Zeit nach Art der Alten als heilspendende Gottheit. Vgl. III, 2, 143 f. Der Hoffnung auf die gute Wirkung der Zeit geben manche deutsche Sprichwörter Ausdruck.

**) In dir (78), in deiner eigenen Seele, indem du dich selbst überwindest. Schröer sieht darin die Voraussetzung, bei Tassos längerm Weilen müßte die Prinzessin selbst Tasso abhold werden!

drohende Mahnung gibt sie endlich widerwillig nach, aber erst durch die zusprechende Erinnerung, ein fester Entschluß lindere den Schmerz, fühlt sie sich etwas beruhigt.

An die Stelle des bisherigen Wortkampfes tritt nun der volle, in reich sich entfaltender Rede hinströmende Erguß der ihr Unglück tief empfindenden Prinzessin, den Leonore nur durch kurze, weiter führende Bemerkungen unterbricht. Sie versteht sich zu dem schweren Opfer nur unter der Bedingung, daß die Abwesenheit nicht lange daure und Tasso an nichts Mangel leide*), wobei gelegentlich der Charakterzug der Prinzessin hervortritt, daß sie weder für sich noch für die Ihrigen sich etwas zu erbitten vermag, worin sie ganz mit Tasso übereinstimmt. Zu ihrer Freude kann sie selbst jetzt den Tasso unterstützen, da die Erbschaft der Mutter ihr zugefallen ist**); auch tröstet es sie, daß die Freundin wie bisher für seine Wirthschaft sorgen kann, ja daß sie Tasso in ihrer Nähe weiß; daß dieser ihr nicht traut, bedenkt sie hier nicht. Aber der Schmerz ruft in ihr den schwermüthigen Gedanken hervor, sie sei so sehr von Jugend auf an Verlust ge-

*) 88 steht in 2 nicht Mangel etwa künftig statt der ursprünglichen Wortstellung nicht etwa künftig Mangel, vielleicht um den Mißklang Mangel leide zu vermeiden. — Dieselbe Ausgabe setzte 105 so sehr bist du's statt du bists so sehr.

**) Serassi führt folgende Aeußerung aus einem Briefe Tassos vom Jahre 1575 an: „Frau Leonore die Prinzessin hat mir heute ohne alle Veranlassung gesagt, daß sie bisher sich in wenig glänzenden Verhältnissen befunden, jetzt aber, wo diese durch die Erbschaft ihrer Mutter sich gebessert, mich unterstützen wolle. Ich fordere nichts, noch werde ich etwas fordern, ich werde weder sie noch den Herzog mahnen; thun sie etwas, so werde ich jeder kleinen Gunst mich freuen und sie gern annehmen."

wöhnt, daß sie nichts mehr als dauernd betrachte. Leonorens Zuspruch veranlaßt die trübsinnige Betrachtung, daß kein Mensch je ganz glücklich sei, was sie mit innigst bewegtem Gefühl in Bezug auf die ihr zunächst Stehenden, ihren Bruder*), ihre Schwester**) und ihre Mutter (vgl. oben S. 69), ausführt. Auch Leonorens Hinweisung auf das, was sie noch wirklich besitze, regt trübe Gedanken in ihrer Seele auf, da sie zunächst als dasjenige, was ihr noch bleibe, die Geduld bezeichnet, welche sie im vollsten Maße von Jugend an üben gemußt.***) So tritt hier das volle Bild des grausam sie verfolgenden Unglücks hervor. Leonore tröstet sie mit der Hinweisung auf so viele Freunde (worunter auch die Freundinnen gedacht werden), auf ihre bessere Gesundheit und ihre Freude am Leben. Letztere übergeht die Prinzessin ganz, ihre Gesundheit

---

*) Bei der Klage, es werde ihm nie, was er verdient, könnte man etwa an eine höhere Stellung durch Vermittlung des Kaisers und des Papstes denken. Wir wissen, daß er sich um die Krone Polens bewarb. Aber wahrscheinlich schwebt dem Dichter hierbei sein eigener Herzog vor. Gerade zur Zeit war Karl August sehr mißstimmt über den Undank des preußischen Hofes. Mit Bezug darauf, daß seine rastlosen Bemühungen um den Fürstenbund erfolglos geblieben, schrieb Goethe ihm im September 1788: „Mit herzlicher Theilnehmung seh' ich aus Ihrem Briefe Ihr Mißbehagen, Ihren Unmuth, die mir um so schmerzlicher sind, da sie ganz außer dem Kreise meines Raths und meiner Hülfe liegen."

**) Die Trennung der Herzogin von Urbino von ihrem Gemahl war im April 1575, als Tasso sein Gedicht überreichte, bereits erfolgt. Goethe änderte diesen für ihn nicht brauchbaren Umstand geschickt um.

***) Die Freude des Gesangs (153). Ueber die Heilkraft der Musik vgl. die Wanderjahre II, 5. — Nahm mir der Arzt hinweg (159). Des Sonettes, das Tasso im Jahre 1566 an die Prinzessin gerichtet, als die Aerzte ihr das Singen verboten hatten, gedachte schon Manso.

beſtehe nur darin, daß ſie nicht krank ſei; dankbar erkennt ſie den Beſitz vieler treuen Freunde an. Aber dadurch wird ſie auf Taſſo, den Freund ihres Herzens, zurückgeführt, den ſie in trauriger Ahnung ſchon ganz ſich entriſſen ſieht.*) Tiefbewegt muß ſie geſtehn, wie bedeutend ſeine Bekanntſchaft ihr vom erſten Anfang an geweſen**), ja wie ſie gleich damals auf ewig an ihn gefeſſelt worden, ſo daß ihr Gemüth nie von ihm laſſen könne. Leonore, die ihr noch immer keine perſönliche Liebe zutrauen will, meint ſie mit dem Gedanken zu tröſten, ſchon die Erkenntniß des Edlen ſei unvergänglicher Gewinn, aber ihr erſchüttertes Herz glaubt jetzt das Vortreffliche fürchten zu müſſen, was ſie in einem Bilde von der Flamme darſtellt, wozu ſie das Gegenbild nicht ausführt***), ſondern raſch abbricht, da ſie ſchon zu viel von ihrer Schwäche und Krankheit, wie ſie den Schmerz um Taſſos Verluſt bezeichnet, der Freundin verrathen hat. Doch wie vermöchte ſie das ihre Bruſt ſchwellende Gefühl zurückzuhalten! Kaum be-

*) Leonore unterbricht ihre Rede bei den Worten: „Auch hatt' ich einen Freund“ (166), da ſie nicht zugeben darf, daß Taſſo für ſie verloren ſei, obgleich ſie ſelbſt dies im eigentlichſten Sinne geſtehn muß. Das Wort Freund war ſeit 3 durch leicht erklärlichen, wenn auch den Vers ſchädigenden Druckfehler ausgefallen. Erſt 1851 wurde es von mir hergeſtellt.

**) Die freundlichen Geſtalten (176) ſind die heitern Ausſichten, welche ihr die Zukunft bot.

***) Offenbar will ſie ſagen, das Schöne ſei ſchön, ſo lange man es beſitze, aber ſchmerzhaft, wenn man davon ſcheiden müſſe, wie das Feuer wohlthätig ſei, ſo lange es ruhig wärme und leuchte, verderblich, wenn es alles um ſich verzehre. Fiſcher thut ſich auch hier auf ſein Mißverſtändniß viel zu gute; er meint im Ernſte (S. 253), Leonore wolle ſagen, auch ihre Liebe ſei ein feuriges Element und könne verzehren!

darf es der Erinnerung Leonorens, der Schmerz löse am leichtesten sich in Klagen und Vertrauen auf; ist diese ja die einzige Seele, in deren Busen sie ihr tiefes Leid auszuschütten vermag. Wie unendlich lang und schmerzvoll werden ihr nun die Tage werden, da sie immer des Freundes Gegenwart vermißt. Der Morgentraum zeigte ihr bisher Tassos verklärtes, gleichsam auf ihren Augenlidern ruhendes Bild, das erst schwand, sobald diese den eindringenden Lichtstrahlen sich öffneten; kaum erwacht, sehnte sie sich ihm entgegen, ihr erster Blick aus dem Fenster suchte ihn im thauig kühlen Schatten der Bäume, und ihr Wunsch, sich am Abend seines Umganges zu erfreuen, ward immer so herrlich erfüllt.*) Immer mächtiger fand sie sich zu ihm hingezogen, immer inniger fühlten sie sich gleichgestimmt. Vgl. II, 1, 24 ff. Das ist jetzt auf ewig dahin; trübe Dämmerung liegt ihr nun über der Welt, ein Nebel bedeckt ihr alles, sogar die lebensvolle Natur.**) Wiederholt muß sie den eingetretenen Wechsel scharf hervorheben. Früher war ihr jeder Tag wie ein ganzes Leben, reiner, leichter Genuß, ohne jede Sorge, ja ohne irgend eine trübe Ahnung, wogegen die Gegenwart schwerste Entbehrung

*) Ganz ähnliche Aeußerungen finden sich in Goethes Briefen an Frau von Stein aus dem April 1781. Im Juni 1784 schrieb er ihr: „Ich weiß nicht, wozu mir ein Tag sein soll, an dem ich dich nicht sehn werde."

**) 115 ff. Sie nennt das Aufwachen der Natur vor dem Glanze der hehren, Leben spendenden Königin des Tages, „das fröhliche Gefühl des hohen (vollen, wie grand, plein) Tags", und das heitere, bunte Farbenspiel der wechselvollen Erscheinungen der Natur, „der tausendfachen Welt glanzreiche Gegenwart". Strehlke übersah die schöne Folge, wenn er „das fröhliche Gefühl des hohen Tags" erklärte „die angenehme Empfindung, welche die volle Helligkeit des Tages dem heitern und thätigen Menschen gewährt".

von ihr fordert, die Zukunft sie wie ein Alp drückt, ohne daß sie dieses „heimlichen" Angriffs sich erwehren kann. Vergebens tröstet die Freundin sie mit dem Bilde einer hoffnungsvollen Zukunft, welche ihr nicht allein die Freunde wiedergebe*), sondern auch neue Freude, neues Glück verspreche. Nach Neuem hat sich ihr Herz nie gesehnt**), das weiß, was ihm Noth thut, und an dem als gut Erkannten fest hält. So fand es sich zu Tasso unwiderstehlich hingezogen und mit ihm unauflöslich verbunden. Die Verehrung für ihn erzeugte Liebe, die ihr bald zum innigsten Bedürfniß wurde, weil ihr Umgang mit ihm ihr ein ganz neues Leben schuf. Anfangs wollte sie trotz ihrer Verehrung, im bittern Gefühl, daß es für sie kein wahres Glück gebe, sich von ihm entfernen, aber unwillkürlich fühlte sie sich an ihn gefesselt, um jetzt durch seinen Verlust so arg gestraft zu werden. Tassos Gegenwart, ihr höchstes Glück, ist jetzt dahin, und statt der sonst immer so glücklich befriedigten Sehnsucht nach dem Freunde empfindet sie nur um ihn Leid und Weh („verwandte Schmerzen").

Vergebens will Leonore die Prinzessin auf die Heilkraft der schönen Natur und der „guten Zeit" (vgl. S. 134***) verweisen*): denn was hilft ihr dieser Trost, da ihr eigenes Schicksal sie so bitter an die menschliche Unzuläng-

*) Unter den Freunden, welche die Zukunft ihr wiedergebe (125), kann sie im Grunde doch nur Tasso und sich selbst verstehn; sie denkt schon daran, mit ihm zuweilen nach Ferrara zu kommen, wie sie es III, 2, 50 ff. ausspricht.

**) „In den Loostopf fremder Welt" (129 f.). Im „Egmont" (IV, 3) sagt Alba: „Wie in einen Loostopf greifst du in die dunkle Zukunft."

***) Ursprünglich hieß es 143 f.: „So wird die schöne Welt, die gute Zeit | Mit reinem Balsam ohnvermerkt dich heilen."

lichkeit mahnt! Ihr Unglück umzieht ihr die ganze Welt mit einem trüben Schleier. Und so meint sie, das Gut, das wir suchen, weiche immer weiter vor uns zurück, selbst das, was uns bestimmt zu sein geschienen, was wir schon ergriffen haben, entschwinde uns.*) Doch endlich beruhigt sie sich entsagungsvoll in dem Gedanken, daß es für jeden Menschen ein wirklich erreichbares Gut gebe, das dieser nicht immer als solches erkenne und schätze. So sah auch sie nicht, daß ihr Glück in stiller Duldung bestehe, deren Werth sie freilich erkannte und so lange übte, aber dennoch wandte sie sich einem andern, ihr nicht bestimmten, sehnsüchtig zu.**) Auf diese Weise gibt die hohe Dulderin entschieden der Vorsehung gegen sich selbst Recht.

---

*) Erhalten (153), festhalten, wozu der Gegensatz loslassen (155), wie dem ergreifen (154) entgegensteht sich losreißen (156). — Auch (154) deutet auf einen besondern Glücksfall. — Kern bezieht „Es reißt sich los" auf Tasso, lassen soll entweder heißen müssen lassen und auf die Prinzessin oder bei Annahme der gewöhnlichen Bedeutung gleichfalls auf Tasso gehn. Fischer war es vorbehalten (S. 254), loslassen auf das freiwillige Loslassen zu beziehen, so daß die Prinzessin sich selbst schuld gebe, sie thue nichts, um den Tasso zu halten, sie öffne ruhig die Hand. Das soll dem Charakter der Prinzessin gemäß sein! Dabei ist übersehen, daß diese nicht von sich spricht, sondern den allgemeinen Fall ausspricht. Die Gewalt des Losreißens öffnet die Hand, so daß sie das mit Begier Ergriffene nicht zu halten vermag. Aber 156 („Wir lassen los") ist die Folge von 155 („Es reißt sich los"). Wie kann Fischer glauben, mit solchen Kunststücken das Verständniß des Dichters zu fördern!

**) Das uns bestimmte Glück erkennen (empfinden) wir nicht, oder wenn wir es auch erkennen, wissen wir nicht seinen hohen Werth zu schätzen. Kern faßt die beiden letzten Verse als ein Entweder — oder auf. Fischer behauptet, da die Prinzessin 143 sage: „Ein reines, wahres Gut verschwindet mir", und 157: „Es gibt ein Glück", müsse offenbar das Glück dasselbe mit dem Gut sein. Aber in der ersten in ganz anderm Zusammenhange stehenden Stelle spricht die Prinzessin von sich und Tasso, während wir hier einen allgemeinen Gedanken

Dritter Auftritt. Leonorens Selbstgespräch. Der aus Wort, Ton und Blick sprechende Schmerz der Prinzessin hat auch die Freundin so mächtig ergriffen, daß sie das traurige, diesem edlen, schönen und hochgesinnten Herzen bestimmte Loos bejammert, ihr der Gegensatz zwischen dem, was diese bei Tassos Entfernung verliere, und dem, was sie dabei gewinne, schwer auf die Seele fällt, ja sie zur ernstlichen Frage drängt, ob sie im Grunde nicht bloß zu ihrem Vortheil jenen Vorschlag gemacht, um den Dichter ganz allein zu besitzen, ob sie es verantworten könne, daß sie, die doch an andern Gütern reicher als die Prinzessin sei*), ihr auch den Dichter entreiße. Schon ihrer Frage „Ist's redlich ... zu diesem allen haben?" liegt das stillschweigende Geständniß zu Grunde, daß nicht allein die Sorge für Tasso ihr den Vorschlag eingegeben. Ja sie muß es sich gestehn: die Triebfeder ihres Handelns ist die Liebe zu Tasso. V. 15 geht sie zu ihrer Liebe über, die eine ganz andere, auf wirklichen Vortheil gerichtete ist als die der Prinzessin. Dieser

---

haben. Nun höre man die Umschreibung des philosophischen Erklärers (S. 255): „Es [ein wahres Glück] wird uns auch zu Theil, aber im täglichen Genusse so gewohnt, daß wir dieses Glück erst erkennen, wenn wir es verlieren, wie die Gesundheit, wenn wir erkranken. Und wir verlieren es, weil wir, seiner Seltenheit uneingedenk oder vergessen, im gewohnten Besitz es nicht wohl behütet d. h. im Grunde nicht wahrhaft zu schätzen gewußt haben." Wie die Prinzessin mit einem solchem auf sie gar nicht passenden Gedanken Leonoren verlassen und wie der Dichter dies in die Worte hineingepreßt haben könne, wenn er uns nicht ein Räthsel aufgeben wollte, sehen wir nicht.

*) Die bedeutendsten der jener fehlenden Güter, Gemahl, Sohn und reizende Schönheit, treten an den Anfang und den Schluß des Verses (10), die, welche sie mit ihr gemein hat oder gar in minderm Grade besitzt, kommen in die Mitte.

Gegensatz tritt aber erst später (43 ff.) hervor.*) Aber wie ganz anders liebt sie den Dichter als die Prinzessin! Nur die Eitelkeit, dies verräth sie uns selbst, indem sie das Glück seines Besitzes und der Verewigung durch seinen Gesang sich lebhaft vorstellt, vom Dichter besungen zu werden, als die Auserwählte bei Welt und Nachwelt zu glänzen, treibt sie.**) Gar zu reizend scheint es ihr, sich in seinen Liedern verklärt zu sehn. Ist es nicht das höchste Glück, vor dem gesammten Vaterland im geweihten Dichtermund zu leben, gleich Petrarcas Laura, ja der Unsterblichkeit überliefert zu werden, so daß keine Macht, der sonst selbst das höchste Glück

*) Erst 3 setzte nach 14 nach dem Punkt noch Gedankenstrich, wohl als Andeutung einer Pause, doch stammt derselbe kaum vom Dichter. Leuchtenberger in den „Jahrbüchern für Pädagogik" B. 128, 137 wollte bloßes Kolon setzen, und Kern gibt zu, daß dadurch der Sinn schneller verständlich werde. Uns scheint er dadurch geradezu entstellt. Denn was auch Kern sagen mag, die Worte „du darfst es dir gestehn" können sich nur auf ihre Liebe beziehen. Die Frage „Was ist es sonst" kann nur bedeuten: „Nichts anders kann es sein", was denn die Antwort: „Du darfst es dir gestehn", bestätigt. Freilich liebt sie Tasso persönlich, wenn auch nur als Dichter, von dem sie für alle Zeiten gefeiert zu werden wünscht. Ihre eheliche Treue wird durch diese Liebe nicht verletzt. I, 1, 215 ff. sagt Leonore von sich und der Prinzessin, sie schienen nur den Mann zu lieben, liebten mit ihm nur das Höchste, was sie lieben könnten, wie auch Tasso nur das, was er liebe, auf ihre Namen übertrage; aber jetzt ist auch ihre Liebe persönlich geworden, was sie von der Prinzessin noch immer nicht glauben will, wie unser Selbstgespräch V. 40—48 zeigt. Sie will ihn haben, sein Umgang soll sie wärmen, ihr Lust und Lebensfreude geben. Die vorgeschlagene Aenderung der Satzzeichnung ist nicht allein an sich eine Kühnheit, sondern ungeschickt, da die Sätze, die hier durch ein bloßes Kolon getrennt werden sollen, in gar keiner innern Verbindung miteinander stehn.

**) 19. Hart ist das zweite Du bist, wozu „was viele wünschen" (20) gedacht wird.

verfällt*), ihr etwas anzuhaben vermag, das, was sonst vergänglich ist, Schönheit und Lebensglück, bei ihr alle Zeit überdauert. So bestärkt sie sich in der Forderung, Tasso sich zuzueignen. Ihre Leidenschaft beruhigt sie leicht über alle Bedenken, welche die Freundschaft für die Prinzessin erheben mag. Zunächst meint sie, im Grunde verliere diese ja nichts, da ihre Liebe zum Dichter keine, ihr ganz fremde, glühende Leidenschaft sei; ihre Liebe bedürfe eigentlich seiner Gegenwart nicht, Tassos bloßes Erinnerungsbild und die Gewißheit seines Glückes würden eben so auf sie wirken wie sein Umgang.**) Die Leidenschaft läßt sie alles übersehn, was die Prinzessin ihr soeben eindringlich gestanden. Daß sie an eine wirkliche Liebe Tassos zur Prinzessin eben so wenig als an eine solche bei der Prinzessin zu diesem denkt, ist ihr weniger zu verargen; die wahre Tiefe dieses Gefühls ist ihr selbst fremd. Da die Nichtigkeit dieser Rechtfertigung ihr nicht entgehn kann, so greift sie rasch zu einer gegenständlichern: sie wolle ihn nicht ganz der Freundin entziehen, zuweilen wolle sie ihn mit nach Ferrara bringen; denn er soll von ihr unzertrennlich sein. Gerade in dem Augenblick, wo ihr Entschluß fest steht, sieht sie Antonio nahen, der durch sein schroffes Benehmen die ganze, für sie so glückliche Verwirrung herbeigeführt hat; sein Benehmen mißbilligt sie sehr, und sie will es

*) Der freche Ruf (36), der vor nichts zurückschreckt, bald feiert, bald schmäht. — Der Kreis der Dinge (40), der Wechsel der Zeit, der man deshalb ein Rad zum Sinnbild gab.

**) Die Worte „wenn sie ihn fern weiß", sind in dem Sinne zu fassen: „wenn sie weiß, daß er in der Ferne lebt". Eigentlich sollte es heißen, „wenn sie ihn in der Ferne glücklich weiß".

ihm zu erkennen geben; nur dies kann sie unter zähmen verstehn.

Vierter und fünfter Auftritt. Nach einem lebhaften Streite über Tasso, worin Leonorens Beurtheilung Antonios hervortritt, rückt letztere mit ihrem Vorschlag heraus; dieser mißbilligt ihn, bittet aber, die Freundin möge Tasso vorab versöhnlicher gegen sich stimmen und ihm seinen Besuch ankündigen. Leonore läßt ihren Vorschlag scheinbar fallen, eilt aber nach Antonios Entfernung begierig zur Ausführung ihres Planes.

Leonorens fein gewandten Vorwürfen gegenüber*) weiß sich Antonio geschickt zu entschuldigen, daß er sich leidenschaftlich habe hinreißen lassen, woran er die wohlbegründete Veranlassung seiner Mißstimmung schließt, daß er den jungen Dichter im Besitz der höchsten Gaben gefunden, als er eben nach Beendigung eines sehr schwierigen Geschäftes mit Aussicht auf volle Gunstbezeugung zurückgekehrt. In dem treffend gewählten Bilde**) muß Tassos Vergleichung mit einem Müssiggänger Leonoren verletzen. Im Bilde bleibend***), hebt sie dessen

*) 4 ff., „wo feierliche Klugheit . . . gern gehorcht", enthalten eine spottende Hinweisung auf das Bild, welches Antonio I, 4 vom Papste und seinem Hofe mit der Absicht entworfen hatte, den Tasso zu demüthigen.

**) In ersehnten Schatten (34), wie in der Iphigenie II, 1, 125 in stillen Abendschatten. — Etwas Menschlichs (38), eine dem Menschen natürliche leidenschaftliche Regung, im Gegensatz zur unerschütterlichen Ruhe des Weisen. Die etwas harte Elision hat Goethe auch im Tasso nicht gescheut, wie auch selbst der sonst strenge Wieland sie sich erlaubt.

***) Unter dem breiten Baum (43) ist die Hofgunst zu verstehn. Sprichwörtlich heißt es: „Man ehrt den Baum des Schattens wegen."

Werth auch für Antonio hervor, der keinen Grund habe, ihm seine Gunst zu beneiden, die ihm selbst keinen Abbruch thue. Antonio macht geschickt den Uebergang*) zu den beiden hohen Gütern, in deren Besitz er Tasso gefunden, dem Kranze und der Gunst der Frauen, von denen man den einen nur dem höchsten Verdienste gönnen (Antonio hatte den Ariost des Kranzes würdig erklärt), die andere mit niemand theilen möge. Dagegen bezeichnet Leonore den Kranz als bescheidenste Anerkennung des wahren Dichters, der ja die tiefsten Seelenkämpfe bestehn müsse, um zur vollendeten Darstellung der Irrungen und Leidenschaften des menschlichen Herzens zu gelangen, was niemand tiefer empfunden hat als Goethe selbst, der es so schön im „Maskenzuge von 1818" ausgesprochen hat, hier unter dem Bilde des Märtyrers, dessen Nimbus schwer erworben sei. Von Tasso darf dies Leonore mit Recht behaupten, da die Flut der Leidenschaft auch ihm die schönsten Perlen „an des Lebens verödeten Strand" warf, wie es im „Divan" heißt, wo freilich dies schon für „Gewinn des Lebens genug" erklärt wird. Antonios feine Hindeutung, daß der Kranz keineswegs etwas Geringes sei (auch er versuchte sich in der Dichtung nach IV, 3, 87 ff.), hält Leonoren nicht ab, im Gegensatz zu Tassos „Phantom von Gunst und Ehre" den viel gegenständlichern und reichern Lohn hervorzuheben, den der Staatsmann, seinen Leistungen entsprechend, durch seine wirksamern (wirken-

*) Er redet, wie der Herzog und die Prinzessin, auch Tasso (IV, 2, 126), sie hier mit ihrem Vornamen an. — Spielen (46) in der Bedeutung spielend unterhalten. Derber sagt Goethes Werther sich in Gleichnissen herumbeißen (im Brief vom 8. August 1770).

den), lebendigen Dienste gewinne, des Fürsten Vertrauen und allgemeines Zutrauen.*) Antonios Zwischenrede vermittelt den Uebergang zur Frauengunst. Tasso bedürfe gar sehr der sorgenden, nachhelfenden Hand der Frauen, bemerkt Leonore**), was sie besonders in Bezug auf seine Kleidung ausführt, die er stets nett haben müsse, ohne selbst die gehörige Sorge darauf verwenden zu können. Vgl. S. 59. Dadurch ruft sie Antonios Spott über Tassos Verzärtelung hervor, der noch als Mann den Knaben spielen dürfe, ja dadurch den Frauen um so lieber werde.***) Mit dieser verziehenden mütterlichen Obsorge, fährt Antonio bitter fort, begnüge sich Tasso keineswegs, strebe vielmehr leidenschaftlich nach der Liebe der höchsten Frauen, ja er wiege sich behaglich zwischen zwei Herzen und bestricke beide. Hier schwebt ein von Serassi erwähnter Liebesstreit zwischen Tasso und dem gleichfalls am Hofe zu Ferrara lebenden Dichter Guarini vor. Tasso hatte diesen in einem Sonette als unsteten, treulosen

---

*) Verbinden (83 f.) wird im ersten Gliede ganz anders verwandt und verstanden als im zweiten, da es in jenem etwas frei darauf deutet, daß er sich dem Fürsten dadurch nahe stelle. Aehnlich wechselt der Ausdruck 87. — 90. Anstoß könnte man daran nehmen, daß 85 f. mit wirkend und wirklich wechseln.

**) „Als sie es ... nicht ist." Die Verneinung nach frühern, kaum aus den romanischen Sprachen stammenden bezeichnenden Gebrauche. An einzelnen Stellen hat Goethe später das nicht gestrichen. — Jener gute Mann deutet darauf, wie wenig sich Tasso an allgemeiner Achtung und Wirksamkeit mit Antonio vergleichen könne.

***) Glückseliger Jüngling. Der etwa fünfundzwanzigjährige Tasso heißt in unserm Drama bald Jüngling bald Mann, je nachdem seine jugendliche Anmuth oder seine volle Männlichkeit hervorgehoben werden soll.

Liebhaber geschildert, worauf Guarini in einem treffend scharfen Gegensonett erwiderte und ihm vorwarf:

Er rühmt sich zweier Flammen, knüpft und löset
Den Knoten mehrmals, und mit solchen Künsten
(Wer glaubt's?) gewinnt er sich die Gunst der Götter.

Leonore wehrt diesen auf sie besonders zielenden Hieb geschickt ab, indem sie gerade aus jener Doppelneigung schließt, es sei dabei nur an Freundschaft zu denken, was sie jetzt selbst kaum glauben kann, da sie weiß, daß er wirklich zwei Frauenherzen zur Liebe entzündet hat. Schalkhaft meint sie, es sei den Frauen nicht zu verargen, wenn sie dem sich selbst ganz vergessenden, nur in seinen dichterischen Träumen lebenden Dichter ihre hohe Freude an seinen Gedichten durch herzliche Liebe lohnten.

Antonio, durch diese Bevorzugung des Dichters verletzt, gibt Tasso Stolz und Selbstsucht schuld, und mahnt dessen hohe Beschützerinnen, sie würden, wenn sie auf diesem Wege fortführen, seiner Selbstgefälligkeit jedes Opfer zu bringen, den schönen Kreis ganz zerstören, den zuvorkommendes gegenseitiges Vertrauen am Hofe gebildet. Auf Leonorens Entgegnung, Tassos Schwächen entgingen ihnen so wenig, daß sie ihn ernstlich mahnten, sich den Genuß des Lebens nicht selbstquälerisch zu trüben, entwirft Antonio ein scharfes Bild von dessen Natur, das freilich von richtiger Beobachtung zeugt. Aber sein Urtheil geht ganz fehl, da er übersieht, daß die Grundpfeiler seines Charakters nicht sowohl Stolz und Anmaßung als unendliche Empfindlichkeit und Trübsinn sind. Bald versinke er selbstgenügsam in sich, wolle von nichts in der Welt etwas

wissen*), versinke ganz in sich; bald treibe ihn derselbe Stolz, wenn ihn irgend ein Zufall aufscheuche, leidenschaftlich aus sich heraus, um auf einmal mächtig zu wirken**), doch falle er, da ihm jede nachhaltige Kraft abgehe, er nicht vermöge, die zum Zwecke führenden Mittel in stillem, festem Wirken anzuwenden, rasch genug, am thöricht geträumten Erfolg verzweifelnd, in sich selbst zurück. Vgl. Antonios Wort II, 3, 101 ff. Leonore erwidert auf diese stark aufgetragene Schilderung bloß, Tasso schade dadurch nur sich selbst, wodurch sie Antonio gerade auf das führt, was ihr den Uebergang zur Mittheilung ihres Planes machen soll, für den sie auch den feinen Staatsmann gewinnen möchte. Kern ist ganz im Irrthum, wenn er meint, Leonore habe ihren Plan bisher ganz vergessen, nur bei diesen Worten wache er wieder in ihrer Brust auf; nein, sie hat diese Erwähnung seiner tollen Schmähungen vorausgesehen, ja sie selbst durch ihre Gegenrede herbeigeführt, um daran ihren Vorschlag anzuknüpfen. Sie führt dadurch Antonios Scharfsinn

*) 156. Das, was um ihn vorgeht, beachtet er nicht („läßt es gehn"); dem, was sich ihm anbietet, entzieht er sich („läßt's fallen"); das, was an ihn herankommt, stößt er mit Gewalt von sich.

**) 161—168. Nichts steht ihm dann fern („dann . . . halten", Gegensatz zu „alles rings . . . hinweg"), er will seinen Willen durchsetzen („dann soll . . . denken mag", Gegensatz zu „ruht in sich"). Das letztere wird, mit Beziehung auf Antonios letztes Zusammentreffen mit ihm, weiter ausgeführt. Das Schwierigste will er im Augenblick vollenden; das Unmögliche setzt er sich leidenschaftlich vor, wie er von andern gleiches verlangt; das Höchste in allen Dingen will er zu gleicher Zeit zu Stande bringen. Wenn Kern darin den Gegensatz von dichterischen Schöpfungen und praktischer Wirksamkeit sieht, so ist das rein willkürlich. Uebrigens geräth Antonio selbst hierbei in etwas leidenschaftliche Uebertreibung. — Nach der Mann (172) wird gedacht „es zu erreichen", statt *dessen tritt* der Satz „er fällt zurück" ein.

ganz irre, der nach ihrer beredten Vertheidigung gar nicht ahnen kann, daß sie diesen Plan im Schilde geführt, als sie ihm den Text liest. Der Schilderung der den Tasso zuweilen überfallenden Wuth, in welcher er den Herzog, die Prinzessin, ja den ganzen Hof schmähe (vgl. S. 42), widersprach Leonore nicht, sondern benutzt sie, um daran ihren Vorschlag zu knüpfen*), den Antonio ablehnen muß, wogegen er seine eigene Geneigtheit ausspricht, sich mit Tasso zu versöhnen.**)

Wie die diplomatische Freundin ihren hingeworfenen Plan scheinbar fallen läßt, so verhehlt Antonio, daß der Fürst ihn beauftragt hat, den Tasso sofort zu versöhnen und sich hierbei ihrer Vermittlung zu bedienen; er stellt sich, als ob das Gespräch mit ihr den Wunsch zur Versöhnung und die Bitte um ihre Verwendung bei Tasso hervorgerufen. Leonorens siegbewußte Freude, daß sie diesmal dem klugen Freunde überlegen sei, sie nicht heute, wie sonst, seiner Hülfe sich zu bedienen brauche, vielmehr ihm zum Trotze ihre Absicht durchsetzen werde, gibt dem Aufzuge einen glücklich spannenden Abschluß.

---

*) 184 stand ursprünglich „auf kurze Zeit" und der Vers schloß mit wohl, wogegen es 185 hieß gut und nützlich. Das gut und schien Goethe anstößig, deshalb strich er es und fügte, mit anderer Abtheilung der Vers:, eine vor kurze Zeit hinzu.

**) 212. Seit 3 stand in gleichem statt des einzig richtigen im gleichen.

Vierter Aufzug.

Tasso, auf dessen Zimmer der Aufzug vorgeht, wird durch Leonorens Ränkespiel, das ihm Antonios von ihr angekündigten Besuch im schlimmsten Licht erscheinen läßt, in seinem Wahne bestärkt und zum Entschlusse gebracht, Ferrara, unter dem Vorwande einer Reise nach Rom, auf immer zu verlassen.

Erster Auftritt. Tassos Selbstgespräch. Aus der Erschöpfung, in welche ihn der tobende Schmerz versetzt hatte, erwachend, kann er sich so wenig finden, daß er nicht weiß, ob er wache oder träume, ob sein früheres Glück ein jetzt entschwundener Traum sei oder ein böser Traum ihn mitten im Glück, dessen er sich noch erinnert, erfaßt habe.*) Ja er fühlt, daß er zugleich wache und träume. Schmerzlich ergreift ihn der Verlust seines höchsten Glückes**), und daß er trotz alledem lebt; aber fühlt er auch sein leibhaftes Dasein, sein Unglück kommt ihm ganz unmöglich vor. Immer mehr aus seiner Dämmerung erwachend, fragt er sich, ob er denn wirklich schuldig, ein Verbrecher sei. Dann erst erinnert er sich (15), sein ganzes Verbrechen sei, daß er einen Augenblick dem Antonio menschliche Empfin-

*) In 2 steht V. 3 an (statt nach) einem Tag. Die Veränderung scheint durch den Wohlklang veranlaßt, da dich vorhergeht. An einen mitten am Tage ihn befallenden Schlaf ist nicht zu denken. — Gebändigt (4), wie auch Homer sagt gebändigt vom Schlafe, δεδμημένος ὕπνῳ (Voß gefesselt), den Schlaf Allbändiger nennt.

**) Bei den sein Haupt umspielenden Blumenkränzen (7) hat man an das Ruhen unter reichblühenden Blumensträuchen zu denken; ähnlich, wie I, 4, 157 (von Arioſt) „umkränzt von Rosen".

dung zugetraut habe.*) Dazu hatte ihn die Prinzessin verleitet. Aber, rasch abspringend, hält er sich an die Gewißheit des vollen Glückes ihrer Liebe, deren Geständniß unvergänglich in ihm lebt.**) Hat er dadurch zu rascher Leidenschaft sich hinreißen lassen und in glühendem Eifer den Gegner verletzt (vgl. S. 127*), so kann dies ihn nicht gereuen; denn er mußte den Wink der Prinzessin befolgen, und sein jetziges Mißgeschick wird dieser zeigen, daß er sich ihres Vertrauens werth bewiesen. So wunderlich verkennt Tasso seine Lage, übersieht selbst die Noth, welche er der Prinzessin macht, die ihn zur Mäßigung dringend gemahnt hatte: aber nur zu bald verraucht die Liebesbegeisterung; trüb in sich versinkend, glaubt er alles Glück geschwunden. Vortrefflich ist es, wie gerade die lebhafte Freude, sich des Vertrauens der Prinzessin werth gezeigt zu haben, in die düstere Schilderung seines jetzigen Zustandes ausläuft, und sich sein allmähliches Versinken malt. Der Herzog hat ihm seine Gunst entzogen; einsam und allein fühlt er sich in einer dem Tartarus

---

*) O hätt' (21) statt O hatt' ist ein in 4a nicht verbesserter Druckfehler von 4, wie 24 in 4 „So halte ich" (statt dich) steht. — Daß er sich klug ausgedacht hatte, wie er Antonio empfangen wolle, geht auf die Zeit vor dessen Rückkehr; II, 3 empfängt er diesen nicht, sondern geht mit offenen Armen auf ihn los (19). Tasso wollte alles thun, um den mächtigen Günstling des Herzogs nicht zu verletzen. — Nach 23 folgte ursprünglich noch der Vers: „Ich sah ihn wenig und ich kannt' ihn doch." Tasso traut sich große Menschenkenntniß zu, wie beschränkt diese auch ist.

**) „Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn" (28) entspricht genau den zwei vorhergehenden Versen. — 30. Unter dem Schicksal versteht er die Trennung von der Prinzessin, unter dem wilden Glück den Umsturz aller Verhältnisse.

ähnlichen Höhle, umschwirrt von Jammer, Kummer, Gram und allen Gespenstern der Verdüsterung*), denen er vergebens entfliehen will.

Zweiter Auftritt. Leonore theilt Tasso, der seine Ueberzeugung von Antonios Feindseligkeit scharf ausspricht, ihren Vorschlag mit, der seinen Wahn einer ihn umspinnenden Verschwörung zur Gewißheit steigert. Doch weiß er sich zu verstellen und Leonoren durch die Bitte um Bedenkzeit zu täuschen.

Tasso schenkt der schmeichelnden Verwunderung Leonorens keine Beachtung, benutzt sie nur als Uebergang zur gewaltigen Veränderung seines Zustandes. Seine in sich zerfallene Seele ergeht sich, wie im vorigen Selbstgespräch, mit besonderer Lust in spitzigen Gegensätzen, worauf er in einem treffenden Gleichniß andeutet, daß es mit ihm aus (gethan), er von Antonio verdrängt, ein ganz anderer geworden sei.**) Tassos letzte Aeußerung: „Ihr kennet mich,

---

*) Vgl. Iphigenie III, 1, 125 ff. — Die alte Nacht (47) deutet auf den griechischen Mythus, der die Nacht zur Urmutter der Götter und besonders der verderblichen, trübseligen Götter macht, wie der Eumeniden. Auch Mephisto spricht im Faust von der alten Nacht. — Zweideutig (46) deutet auf ihre Aehnlichkeit mit Fledermäusen. — Bei umsausen (48) schweben die Stymphaliden und die Köpfe der lernäischen Schlange vor, wie Goethe sie später in der klassischen Walpurgisnacht des Faust schilderte.

**) Unbedeutend (30), bis zur Unbedeutenheit, zum völligen Verschwinden. Die adverbiale Verbindung mit „blasses" tritt, wie oben in „mein bedürfend unerfahren Herz", „kein geistig unbestimmtes Bild", mit einer von Goethe später bis zum Uebermaß gebrauchten Freiheit an die Stelle der logisch richtigen adjektivischen. — Der Glanz des Tages (31) setzt das Bild fort, bezeichnet keineswegs den Antonio.

ich kenne mich nicht mehr", ruft Leonorens Bitte hervor, sich ihr zu vertrauen; dieser aber hängt sich an ihre Erwähnung der erlittenen Beleidigung, auf die sein Unwille sich wirft, um bitter zu klagen, daß der Herzog, der ihn einsperre, ihn wie einen Schulbuben behandle, was ihm deutlich zeige*), daß seine neidischen Gegner (denkt er ja am Hofe alle gegen sich verschworen) das Feld gewonnen, den Sieg über ihn davon getragen.

Leonoren ist es zunächst darum zu thun, ihn zu beruhigen, nicht Antonios wegen, sondern damit er von Ferrara ohne bittere Aufregung scheide, was sie für möglich hält. Deshalb sucht sie ihm seinen Argwohn einer Verschwörung wider ihn auszureden, der ihn besonders gegen Antonio ungerecht mache. Tasso wird durch ihre Gegenreden zu Antonios Vertheidigung immer erhitzter, so daß er zuletzt in höchster Erbitterung äußert, sein Herz müsse ihn nun einmal als seinen Feind betrachten, selbst wenn er es nicht wäre.**) Antonios steife, sich über alle andern wegsetzende Klugheit habe er nicht länger dulden können, er endlich mit ihm brechen müssen. Wenn Leonore sich darauf beruft, daß Antonio mit Achtung von ihm spreche, so erwidert er, sein bedingtes Lob treffe ihn eben am empfindlichsten.***) Antonio, meint er,

*) Diese Bestrafung schlägt er an sich nicht so hoch an, aber sie beweist ihm, daß der Herzog auf der Seite seiner Gegner stehe.

**) Aehnlich äußerte der jugendliche Goethe einmal, nachdem er sich mit Wieland ausgesöhnt hatte, es sei etwas Verfluchtes, daß er anfange sich mit niemand mißzuverstehn; er müsse, wie ein Ideal des Vortrefflichen, so auch ein Ideal seines Zornes haben.

***) Zu (statt zum) Tadel (71) hat sich seit 3 eingeschlichen, ist zuerst von mir weggeschafft worden.

könne ihm sein Talent nicht verzeihen, weil es ihm durchaus abgehe, der mit Gewalt zum Dichter werden wolle.*) Leonorens geschickt auf ihren Zweck einlenkende Bemerkung, wenn er auf jenem leidenschaftlichen Verkennen beharre, so könne er unmöglich an einem Hofe länger weilen, wo Antonio so viel gelte und gelten müsse, entreißt Tasso das bitter schmerzliche Geständniß, er sehe wohl, daß er hier längst überflüssig sei. Vergebens sucht Leonore dies mit triftigen Gründen ihm auszureden. Sein Vertrauen auf den Herzog selbst ist geschwunden, der in seinen wichtigsten Angelegenheiten nie seinen, sondern nur immer Antonios Rath verlange. Eine solche Klage kann nur seiner ganz erschütterten und umgewandten, neidisch auf Antonio hinschauenden Seele wie ein trübes Gewölk entsteigen: denn wie sollte der Herzog gerade den ganz in sich versunkenen Dichter zu Rathe ziehen, der dem Treiben der Welt, worin er, wie er selbst gesteht, ganz unerfahren, nur selten einen Blick zuwendet! Durchaus unrichtig ist es, dies als Beweis zu verwenden, Tasso wünsche auch als Staatsmann am Hofe zu wirken. Tasso bildet sich ein, Alphons halte ihn für ganz nutzlos, und nur deshalb lasse er ihn ruhig gewähren. Vergebens beruft sich Leonore darauf, daß die Ruhe gerade Tasso sehr förderlich sei, weil die völlige Hingabe des Dichters an seine selbstgeschaffene Welt die

*) Wie er früher gegen die Prinzessin bemerkte (II, 1), die Grazien seien bei seiner Wiege ausgeblieben, so wirft er ihm hier mehrfach Steifheit vor, den Gegensatz gegen die linde Gewalt des keiner Berechnung, keiner hartnäckigen Ausdauer bedürfenden, aus sich selbst schaffenden Genius. Neben äußern Mitteln, Gold und Schwert, werden 86 f. genannt Klugheit und Beharrlichkeit, wie 83 beharren im Sinne von ausdauern steht.

schönsten Geistesblüthen zeitige; sie deutet dies aber nur ganz kurz an*), um rasch zu ihrem eigentlichen Zwecke zu kommen. Wir können Kern nicht beistimmen, wenn er annimmt, erst die letzte Aeußerung Tassos überzeuge Leonoren, daß dieser von Ferrara weg müsse; sie ist mit dem festen Willen gekommen, ihn nach Florenz zu ziehen.

Ferrara, bemerkt sie, scheine nicht der Boden, wo sein Geist zu frischer Heiterkeit gedeihe, wie man es mit Recht habe erwarten können. Nur mit liebevollstem Ausdruck ihres Schmerzes, es aussprechen zu müssen, wagt sie das schon in dem Gesagten angedeutete Mittel auszusprechen: er muß weg.**) Dieser Vorschlag bringt Tassos gesteigerte Entfremdung zu entschiedenster Entscheidung. Bei allem seinem Unwillen hat er einen solchen Gedanken noch nicht zu fassen vermocht; jetzt, wo die schmeichlerische Freundin, die als Vertheidigerin Antonios ihn erbittert hat, ihm damit entgegentritt, muß er argwöhnen, er komme von seinem Feinde, der auch Leonoren für sich gewonnen. Mit der Bitterkeit der Verzweiflung gibt er ihr Recht: er sehe wohl, daß hier nicht mehr seines Bleibens, daß der unentbehrliche Antonio ihn verdränge, ohne daß einer zu seinen Gunsten eintrete. Freilich kann er den tiefen Schmerz nicht verbergen, den

*) Daß er mit Lust den Argwohn nähre, wird durch den Vergleich mit der Mutterliebe bezeichnet (140). Andrer Art ist Werthers Aeußerung, er halte sein Herz wie ein krankes Kind, dem er in allem seinen Willen thue.

**) Die Gedankenstriche 144 f. sind als Zeichen der Parenthese zu fassen, und es sollte rathe statt Rathe stehn, wie auch wenigstens eine der beiden Handschriften hat, die 144 Tasso rath gibt und auch 145 den Gedankenstrich wegläßt.

ihm dieser Entschluß erregt („So lebt denn wohl! Ich werd' auch das ertragen")*), aber da die Freunde es schon über sich gewonnen haben, sich von ihm zu scheiden, wird auch ihm Kraft und Muth dazu nicht fehlen.

Statt ihn aus diesen trüben Gedanken aufzuscheuchen, entwickelt Leonore zu ihrem Zwecke den Vortheil der Entfernung: in der Ferne werde er seine hier gewonnenen wahren, ihm unentbehrlichen Freunde richtiger beurtheilen als am Orte selbst.**) Da Tasso in seinem verzweifelnden Trübsinn sich schon, von allen verlassen, hülflos in der Fremde irren sieht***), führt sie ihren Plan in lockender Weise aus, wie er zuerst nach Florenz solle, wo sie und ihr Gemahl sich freuen würden, ihn in ihrer Mitte zu sehn†), er unter freundlichster Sorge leben, den edelsten Fürsten, die ausgezeichnetsten Männer und Frauen kennen lernen soll. Immer mehr von der ihn umspinnenden Arglist überzeugt, hüllt Tasso sich zum

---

*) 158 sollte nach selbst Punkt statt Gedankenstrich stehn.

**) Erst 3 brachte 163 den Druckfehler Auch statt Ach, den auch Strehlke und neuerdings Weinhold beibehalten. Aber auch, das etwas ganz Neues hinzufügt, ist hier völlig ungehörig. Leonore erwidert auf Tassos „Ihr seid von mir geschieden", wobei ach das Bedauern über sein Verkennen der Freunde andeutet.

***) 169. Wir, da er sich als verbannte Partei ansieht. — 170. Von Jugend auf. Vgl. I, 3, 31—36. — Bei den andern Göttern (172) neben Sonne und Mond denkt er an die Fürsten. Strehlkes Behauptung, das gehe nicht an, weil die Fürsten schon in der vorhergenannten Welt begriffen seien, trifft nicht. Mit bitterm Spott fügt er zu den beiden Herren am Himmel die Götter auf Erden; dort ist ganz allgemein von der Außenwelt die Rede. Auch die italienischen Dichter nannten gleich den Römern die Vornehmen Götter. Die klassischen Götter haben hier durchaus keine Stelle.

†) Sonderbar bemerkt Kern: „Ich weiß gar nicht, was Goethe mehr hätte

erstenmal in Verstellung, und sie gelingt ihm in der That so vortrefflich, daß Leonore schon ihr Spiel gewonnen glaubt, daß sie in den Worten für uns verräth, sie hoffe ihn für sich und ihr Haus zu gewinnen.*)

Aber er ist schon entschlossen nach Rom zu gehn, nur möchte er noch aushorchen, ob denn auch die Prinzessin mit seiner Entfernung einverstanden sei. Der schlauen Freundin scheint es aber nicht räthlich, ihm darüber die Wahrheit zu sagen; statt ihres tiefen Schmerzes zu gedenken und auf den Werth einzugehn, den sein Umgang für sie gehabt, erwidert sie, gern werde sie, wenn es zu seinem Vortheil gereiche, ihn entlassen, und sich freuen, den Freund in der Ferne glücklich zu wissen. Die sehr kühle Weise, womit sie von der Neigung der Prinzessin und der Gnade des Herzogs spricht, muß ihn leider überzeugen, daß auch sein letzter Halt gewichen; um so entschiedener hält er an seiner Verstellung fest. Freilich durfte Leonore Tasso den tiefen Seelenschmerz der Prinzessin nicht verrathen, aber die Antwort auf die Aeußerung, er wisse, daß er der Prinzessin etwas gewesen, ist so grausam, daß sie Tasso zur vollsten Verzweiflung bringen muß, da sie

---

thun sollen, um den schwarzen Verdacht von der Gräfin zu nehmen (daß sie in Tasso verliebt sei)." Eine sinnliche Hingabe an Tasso kann ja niemand bei der Gräfin argwöhnen, er soll nur ihr edelster Hausfreund sein, wie er es am Hofe zu Ferrara ist, und wie es bei den freiern italienischen Anschauungen ohne Anstoß ist. Jeder Gedanke an Verletzung der ehelichen Treue liegt fern.

*) Wenn sie 192 auch von der Hoffnung für dieses Haus spricht, so stellt sie eine spätere Rückkehr nach Ferrara in Aussicht, nicht einen bloßen Besuch, wie III, 3; damit ist es ihr freilich nicht ernst. Was Kern gegen diese natürliche Deutung sagt, trifft nicht zu. Seltsam deutet er: „weil sein leidenschaftlicher Sinn dem Frieden desselben gefährlich ist."

nicht einmal die so nahe liegende Versicherung gibt, sie schätze ihn noch wie früher, sondern mit einem glatten Worte wie über etwas Unangenehmes hinwegeilt.

Jetzt erst entledigt sich Leonore der Anmeldung von Antonio, der auf Befehl des Fürsten ihn besuchen werde und selbst sein Unrecht einsehe.*) Auf ihre Bitte, diesen freundlich zu empfangen, erwidert Tasso kurz mit dem sichern Gefühl seines guten Rechtes. Aber noch ehe sie abgeht, kann sie den ernst gemeinten Wunsch nicht unterdrücken, ihn noch vor seinem Scheiden von dem grundlosen, ihn immer trüber umziehenden Verdacht und Argwohn befreit zu sehn**), woran sie die Hoffnung knüpft, ihm ein neues, heiteres Leben an ihrer Seite zu verschaffen, indem sie einer baldigen Gewährung ihres Vorschlags entgegensieht.

Dritter Auftritt. Tassos Selbstgespräch drückt den festen Entschluß aus, den Ort zu verlassen, wo er von allen verrathen sei; aber nicht nach Florenz will er sich wenden, wohin seine Gegner, wie er wähnt, ihn gern hätten.***)

---

*) Das überlieferte widersinnige Komma statt des Punktes nach beglückt (211) haben noch Schröer und Weinhold beibehalten. — Des Befehls des Fürsten hatte Antonio (III, 4, 213—219) nicht ausdrücklich gedacht.

**) Das Vaterland (320) ist ganz Italien. Vgl. II, 1, 76 f. Es schwebt aber dabei nicht etwa Serassis Bemerkung vor, Tasso habe seine Feinde allenthalben durch Italien verbreitet geglaubt.

***) Die in diesem Selbstgespräche, wie auch IV, 5 und V, 5, sich befindenden Zwischenräume einer Zeile, die sich aus der ersten Handschrift der beiden letzten Aufzüge erhalten haben, bezeichnen Pausen, die sonst durch Gedankenstriche angegeben sind. Vorher fehlen solche, ja auch IV, 1 findet sich nur einmal ein *solcher Gedankenstrich*, wie auch hier 69, und zwei 76.

Er knüpft an Leonorens letzte, ihn nothwendig verletzende, ihm wie Hohn klingende Aeußerung an, daß aller Verrath nur sein trübes Hirngespinnst, der Fürst ihm noch immer geneigt sei. Den Verlust der Gnade beweist ihm seine Gefangenschaft, und daß seine Feinde über den Herzog vollste Gewalt gewonnen, verräth ihm Leonorens Vorschlag, der eine Ausgeburt der Verschwornen sei.

Mit 21 wendet sich sein bittrer Ingrimm gegen die kleine (vgl. S. 72) listige Vermittlerin.*) Er klagt sich selbst höchst ungerecht an, aus Eitelkeit, gegen die Stimme seines Herzens, ihr zu viel getraut zu haben (vgl. dagegen II, 1, 214 ff.). Jetzt sehe er, wie sie dem Glücke folge; ihre listigen Schmeicheleien habe er wohl erkannt, da er leicht fühle, wenn einem etwas wirklich von Herzen gehe.**) Den Plan der gegen ihn verschworenen Feinde glaubt er jetzt ganz zu durchschauen; man denke auf diese Weise ihm den letzten Rest der Gunst des Herzogs zu rauben.***) Doch ihren Plan wird er

*) Sie heißt hier Lenore, da der Vers die Formen Leonore und Eleonore ausschloß.

**) Der Druckfehler von der Liebe (statt Lippe) in 3, 4 und 4a hat an Schröer einen Vertheidiger gefunden. Die Lippe ist der offenbare Gegensatz zum Herzen, gewählter Ausdruck für Mund. Vgl. V. 25. 67.

***) Der Mediceer neues Haus (54). Das Haus Este war eines der ältesten und berühmtesten Italiens; schon im zwölften Jahrhundert trennte es sich in zwei Stämme, einen welfischen und einen italienischen, den von Ferrara. Die Medici gelangten erst 1531 unter Alessandro, nach der Eroberung der Stadt durch Karl V., zur herzoglichen Würde; 1569 gab der Papst Cosimo I. den Titel Großherzog von Toskana. Auf Cosimo folgte 1575, in welchem Jahre Tasso sein Heldengedicht vollendete, dessen Sohn Francesco. Des Wetteifers und der Mißstimmung zwischen den Häusern Este und Medici gedenkt Serassi. — Jene edlen Fürsten (58) sind außer dem Herzog Cosimo dessen Söhne,

kann er nicht unterlassen, bestimmt genug anzudeuten, das Gefühl der Kränkung sei noch keineswegs vollständig geschwunden, was Antonio ganz natürlich finden muß.

Des Feindes Versicherung seiner Dienstbereitwilligkeit benutzt er zur Bitte, *ihm die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom vom Herzog zu erwirken*, da er dort mit seinen Freunden an die letzte Durchsicht seines Gedichtes gehn wolle. Antonio, aufs höchste durch ein solches Begehren überrascht*), hält ihm vergebens entgegen, *seine jetzige Entfernung vom Hofe sei nicht räthlich*, indem er ihn ernstlich an die Macht persönlicher Gegenwart erinnert; er müsse die Zeit der Gunst des Herzogs und der Prinzessin benutzen.**) *Tasso*, der sich durch keine noch so triftigen Gründe von seinem Plane abbringen lassen kann, hüllt sich in sein *vorgebliches Vertrauen auf die Gnade des Herzogs*; auch sei er weit entfernt, den günstigen Augenblick benutzen zu wollen, um eine Gunst zu erhaschen, die ihn später gereuen könne. *Dann aber*, meint Antonio, der den gegen den Höfling gerichteten Hieb sich ruhig gefallen läßt, *dürfe gerade er eine solche Bitte nicht an Alphons stellen*, deren Erfüllung er dem Herzoge nur abdringen könne, sollte dieser anders darauf eingehn. Die Hindeutung auf des Herzogs Weigerung, die sonst Tasso erbittert haben würde, benutzt dieser geschickt zur Erklärung, es komme nur auf die Art an, wie die Bitte gestellt werde, wodurch er sie ganz dem Antonio zuschiebt, der, da er seinen guten Willen sich

*) Leonore hatte mittlerweile dem Antonio vom Erfolg ihrer Sendung an Tasso berichtet, aber ohne ihres diesem gemachten Vorschlages zu gedenken.

**) Schon im Frühjahr 1788 hatte er dieses in einem Reiseheftchen als *„Ergreifen des Moments"* angedeutet. Vgl. S. 13.

nicht bezweifeln lassen darf, nach den Gründen zur Unterstützung seines Gesuches fragt.

Als entscheidenden Grund führt Tasso die Mängel seines Gedichtes an, die er mit wahrer, schöner Empfindung schildert.*) Wie er die Ausführung seines zu einem neuen Kreuzzug begeisternden Gedichtes dem Herzog schulde**), so möchte er diesem auch die Freiheit zu dessen Vollendung danken. Der Aeußerung Antonios, der Herzog und sein Hof könne ihm eben so gut bei der Vollendung des Gedichtes zur Seite stehn als die Römer, weicht er geschickt aus, indem er, in ehrenvoller Hervorhebung des Werthes, den er auf das Urtheil des Herzogs***) und der klugen Männer an seinem Hof, Antonio voran, lege, sich auf das ihm bereits von Gonzaga zu Rom bestimmte Gericht der gelehrtesten und geschmackvollsten Männer Italiens beruft (vgl. S. 40f.); ihrem weisen Urtheil und ihrer besonnenen Strenge müsse er sich zunächst unterziehen. Nach wiederholter Betheuerung, der Herzog werde ihn gar nicht oder nur höchst ungern weglassen, bemerkt Antonio, er könne nicht wohl etwas vermitteln, was ihm schädlich scheine. Vergebens redet er dem seine eigentliche Absicht Verbergenden zu, sich nicht durch die Heftigkeit seines Wunsches hinreißen zu lassen†);

*) 84 ff. Neben dem heitern Leben in der schönen Natur am Tage nennt er die ungestörte Ruhe der langen Nächte. — Der arge Druckfehler frohen statt frommen (86) ging aus 3 in 4 und 4a über. Schröer hat frohen beibehalten, nur die Möglichkeit gibt er zu, daß frommen richtig sei. Tasso selbst nannte sein Gedicht gesegnet (benedetto); er singt, wie es gleich am Anfange heißt, die „frommen Waffen".

**) Die Einheit unsern Zeitgenossen (88) ist gewählter.

***) Der letzte sein (102), hier ungewöhnlich im eigentlichen Sinne.

†) Der leidenschaftlich etwas ihm Schädliches Verlangende ist um so hef-

er möge auf die Stimme besorgter Freundschaft achten. Das scharfe Urtheil, das der natürlich jeder Belehrung von Antonios Seite Unzugängliche über solche, eine höhere Einsicht sich anmaßende Freundschaft äußert, fließt aus seinem Herzen (vgl. IV, 2, 48 ff.), er versetzt es aber mit der durch die Verstellung gebotenen Versicherung seines Glaubens an Antonios gute Absicht.

Jede weitere Einrede schneidet die Drohung ab, seinen Wunsch dem Herzog selbst vorzutragen. Antonios Bitte um Aufschub treibt diesen zu leidenschaftlicher Schilderung der Unmöglichkeit seines längern Bleibens*), die freilich im andern Sinne wahr ist, als Antonio ahnen kann. Der entschiedensten Wiederholung seiner Bitte fügt er den Hauptgrund in bewegtester Ausführung hinzu, daß nichts ihn von seinem Entschluß abzubringen vermöge, und er gerade jetzt am wenigsten geschickt sei, selbst dem Fürsten seine Bitte vorzutragen. Antonio, der dies nicht leugnen kann, geräth ins Schwanken, was er mit hofmännischer Feinheit als Ansteckung des den Tasso treibenden Irrthums bezeichnet, worauf dieser die von ihm abhängende Erfüllung seiner Bitte, als sicherste Freundschaftsprobe darstellt. So endlich gezwungen, ihm zu willfahren, muß Tasso doch seine Ueberzeugung wiederholen, daß er ihm hierdurch schade, da er in Rom sich bald unbehaglich finden werde, wie er in Ferrara durch seine Abwesenheit verlieren müsse; doch sollte er, wie er

tiger, je mehr es ihm an Einsicht (Wahrheit) und Kraft, es selbst zu erlangen (Kräften), fehlt.

*) Dieser Marmorboden (155), des Palastes, wie in der *natürlichen Tochter* I, 5, 79.

voraussieht, in der Noth treuen Rathes und werkthätiger Hülfe bedürfen, so möge er auf ihn rechnen. Antonio weiß, wie wenig Tasso sich auch zu Rom in andere fügen und er dadurch um so mehr in Verwirrung gerathen werde, als er an Ferraras schonende Güte und beseelende Liebe gewöhnt ist. Hierbei liegt die mißliche Lage zu Grunde, in welche Tasso beidemal nach seiner Flucht von Ferrara gerieth.

Fünfter Auftritt. Tassos Selbstgespräch geht von der Freude, Antonio, dessen Plan er jetzt erst ganz deutlich durchschaue, getäuscht zu haben, zu der verzweiflungsvollen Gewißheit über, das Schicksal habe sein Verderben beschlossen.

Voll bitterer Freude über seine gelungene Verstellung ruft er dem Antonio nach, er möge sich nur ganz der Ueberzeugung hingeben, ihm alles einreden zu können; die Kunst der Verstellung habe er von ihm gelernt, wobei sein Herz freilich den sittlichen Schmerz nicht unterdrücken kann, zu einem so unedlen Mittel greifen zu müssen. Antonios gleißnerische Worte haben ihm deutlich verrathen, was dieser eigentlich gegen ihn vorhabe, wie er früher aus dem Gespräch mit Leonoren sich einen andern Plan Antonios herausgesponnen hat, den er, immer tiefer in sein Verdachtsgewebe sich verwickelnd, jetzt völlig aufgegeben hat. Antonio gibt sich beim Herzog den Schein eines Wohlwollenden, der ihn gern am Hofe behalte; mit Nachsicht gedenkt er seiner Schwächen, und verdrängt ihn gerade dadurch, daß er von ihm wie von einem eigensinnigen Kinde spreche, aus der Achtung des Herzogs und der Liebe der Prinzessin. Selbstquälerisch führt er aus, wie Antonio von ihm spreche.

Antonios Auffassung seines Charakters fühlt er vollständig heraus, aber mit Unrecht schreibt er diesem die Ansicht zu, man müsse solche Gebrechen schonend hinnehmen. Der Höfling, meint er, setze ihn als Menschen herab, weil er sein dichterisches Talent nicht anzutasten wage; auf diese Weise glaube er ihm am sichersten zu schaden. Freilich findet er es unbegreiflich, wie Alphons sich so berücken lasse, aber das sei gerade die Grausamkeit des ihn verfolgenden Schicksals, daß dieser, der sonst so edel, ein so treuer und sicherer Freund sei, gegen ihn sich urplötzlich verändert habe. Antonio, den er hier so wenig als II, 1 und 5 mit seinem Namen nennt, hat auf einmal sein ganzes Glück vernichtet, und zwar an demselben Tage, der ihm die höchste Seligkeit verliehen hatte, was er durch das einfache, schmerzlich ausgepreßte heut bezeichnet. Den Gegensatz seines jetzigen, so verlassenen Zustandes zu seinem frühern Glück prägt er scharf aus. Sein voller Werth und alle Liebe, die ihn so reichlich beglückte, ist jetzt durch das Gewicht dieses Mannes in die Luft geschnellt. Der Gedanke an die ihm zu Theil gewordene Liebe muß ihn besonders der Prinzessin gedenken lassen. Ja auch die Prinzessin flieht ihn; sie kommt weder selbst, noch sendet sie ihm ein Zeichen ihrer Gewogenheit. Leonorens kühler Bemerkung, die ihn so schmerzlich berührt hatte, gedenkt er hierbei nicht. Das hat er nicht um sie verdient! Hier übermannt ihn der Gedanke, mit wie herzlicher Verehrung er an ihr gehangen, wie ihre Stimme unaussprechlich seine Seele getroffen, wie ihr Blick die ganze Welt um ihn getrübt, ihn unwiderstehlich hingezogen, so daß er sich kaum *auf den* Füßen zu halten, dem ihn befallenden Taumel zu

widerstehn vermocht habe. Inniger konnte er unmöglich das sein ganzes Wesen durchzuckende Gefühl seiner Liebe aussprechen. Daß Kern trotz allem in seiner Liebe ein bloßes rasches Auflodern sehn kann, erklärt sich nur daraus, daß er einzelne Aeußerungen so faßt, als ob ihm die Gunst des Herzogs über alles gegangen sei. Was der schrecklichste Gedanke für ihn sei, spricht er deutlich aus. Aber sein Herz muß sich denselben fest einprägen, sein Sinn ihn klar erfassen, daß auch sie ihn flieht.*) Er selbst wundert sich, daß er dieses Wort aussprechen gekonnt, an das er nicht glauben mag, und muß er es glauben, so möchte er es doch sich verschweigen. Allein er darf es nicht, wie sehr sein Herz auch die Prinzessin entschuldigen mag. Diese schreckliche Gewißheit macht sein Unglück erst voll**); jetzt erst, wo er die Prinzessin unter seinen Gegnern weiß, sind diese stark, ist seine Kraft

*) Das doppelte hier (66 f.) deutet auf das folgende: Ja, auch Sie! — 70 steht Auch Sie! Auch Sie! als doppelter freier Ausruf, wie 51 Auch Du! Auch Du! Dagegen ist es 71 und 88 abhängig, was auch durch den vorangehenden Doppelpunkt bezeichnet ist, doch sollte Auch, wie dort, beidemal groß geschrieben sein.

**) Dem Schicksal werden hier zwei Erztafeln zugeschrieben, von denen die eine die dem Tasso bestimmten Freuden, die andere seine Leiden enthält; die letztere ist so angefüllt, daß dieses letzte Unglück am untern Rande eingetragen werden muß. Aehnlich braucht Juvenal von einem auf dem obern und untern Rande beschriebenen Buche summi plena iam margine libri scriptus. Kaum kann er die vollgeschriebene Qualentafel als die Tafel seines Schicksals sich denken, da ihm das Leben, wie er auch hier nicht leugnet, doch auch großes Glück gebracht hat. Auf Erztafeln sind die Gesetztafeln eingegraben. Nach Ovid ist das Archiv der Parzen von Erz und Eisen, das Schicksal steht auf Tafeln von Stahl. Kern führt Klopstocks Erwähnung der „ewigen Tafeln des Schicksals“ an, aber hier ist von Tafeln des Schicksals des einzelnen Lebens die Rede.

gebrochen: gegen sie kann er nicht streiten, ja ohne sie nicht sein Unglück aushalten, und so muß er sich immerfort das fürchterliche: Auch Sie! zurufen, bis die Verzweiflung ihm alle Besinnung raubt.*) So überläßt der Unglückliche sich der vollsten Verzweiflung, weil seine letzte Stütze gefallen ist.

Fünfter Aufzug.

Zwischen diesem und dem fünften Aufzug liegt eine zweite Unterredung von Tasso mit Antonio, welchen der Herzog abgesandt hatte, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Tasso besteht auf der Reise nach Rom. Die gegen den Herzog mit Mühe behauptete Verstellung kann er der Prinzessin gegenüber nicht durchführen; von der Gewißheit ihrer Liebe verzückt, will er sie in leidenschaftlichster Glut umarmen, wodurch er auf immer von ihr geschieden wird. Ein ähnlicher Ansturm seiner Leidenschaft war II, 1 nur durch die Mahnung der Prinzessin zur Mäßigung verhütet worden. Der Schmerz über sein Vergehen tobt sich in wahnsinniger Wuth aus, aber an Antonios Brust findet er endlich den wahren Boden seines Daseins; er lernt, geläutert durch den Schmerz über den höchsten, selbstverschuldeten Verlust, das Glück des ihm verliehenen Talentes

*) 85. Erst 3, der 4 und 4a folgen, hat, wohl nur durch Druckfehler, ehe nun statt eh nun die. Die Elision ist nicht störend und der persönlich hervorhebende Artikel ebenso bezeichnend, wie darauf in das bittre Schicksal. — Die daselbst überlieferte alte Form Sinnen sollte, wie meist, wo der Reim sie nicht fordert, in Sinne verändert sein. Doch V, 5, 144 hat sich auch das veraltete Schmerzens zufällig erhalten.

schätzen und sich in die Beschränkung des Lebens fügen, für das er einen wahren Freund gefunden, dem er fest vertrauen kann.

Erster Auftritt. Antonio berichtet dem Herzog von der Erfolglosigkeit seiner Bemühung. Nach einem weitern Gespräche über Tasso beauftragt Alphons ihn, für alles, was dieser noch weiter bedürfe, zu sorgen. Der Gegensatz des Dichters zum gewiegten, fest auf sich ruhenden, klar die Welt und seine Stellung auffassenden Staatsmann und des Herzogs milde Schonung und Güte treten anschaulich hervor.

Auf Antonios Bericht*) äußert Alphons seine Besorgniß, Tasso, auf den er so viel halten müsse, in Rom zu verlieren, und zwar durch den Kardinal Medicis. Vgl. S. 41. 159*. Alphons muß einen solchen Wetteifer der Fürsten um die besten Männer, an dem er selbst sich betheiligt, höchlich billigen. Dieser habe zur geistigen Erhebung Italiens so viel beigetragen, und ein Fürst, welcher keine talentvollen Männer um sich habe, sei nichts (ein Feldherr ohne Heer), weil er des wahrhaft fürstlichen Schmuckes ermangle, und er entbehre des höchsten geistigen Genusses, den eben die Dichtung biete.**) Antonio fürchtet deshalb, daß er ihm zürne, weil er die erste Veranlassung zu Tassos Entschluß gegeben, den er nicht rückgängig habe machen können. Hatte Alphons II, 5 Antonio die Schuld aufgebürdet, so hebt er hier hervor, wie schwer es halte, mit Tasso umzugehn; habe er ja selbst ihm so vieles nachsehn müssen: doch entschuldigt er ihn,

*) Ueber 1—6 vgl. oben S. 13.

**) 19 f.: Und wer ... sei, fügte Goethe in der ältesten Handschrift erst nachträglich hinzu.

da der Mensch nun einmal sein Wesen nicht ändern könne. Vgl. S. 96**. Aber Antonio kann dies bei Tasso nicht gelten lassen: ein so hochgebildeter Mann müsse vor allem sich selbst beherrschen. Auch durch des Herzogs Hinweisung auf schonende Geduld läßt er sich von seiner begonnenen Schilderung der Schwächen Tassos nicht abbringen, vielmehr führt er lebhaft aus, wie der Mangel an Selbstbeherrschung seinen ihn selbst und andere so sehr belästigenden Argwohn immer steigere. Dem Dichter schwebt hier Serassis Erzählung vor, wie der Arzt Tasso anbefohlen, sich des Weines ganz zu enthalten, und nur Fleischbrühe zu trinken, worüber dieser sich in einem Briefe an einen Freund beklagte: hätte er ihm wenig mit Wasser gemischten Wein erlaubt, so würde er gern gehorcht haben. Das, was ihm der Arzt verordne, werde ihm um so lieber sein, je schmackhafter es sei; denn bekanntlich bestehe die Vortrefflichkeit eines Arztes besonders darin, nicht bloß heilsame, sondern auch angenehme Arzneien zu geben. „Ueber alles", bemerkt Serassi anderwärts, „liebte er guten Malvasier, und er pflegte zu sagen, dieser verleihe ihm den Geist, göttlich zu dichten. Mit Zucker eingemachte Früchte, Mandelzeug, Marzipan, und alle Arten Zuckersachen liebte er über alle Maßen". Vgl. oben S. 35. Die Schuld seiner eigenen Unmäßigkeit schiebt er auf das Geschick, was Antonio mit glücklicher Ausführung der von Serassi gebotenen Züge ausführt.*) Diesem blutaufregenden unmäßigen Genusse schreibt

*) 68 hat die erste Ausgabe Er (statt Und) schilt. Man kann zweifeln, ob die Aenderung beabsichtigt ist; er setzt kräftiger ein. Die weimarische Ausgabe übergeht die Abweichung, so daß man glauben muß, auch die Handschrift *lese Und*. — Zu „das Uebel wird sich mit (neuen) Uebeln häufen" (82) vgl.

er das wunderliche Traumleben und den thörichten Argwohn Tassos zu*), dessen schon der Herzog früher gedachte (vgl. oben S. 96), wo er ihn von seiner scheuen Zurückgezogenheit herleitete. Der tiefere Grund liegt freilich in seiner trüben, durch das Unglück noch trüber gestimmten, höchst reizbaren, zur Einbildung geneigten Natur, die allein durch Selbstbeherrschung und klare Anschauung der Welt geheilt werden kann. Früher, wo diese Züge Tassos Bild uns zu sehr entstellt hätten, sind sie mit Recht übergangen, sie treten erst hier hervor, wo sie für seinen Mangel an fester Willenskraft bezeichnend sind. Auf diese Weise, bemerkt Antonio weiter, komme Tasso nie zur Ruhe und mache jede Freude zu nichte, die der Herzog sonst an ihm haben würde.**) Wenn dieser dagegen bemerkt, man müsse solchen bedeutenden Talenten als Menschen manches zu Gute halten, wie es die Mediceer und die Päpste gethan***), so tritt auch hier seine Furcht hervor, den Tasso durch strengere

---

Faust II, 169: „Und Uebel sich in Uebeln überbrütet." — 83 f. nur mehr und mehr, wenigstens immer mehr. — euch quälen. Mitte Januar 1779 schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Daß ich nur die Hälfte Wein trinke, ist mir sehr nützlich, seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät." Und am 7. August: „Gott gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen." Er selbst wußte sich hierin zu mäßigen, wenn es ihm auch schwer fiel, während er den Herzog sich oft solchen Unmäßigkeiten hingeben sah.

*) 102 ist was (statt Was) alles zu schreiben, und der Satz im Sinne zu fassen, „und was ihm sonst einfällt".

**) Nach laben (106) ist Punkt, der sich schon in 1 findet, statt des seit 2 eingedrungenen Kommas zu setzen.

***) Die Päpste selbst (113), diese mächtigsten Fürsten Italiens, die überall ihre Macht und ihren Vortheil im Auge haben.

Behandlung zu verlieren; geschichtlich begründet ist die hier hervorgehobene Langmuth und Nachsicht jener Fürsten keineswegs.*) Statt geradezu auf die Nothwendigkeit einer strengern Behandlung zu dringen, geht Antonio zu Tassos durch sein übermäßiges Glück hervorgerufener Unzufriedenheit über, die ihm selbst jeden wahren Genuß raube.**) So treten hier also Tassos Hauptgebrechen, launische Unzufriedenheit und Mangel an Selbstbeherrschung, kurz vor der gewaltsamen Heilung, bezeichnend hervor; jenes Mißbehagen muß durch einen schmerzlichen Verlust, der Mangel an Selbstbeherrschung durch die Erkenntniß überwunden werden, wie er durch blinde Hingabe an den träumerischen Wahn der Einbildung sich alles ruhigen Genusses beraubt.

Da sieht er Tasso nahen, was ihn zur Bitte an den Herzog veranlaßt, diesen gnädig zu entlassen, wobei er die Ueberzeugung andeutet, daß Tasso endlich finden werde, wie er nur in Ferrara glücklich sein könne. Wie schonungslos er auch eben dessen Schwäche geschildert, er nimmt nähern Antheil an ihm, erkennt seine dichterischen Verdienste entschieden an, fühlt sich durch seinen anmaßlichen Stolz nicht mehr so verletzt, ja er hofft auf seine Heilung, wozu seine zeitweilige Entfernung von Ferrara vielleicht ein förderliches Mittel sein könne. Der Schluß des

---

*) Am Schlusse der Erwiderung von Alphons (nach 121) hatte die zweite Handschrift noch die Verse: „Den wilden Buonarotti, Sanzio, | Den zarten, allzu glücklichen.“ Der letztere war vor einem halben Jahrhundert, der erstere vor einem Jahrzehnt gestorben.

**) 130 bezeichnet er ihn als einen armen Edelmann, wie der wirkliche Tasso sich selbst mehrfach nannte. Vgl. I, 3, 32 ff. — In einem anschaulichen Bilde läßt er 143 f. Tassos launisches Mißbehagen sich auf dem breiten Polster des Glückes bequem niederlassen. Vgl. I, 4, 151—155.

Auftritts*) belehrt uns noch von dem bei Antonios zweitem Besuch geäußerten Wunsche Tassos, gleich von Belriguardo nach Rom zu gehn, und von der Absicht der Prinzessin, das schöne, ihr nun durch die Gewißheit von Tassos Entfernung verleidete Belriguardo noch heute Abend mit Leonoren zu verlassen und nach Ferrara zurückzukehren.**) Hierdurch ist der verhängnißvolle Abschied der Prinzessin von Tasso eingeleitet.

Zweiter und dritter Auftritt. Nur mit Mühe kann Tasso vor dem Herzog, von dem er beim Abschiede sein Gedicht sich zurück erbittet, die Verstellung ganz durchführen. Froh über die ihm bisher gelungene Verstellung, will er sich jetzt auch gegen alle übrigen Stimmen verstocken.

Der trockene Ton und die magere Darstellung des Dankes und der Hoffnung, womit der sonst so lebhaft warme Tasso sich einführt, sind der angenommenen Verstellung gemäß, welche ihn gerade so reden läßt, wie der Herzog nach Antonios Aeußerungen es wünschen muß.***) Dieser spricht aus vollem Herzen seinen warmen Wunsch aus, ihn bald geheilt wiederkehren zu sehn, und bittet ihn, sich in Rom ja an die Seinen zu halten, an die er ihn vorher mit Empfehlungsbriefen versehn will, deren er schon gegen

---

*) Die letzten vierzehn Verse sind in der ersten Handschrift erst auf einem angesteckten Blatte nachgetragen.

**) 156 stand ursprünglich noch eh als sie statt vor ihnen noch.

***) 2,2. Im vollen statt in vollem in 4 und 4a beruht auf einem Versehen des Setzers. Strehlke sieht darin eine beabsichtigte „Nuance". Auch Schröer behält den Fehler bei.

Antonio gedacht hatte.*) Mit einem schmeichelnden Uebergang**) wagt Tasso den Herzog zu bitten, ihm sein Gedicht zurückzugeben, das er nur in Rom vollenden könne, wo noch der Geist der großen Männer (er meint besonders die altrömischen Dichter, vor allen Virgil) begeisternd wirke, der so manche Talente wecke. Vgl. V, 4, 12 ff. Mit der hinzugefügten Versicherung, voll Beschämung sehe er das Werk in Alphons' Händen, kann es ihm nicht ernst gemeint sein, wenn er auch dessen Mängel fühlt; wir dürfen voraussetzen, daß er jetzt es wirklich ganz umzuändern und die Lobsprüche auf das ihm nun verhaßte Ferrara zu tilgen beschlossen hat, wie der wirkliche Tasso später in seinem eroberten Jerusalem that. Der Herzog aber spricht seine Herzensmeinung aus, wenn er sich erst des Gedichtes wahrhaft erfreuen will, und dem Dichter ernstlich anliegt, nicht durch zu strenge Feile dem dichterischen Schwunge zu schaden***); auch gibt er ganz aufrichtig den Grund an, weshalb er ihm nur eine Abschrift zukommen

---

*) Nach Serassi empfahl ihn der Herzog an seinen Bruder, den Kardinal; doch hatte dieser auch noch einen Gesandten und einen Agenten in Rom. — 24 f. sind zutraulich und gewiß mit besonderer Kraft hervorzuheben.

**) Den Druckfehler von 1a, Gnaden statt Gnade (26), hätte die neue weimarische Ausgabe nicht fortpflanzen sollen, wäre Gnaden hier auch weniger der gewöhnlichen Rede eigen und übelklingend vor den.

***) Es schweben hier Tassos unerquickliche Verhandlungen mit den römischen Freunden vor, die zum Theil nach einseitigen Grundsätzen urtheilten, und vor allem der üppigen Fülle der Sprache und den schönen Liebesepisoden feindlich waren; besonders hatte er einen harten Stand bei der von Sophronien, die er beibehielt, um, wie er sagte, seinem Genius und dem Fürsten zu willfahren. *Auch* dachte Goethe wohl an die höchst unglückliche spätere Umarbeitung des Gedichtes, *welche* das frische Leben so sehr verflüchtigte.

lassen wolle. Die innigste Zuneigung spricht aus des Herzogs Worten und Wesen: aber diesmal wirkt sie auf Tasso ebenso wenig als die Erinnerung an die Theilnahme seiner Schwestern; vielmehr drängt es ihn, die Abschrift sich auf das schleunigste zu erbitten. Der Mahnung des Herzogs, vorher an seine Heilung zu denken*), stellt er die Betheuerung entgegen, nur der Fleiß mache ihn gesund**), woran sich das aus innerstem Herzen fließende Bekenntniß schließt, er fühle nur zu wohl, daß froher Genuß ihm versagt sei.***) Alphons aber warnt ihn ernstlich vor der Gefahr, die gerade durch dieses trübe Versenken in sich ihm drohe; muthig und froh möge er das Leben erfassen, wodurch er als Mensch gewinnen werde, was er als Dichter verlieren sollte, insofern die Leidenschaften die schönsten dichterischen Blüthen treiben. Vgl. S. 145. Aber dieser fühlt sich so ganz als Dichter, daß er sich nicht enthalten kann, hier seine innigste Ueberzeugung auszusprechen. Diesem unaufhörlich in seiner Seele auf- und absteigenden, ihn mehr oder weniger stark ergreifenden („wechselnden") Drange der Vertiefung in sich kann er nicht widerstehn: ohne Denken und Dichten ist ihm das Leben nichts; dies ist sein unwiderstehlicher Naturtrieb. Das Gleichniß vom Seidenwurm dient ihm zum Uebergang zur Versiche-

*) Serassi berichtet mehrfach, der Herzog habe verlangt, Tasso solle erst sein Blut reinigen (lasciarsi purgare per umore).

**) Mein Fleiß (77) war Druckfehler von 2 statt der Fleiß.

***) 83. Das Hinschwimmen ins weite Meer der Zeiten bezeichnet die unbegrenzte hoffnungsvolle Aussicht des Jünglings in eine unendlich scheinende Zukunft; der heitere Genuß der Gegenwart wird durch das „weiche (wie „der weiche Fluß" II, 1, 239) Element der Tage" (die leichte Lebenswoge) angedeutet.

rung, er sei vom wirklichen Leben geschieden, erwarte nur von einem höhern, warm ersehnten Dasein wahren Genuß.*) Alphons, der nicht ahnt, wie nahe Tasso eben daran ist, in seiner tiefen Erregung sich ganz zu verrathen (denkt er ja nicht im mindesten, daß dieser seine eigentliche Absicht verberge), sucht ihn von solchen trüben Gedanken abzubringen; doch, rasch abbrechend, bittet er ihn, auf seinen Rath zu hören**), und so entläßt er ihn mit der schmeichelnden Hoffnung baldiger Rückkehr.

Dieser vermag kein Wort freundlichen Abschieds zu erwidern; erst als der Herzog sich entfernt hat, athmet er auf, um seiner Herzensmeinung Ausdruck zu geben. Die Verstellung ist ihm dem Herzog gegenüber so schwer gefallen, aber er hat sie glücklich durchgeführt, da er gefühlt, daß dieser sich gegen ihn verstelle, nur Antonio aus ihm spreche.***) Und er ist gefaßt, dessen Stimme nun von allen Seiten zu vernehmen; dabei denkt er besonders an die Prinzessin, weniger an Leonoren, da er sich von beiden noch zu verabschieden hat. Hierzu muß er sich von neuem Muth einsprechen; auch dieses wird ja bald vorüber sein, und die Verstellung ihm leichter fallen, weil man sich einer solchen, wie er erfahren, bei ihm am wenigsten versieht, und er

---

*) Beim neuen Sonnenthal (102) schwebt wohl das biblische „Thal des Urtheils" oder „Thal Josaphat" vor. Tasso denkt sich das Wiedererwachen in einem vom reinsten Sonnenlicht erleuchteten Thale. Strehlke will auch beim neuen Sonnenthal an dem Bilde vom Schmetterling festhalten, von dem hier doch nur das freie Umherfliegen hergenommen wird.

**) Statt Höre nicht! (103) stand ursprünglich Noch einmal!

***) Ueber die ursprüngliche Fassung vgl. oben S. 36. Auf sein feines *Gefühl berief* er sich schon IV, 3, 48 f.

sie nur gegen diejenigen übt, welche sich einer solchen wider ihn schuldig gemacht. Aber kaum sieht er die Prinzessin von ferne, so schwindet ihm aller Muth, da sein Herz sich von ihr angezogen fühlt, die ihn sogar selbst aufsucht. Und als sie nun naht*), da ist aller Verdruß über die ungerechte Behandlung, aller Argwohn vor dem Schmerze gewichen, die einzig Auserwählte verlassen zu müssen.

Vierter Auftritt. Vor der Prinzessin liebevoller Nähe und ihrem warm sich ergießenden Schmerze kann Tassos Verstellung nicht bestehn. Sein arger Wahn entreißt der verzweifelnden Prinzessin das Bekenntniß, ihn nicht entbehren zu können. Jetzt erst erkennt er seinen argen Wahn, aber sein leidenschaftliches, so lange eingezwängtes Herz kann jetzt weniger als je sein Gefühl beherrschen, er fällt der Prinzessin in die Arme und drückt sie an sich. Dem zur schrecklichen Besinnung gekommenen Tasso tritt der Herzog entgegen, und befiehlt dem ihn begleitenden Antonio, den dem Wahnsinn nahen Dichter festzuhalten.**)

Auf die Anrede der Prinzessin, deren unsichere und

*) 15. Sie tritt herein, in den Garten, wo dieser Aufzug, wie der erste spielt. Vgl. I, 2, 35 ff.

**) Ursprünglich hieß es in der Angabe der Personen: „Während dieser Szene sieht man den Fürsten, Leonoren und Antonio [früher Battisten] hin und wieder gehn, sich miteinander besprechen und gleichsam zu warten, bis Tasso von der Fürstin Abschied genommen." Goethe durchstrich diese Bemerkung, wie er dies schon V, 2 gethan, wo es hieß: „Während dieser Szene sieht man Antonio [früher Battisten] und Leonoren im Hintergrunde hin und wieder gehn und miteinander sprechen, doch ohne daß sie auf die vordern Personen acht zu geben scheinen."

schwankende Fassung die innere Beklemmung verräth, erwidert Tasso zunächst mit verstellter Ruhe. In Rom hoffe er die letzte Hand an sein Gedicht zu legen, da dort viele Meister in jeder Art versammelt seien, deren Urtheil er vernehmen wolle (vgl. S. 163), auch die „ernste Majestät", die aus den Kunstwerken älterer und neuerer Zeit spreche, dort erhebend wirke. Hier äußert er sich viel unbestimmter als früher gegen Antonio, dem er Rom allein genannt und sich auf die von Scipio Gonzaga ihm bestimmten Richter berufen hatte.*) Aber der herbe Schmerz, von der Prinzessin scheiden zu müssen, ergreift Tasso mit tiefer Wehmuth, und so beklagt er sein unglückliches Schicksal, das, wie es in allem ihm feindlich sei, ihn auch sein Gedicht nicht werde vollenden lassen; ja er wähnt, die Dichtkunst sei ihm nur zur Qual verliehen, werde ihn nirgends Ruhe finden lassen, ihn von Ort zu Ort treiben — und so sieht er sich schon in Gedanken nach Neapel fliehen. Der Prinzessin Erinnerung an den auf ihm ruhenden Bann (vgl. S. 57 f.) steigert sein Schmerzgefühl: in ahnungsvoll ergriffener Einbildung schaut er sich als verzweifelnden, von allen verlassenen Flüchtling zur Schwester eilen, die er in frühester Jugend hatte verlassen müssen. Hierbei schwebt der Besuch vor, den Tasso nach der ersten Flucht seiner Schwester Cornelia machte, deren Gatte, der Edelmann Marzio Serjale zu Sorrent, ihr mehrere Kinder hinterlassen hatte. An Rom vorbeieilend, schlich er sich, fast von allem Geld entblößt, durch die Abruzzen,

*) Wenn Antonio früher (V, 1) bemerkte, der Herzog solle Tasso Zeit geben, in Rom, Neapel, wo er wolle, das aufzusuchen, was er in Ferrara vermisse, so wollte er ihm keinerlei Beschränkung aufgelegt wissen. Daß dieser aber bloß von Rom gesprochen, ergibt sich aus Antonios Aeußerung daselbst.

wo er das Gewand eines Schäfers annahm. Manso erzählt, er sei von Rom über Velletri nach Gaëta, und von dort in einer Barke nach Sorrent gekommen, was Serassi freilich widerlegt hatte, aber Goethe zu seinem Zwecke benutzte. Die Schwester traf er allein bei ihren jüngsten Kindern, gab sich zuerst für einen Boten aus und stellte durch seinen ersonnenen Bericht über die Lebensgefahr, in welcher der Bruder schwebe, ihre Liebe auf die Probe; erst als diese darüber ohnmächtig wurde, gab er sich zu erkennen. Die Prinzessin läßt ihn seine ahnungsvolle Schilderung des Besuches der Schwester nicht vollenden: die Beschreibung seines wilden Haares, seines düstern Blickes, seines ganzen verzweiflungsvollen Zustandes, hat sie so gewaltig ergriffen, daß sie in ängstlicher Besorgniß bittet, er möge doch der Lebensgefahr gedenken, in welche er sich stürzen werde, auch ihrer gedenken, die alle, der Bruder wie die beiden Schwestern, noch in unveränderter Liebe an ihm hingen; müßten sie seiner entbehren, so möge er sie wenigstens nicht in Schmerz und Sorge zurücklassen über sein trost- und hülfloses, ja gefährliches Umherschweifen. Lebhaft ergriffen von dieser unerwarteten Stimme der Liebe, wendet sich Tasso ab, da das Gefühl seines Wahns schmerzlich aufzudämmern beginnt. Die Prinzessin aber dringt weiter auf ihn ein, indem sie ihren bittern Jammer ausspricht, daß er nichts von ihnen als Gabe der Freundschaft annehme, da er alles, was er besitze, von sich werfe, als armer Pilger*) verzweiflungsvoll weggehe und ihnen

*) Vgl. Goethes Brief aus Venedig vom 23. September 1786 und Opheliens Lied im Hamlet IV, 2.

jeden Genuß seiner herrlich begabten Natur raube, die nur bei ihnen sich freudig entfalten könne.

Der liebevolle Antheil der Prinzessin beweist ihm, daß sie nicht feindlich ihm gesinnt sein könne, und so, von der Möglichkeit seines Bleibens wunderbar getroffen, bittet er sie, sich seiner anzunehmen, auf daß er nicht ganz von ihnen getrennt sei.*) Noch immer wähnt er sich von Feinden verfolgt, die ihm des Herzogs Gunst geraubt; auch die Prinzessin sei gegen ihn eingenommen, so daß er sich ihrer ganzen Teilnahme, ihrer erhebenden und beseligenden Nähe nicht mehr zu erfreuen habe. Glücklich würde er sich fühlen, wenn er nur als Aufseher auf der entferntesten fürstlichen Villa im Dienste des Herzogs seine liebevolle Treue bewähren könnte, wobei er zunächst der Pflege des Gartens gedenkt (vgl. S. 87***), dann zum Schlosse selbst übergeht und immer wärmer in der Schilderung sorgfältigster Pflege wird, was sich zuletzt in den drei gleichmäßig mit es soll anhebenden Versen ausprägt. In untröstlicher Rathlosigkeit, wie Tassos Verkennung der liebevollen Zuneigung, die sie alle ihm widmen, zu heilen sei, spricht die Prinzessin noch lebhafter als bisher die Unmöglichkeit aus, ihn zu entbehren.**) Verzweiflungsvoll schaut sie um sich, ob nicht ein Gott ihr

---

*) Ursprünglich stand 73: „Nimm mich in deinen Schutz, vertrete mich" was wohl nur wegen der anstößigen Form „vertrete" geändert wurde.

**) Der Gedankenstrich vor uns (99) bezeichnet, daß dieses Wort abgesondert mit besonderer Kraft hervorgehoben werden soll, zur lebhaften Andeutung, daß es sich nicht um Tasso allein handle. Irrig hat man angenommen, die Prinzessin wolle eigentlich mich sagen, fasse sich aber rasch.

ein wunderbares Heilmittel zubringen möchte*), da ihr treuſtes Wort nichts mehr vermöge.**) Aber keines zeigt ſich ihr, und doch kann ihr Herz nicht von ihm laſſen. Das Geſtändniß ihrer Liebe klärt ihn auf einmal auf. In freudiger Verwunderung***) erkennt er ſie ganz wieder, ja er begreift nicht, wie er ſie je habe verkennen können, wie ſelbſt ihre Gegenwart ihm ſeinen verzweiflungsvollen Wahn nicht benommen. So iſt er denn auch ſich ſelbſt wiedergegeben, und es drängt ihn zu wiſſen, was er zu thun habe, um den Bruder und ſie ganz zu verſöhnen, daß er ihnen wieder wie früher angehöre. Mit liebevollem Ernſte mahnt ihn die Prinzeſſin, ihnen nur dadurch Freude zu machen, daß er froh ſei; er betrübe ſie bloß, wenn er die Freude fliehe, und mache ſie nur ungeduldig, wenn er ihrer rettenden Hand ſich entziehe. Vgl. IV, 5, 81.

In dieſem Augenblick erſcheint ſie ſeinem ſehnſüchtigen

---

*) 100 ff. Es ſchwebt Hermes vor, der in der Odyſſee (X, 304 ff.) dem Odyſſeus das gegen den Zaubertrank ſichernde Wunderkraut Moly bringt. Freilich iſt hier ein Kraut gemeint, aus dem ein Heiltrank bereitet wird. In Goethes Elegie von 1823 heißt es: „Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen.“ Die Lebhaftigkeit des Wunſches drückt ſich auch in dem durch eine kräftige Umſtellung aneinander gerückten doppelten möchte aus, wo das zweite faſt als Wunſch geſprochen werden muß.

**) 105 ſtand ſchöne ſeit 3 ſtatt ſchönſte, aber der Superlativ ſcheint hier gefordert, wenn er auch freilich in anderer Beziehung ſteht wie vorher in treuſte.

***) 106. Ihr Götter, wie das einfache Götter, war ein dem Dichter auch ohne Beziehung auf das Heidenthum neben dem folgenden o Gott! ſelbſt in lyriſchen Gedichten und Briefen geläufiger Ausruf, nach dem Vorgange franzöſiſcher Dichter. Schiller gibt ihn ſelbſt ſeiner Jungfrau von Orleans, ja läßt den Erzbiſchof zu ihr von Göttern reden.

Herzen, das sich so lange in bitterer Verstellung und Verzweiflung zurückgehalten hatte, wieder als „heiliger Engel", wie in der Stunde, wo er sie zuerst sah (II, 1, 125 ff.). Die trübe Hülle ist vor seinen Augen gefallen*), von Verehrung und zartester Liebe hingerissen, erkennt er sie ganz wieder; ja sie ist's wieder. Er selbst weiß nicht, wie er dieses Gefühl bezeichnen soll; ist es Wahnsinn**), der ihm falsche Bilder vorspiegelt, oder eine höhere, die ganze Wahrheit enthüllende Klarheit? Aber sein dem wilden Drange sich hingebendes Herz spiegelt ihm vor, dieses Gefühl unendlicher, nach vollster Befriedigung hingerichteter Liebe könne ihn allein glücklich machen, wie der Versuch des Widerstandes ihn elend gemacht habe. In jeder Zurückhaltung sieht er jetzt eine freche Zerstörung seines eigenen Wesens, dem sie ganz angehöre.***) Der Prinzessin ängstliche, mit ihrer Entfernung drohende Bitte um Mäßigung spannt die Gewalt der Leidenschaft nur heftiger an. Jede Mäßigung scheint ihm eine Naturunmöglichkeit; ihre Worte, ihr Blick reizen ihn

*) Bei dem trüben Blick des Sterblichen (133) schwebt wohl die homerische, von Lessing und Herder erörterte Stelle vor, wo Athena dem Diomedes das Dunkel von den Augen nimmt, damit er Götter von Sterblichen unterscheide (Ilias V, 127 ff.).

**) So steht Rausch und Wahn II, 1, 136. Der Druckfehler von 3 Verwirrung statt Verirrung ist in 4 und 4a übergegangen und, wie so mancher, von Schröer als solcher nicht erkannt worden.

***) Statt des seit 3 nach gehörst (149) stehenden, auch noch in der weimarischen Ausgabe erhaltenen Gedankenstrichs ist Punkt herzustellen, da der Satz nicht abgebrochen ist. Wo möglich noch irriger ist es, beides zu setzen. Der alte Gebrauch des Gedankenstriches statt des Punktes wirkt noch heute, wo er längst veraltet ist, in unsern Klassikern außerordentlich störend nach.

immer unwiderstehlicher. Er fühlt sein Wesen verwandelt, sich über sich selbst und alle Schranken der Welt hinausgerückt. Und das alles bewirkt der Ton ihrer Stimme, die ihn ganz ihr zu eigen macht, so daß von ihm nichts mehr ihm selbst angehört.*) Die folgende, von tiefster Wahrheit durchdrungene Ausführung findet ihre treffendste Erläuterung oben IV, 5, 59 ff. So fällt er denn, sein ganzes Wesen ihr hingebend, ihr in die Arme und drückt sie fest an sich.

Mit dem tiefen Ausdruck schmerzlichsten Verlustes ruft die enteilende Prinzessin ihm ihr abwehrendes „Hinweg!" zu**); denn seit dem Augenblick, wo er die heilige Schranke der Sitte gebrochen, ist jede weitere Verbindung unmöglich, deren Herstellung die Prinzessin einen Augenblick gehofft hatte. Leonore, die gleichfalls gekommen, um Abschied zu nehmen, und so Zeugin des Auftritts gewesen, kann den Ausruf der Bestürzung nicht zurückhalten; sie eilt der unglücklichen Freundin nach. Sie selbst muß Zeugin sein, wie sehr sie Tasso verkannt, und ihr falsches Spiel, das diesen Ausbruch mitverschuldet, bereuen, da es die Prinzessin und Tasso unglücklich gemacht. Tasso, jetzt zur Besinnung seines leidenschaftlichen Vermessens gelangt, will mit bitterstem Reugefühl, das sich im gepreßten „o Gott!" aus-

*) 161 ist mehr statt mir wieder bloßer Druckfehler von 3, der in der Ausgabe letzter Hand nicht verbessert wurde. Die Wiederholung des mir erklärt sich aus der leidenschaftlichen Bewegung, wogegen mehr neben künftig höchst lästig scheint. Derartige Wiederholungen des persönlichen Fürworts finden sich auch sonst. — Nach dir zu (166) hat Schröer das überlieferte ganz falsche Komma statt des Punktes beibehalten.

**) Eckardt meinte, die Prinzessin rufe sich selbst zu, sie müsse davon eilen.

prägt, ihnen folgen, als Alphons, der aus der Ferne mit Antonio Zeuge von Tassos Ausbruch gewesen, seine Festhaltung befiehlt. Ueber die zu Grunde liegende Erzählung vgl. S. 35 f. So tritt denn in dem schrecklichen Augenblick, wo Tasso in wilder Glut sein Glück wirklich zu Grunde gerichtet, diesem der Mann entgegen, den er für das Haupt der gegen ihn gerichteten allgemeinen Verschwörung hält. Wird er da dem wirklichen Wahnsinn verfallen oder sich zur Entsagung ermannen?

Fünfter Auftritt. Nach einem Wuthausbruche richtet sich Tasso an Antonios Brust wieder auf; er erkennt die Haltlosigkeit seines ganzen Verdachtes und findet sich stark genug, auch nach dem Verluste des höchsten, durch Leidenschaft verscherzten Gutes das Leben männlich gefaßt zu ertragen; ist ihm ja sein Dichtertalent unversehrt erhalten, und er hat in seinem vermeinten Gegner einen wahren Freund erhalten. So hat der bitterste wirkliche Verlust ihn geheilt.

Antonio weist den Unglücklichen auf die völlige Haltlosigkeit seines Verdachtes schlagend hin, da er, wäre er sein Feind, jetzt frohlocken würde, während er in Wirklichkeit ihn bedaure und vor Staunen über das so Unerwartete wie Ungeheure*) sich nicht zu fassen wisse. Aber des Herzogs Ruf hat den Tasso wie ein Blitzschlag getroffen, so daß er, in sich versunken und gebrochen, kein Wort Antonios vernimmt. Als er endlich aus seinem wüsten Traum erwacht und sein erster

*) Von allem Außerordentlichen, das uns in leidenschaftliche Bewegung setzt. Vgl. unsere Erläut. zu Dichtung und Wahrheit I, 9.

Blick auf den Gegner fällt, der schweigend ihm zur Seite steht, da entwickelt sich in einer Seele der grause Wahn, alles sei verabredet, um ihn jetzt, wo man sein Gedicht besitze, mit Schimpf und Schande fortzuschicken.

Antonios Gegenwart, beginnt er, zeige ihm, worum es zu thun sei. Freilich verdiene dieser des Herzogs Zutrauen, das er jetzt dadurch bewähren möge, daß er ihn, wenn nach Vorlesung des Todesurtheils das Stäbchen über ihm gebrochen sei*), langsam zu Tode martere, was Tasso im Bilde von dem mit Widerhaken versehenen Pfeile, die schon Homer kennt, bitter ausführt. Der kürzere Vers tritt hier, wie noch zweimal in Tassos Reden sehr bezeichnend ein. Der Tyrann könne seiner nicht entbehren; so möge er denn als Kerkermeister ihn zu grausamer Qual aufbewahren, als Marterknecht ihn peinigen, was ihm so wohl anstehe. Die Anrede wendet sich von Antonio zu dem eben schon Tyrann geschmähten Herzog, der nach dem Hintergrunde**) sich entfernt hatte. Er möge sich seiner Großthat nur recht freuen, ruft er ihm nach; denn aus den wohl nur halb gefaßten Worten, mit denen er ihn dem Antonio überantwortet hat, hört sein Wahn dessen schlecht verhehlte Freude heraus, welche seinen Haß und Abscheu gegen den Mißbrauch übermüthiger Gewalt entfesselt.***)

Erschöpft vom Uebermaß leidenschaftlicher Schmähung, ver-

*) Vgl. die Erläuterungen zu Faust I S. 215.

**) Darauf deutet die Bemerkung „gegen die Szene". Hinter dem Gart hat man die Aussicht auf die Landstraße, auf welcher Tasso später den Herz fortreiten, die Prinzessin und Leonoren im Wagen wegfahren sieht.

***) 24. Frevelhaft geht auf den vor keinem Verbrechen zurückschreckende Sinn des Uebermächtigen, ungerecht auf die Verletzung des Rec

sinkt er in sich selbst, erhebt sich aber bald wieder, um sich seine ganze Hülflosigkeit als Folge der abscheulichsten Verschwörung auszumalen. Dies geschieht in drei mit „so“ beginnenden Sätzen. Er sieht sich verstoßen und verbannt als Bettler, und zwar an diesem Orte seines höchsten Glückes („hier“). Dies war also der Zweck seiner Bekränzung; man lockte ihm sein Gedicht ab, um ihn ganz hülflos zu machen. Diese völlige Verdrehung der Verhältnisse entspricht seinem leidenschaftlich überspannten Schmerz. Aber plötzlich springt er zu einer andern launenhaften Auslegung der gegen ihn angezettelten Verschwörung über, indem er sich wieder gegen Antonio wendet*), der aus Neid auf seinen Dichterruhm die ganze Verschwörung ins Werk gesetzt habe; deswegen sollte er sich Ruhe gönnen, sich schonen, wie ihm der von Antonio umstrickte Herzog gerathen, damit er sein Lied nicht zur höchsten Vollendung bringe. Ein treffender Zug ist es, daß Tasso, bei jedem ihn weiter in seiner Verblendung führenden Schritte immer glaubt, erst jetzt dem wahren Zwecke der Verschworenen auf die Spur zu kommen. Man vergleiche die wechselnden Gestalten desselben in Tassos drei Selbstgesprächen des vorigen Aufzugs. Hier (nach 47) deutet der Absatz eine Pause an. Auch die Prinzessin, die er mit einem dem wirklichen Tasso sehr gebräuchlichen Ausdruck Sirene schilt, muß er sich jetzt als verlockende Mitverschworene denken. Nach einer kurzen, wieder durch einen Absatz bezeichneten, in der Ergriffenheit seines Schmerzes begründeten Pause macht er sich selbst den ungerechten Vorwurf,

*) Vor V. 35 („Jetzt seh' ich“) sollte dieser Uebergang mindestens durch einen Gedankenstrich oder einen Absatz angedeutet sein.

aus Eitelkeit habe er sich über sie verblendet (vgl. IV, 3, 33), und in immer gewaltiger hervorbrechender Verzweiflung läßt er sich zu dem ihm so ganz fremden, menschenfeindlichen Gedanken hinreißen, die Menschen seien alle unehrlich, selbstsüchtige Schelme.*) Auch nach diesem wahnwitzigen Erguß tritt wieder eine durch einen Absatz bezeichnete Pause ein. Wie eben auf sich selbst, so schiebt er jetzt auf die Verstellung der Prinzessin, dieser sich erst zuletzt entlarvenden buhlerischen Armida**), die Schuld seiner Verkennung. Endlich gedenkt er, gleichfalls nach einer Pause, mit verächtlichem Widerwillen Leonorens, der kleinen Mittlerin (vgl. IV, 3, 42 f.), die listig hin und her geschlichen, um die Pläne der Verschworenen, deren Kreis er jetzt völlig überschaue, zu fördern. Jetzt wähnt er sich ganz aufgeklärt, und preist sich glücklich, daß er endlich die volle, wenn auch noch so schmerzliche Wahrheit erkenne.

Antonios ernste Mahnung an das gränzenlose Unrecht seiner Schmähungen, kommt dem Tasso, in welchem die Wirklichkeit aufzudämmern beginnt, höchst ungelegen; dieser möge ihm nur nicht so sanft und verständig zusprechen, ihn nicht in seinem traurigen Glücke stören, daß er jetzt die Wahrheit erkenne, über die er von Sinnen zu kommen fürchten müsse. Und doch kann er sich der Wirklichkeit

*) 55 schrieb 3 irrig eine statt Eine, 57 brachte sie den Druckfehler sie (statt die) kennen, an dem auch die neueste weimarische Ausgabe festhält.

**) Ueber deren Buhlerkünste vgl. Tasso IV, 86—96. Aber Rinaldo, der zuletzt von ihr gefesselt wird, sieht sie bei seinem Scheiden (XVI, 61) nicht „entblößt von allen Reizen", wie Rüdiger bei Ariost (VII, 69—74) Alcinen, ja er versöhnt sich zuletzt mit ihr (XX, 136).

nicht entziehn. Seine Noth, der Verlust, den er erlitten, durchwühlt seine Seele, und hat er bei dieser fürchterlichen Gewißheit sich zu Schmähungen hinreißen lassen, so sind diese nur eine leise Aeußerung der ihn innerlich verzehrenden ungeheuren Qual.*) Doch darf er Antonios Ohr damit nicht beleidigen; weg muß er von diesem Orte, und soll er glauben, daß Antonio ihm wirklich wohl wolle, so möge er ihm dies gleich gestatten. Dieser aber darf den Unglücklichen, der sich nicht zu fassen weiß, nicht fortlassen; nein, mit Geduld will er dem Seelenkranken zur Seite stehn. Diese ganz unerwartete, seinen Schmerz ehrende Theilnahme beruhigt den Tasso, und er überläßt sich ihm willig, ja er gedenkt gefaßt seines verlorenen Glückes, das er, wie er jetzt deutlich fühlt, durch seine Leidenschaft verscherzt hat, da er nie mehr an den Hof zurückkehren kann.

Da ergreift ihn der schreckliche Gedanke, daß der Herzog mit der Prinzessin eben im Begriffe steht, Belriguardo zu verlassen**); ja, indem er seinen Blick

*) Als Gegensatz schweben dem Dichter wilde Ausbrüche des Schmerzes vor, wie die in des Sophokles „Philoktet“ und in den „Trachinierinnen“. Kern will 89 nicht Lästrung, sondern ein Schmerzenslaut als Subjekt fassen, und erklärt: „jeder Ausdruck seines Schmerzes wird nur [nichts anders als] Lästerung.“ Das scheint weder dem Ausdruck noch dem Zusammenhang gemäß. Die Worte bilden die Erwiderung auf Antonios Bemerkung 78 ff.: „Du lästerst ... verzeihen kannst.“

) Bei fahren sie, gehen sie (99 f.) sind beide gemeint. Wenn er bei dem gewünschten Abschied vom Hofe zuerst (105) des Küssens des Herzogs als seines Herrn (vgl. S. 189) gedenkt, so ist dies ganz natürlich, und wir sind nicht im geringsten berechtigt, daraus mit Kern zu schließen, der Verlust der Gnade des Herzogs gehe ihm näher als der der Liebe der Prinzessin; diese ist unzweifelhaft der Nerv des Stückes.

nach dem Hintergrunde wendet, sieht er schon den Staub von den herzoglichen Wagen sich erheben, denen mehrere Reiter, unter denen sich auch der Herzog befindet, vorauseilen*). Wie schmerzlich muß er sich jetzt erinnern, daß er auch diesen Weg gekommen! aber er darf nicht mit ihnen zurück. Und als die letzten Spuren der Enteilenden seinem Auge entschwunden, ergreift ihn der Gedanke, daß sie in Zorn von ihm geschieden, mit vollster Zerknirschung. Wie sehnlichst wünscht er jetzt, sich ihrer Verzeihung versichern zu können! allein nie wird er das Wort der Versöhnung aus ihrem Munde vernehmen.**) Ja gern wollte er gehn, wenn er nur ihre Gegenwart zum Abschied noch einmal genießen könnte — aber nein, seine Schuld ist zu groß, sie sind ihm für immer entschwunden.

Antonio, der mit Rührung die reuevolle Anklage und den Ausdruck unendlichen Schmerzes vernimmt, tritt mit der Mahnung zu Tasso, sich dem Schmerze nicht zu sehr hinzugeben, sondern sich zu ermannen. Das düstere Gewölk, das Tassos Seele bis dahin umzogen, ist verschwunden; er erkennt zum erstenmal seinen selbstverschuldeten Verlust, aber seine Seele ist zerrüttet***): Antonio ist es, der mit warmen Freundesworten

---

*) Die Gedankenstriche nach den kleinen abgebrochenen Sätzen sollen kurze Pausen bezeichnen; doch vermißt man solche nach „Kam ich nicht auch daher?“ und dem folgenden Verse.

**) Bei dem Küssen der Hand schwebt etwa Serassis Bericht vor, Alphons habe im Jahre 1594 dem Dichter nicht gestattet, sich ihm in Begleitung des Fürsten von Venosa vorzustellen und seine Hand zu küssen.

***) 134 geht sie ebenso unzweifelhaft auf die Prinzessin, die mit dem Herzog jetzt allein in seiner Seele lebt, wie 99 f., und wie die Anrede verzeiht (104) auf beide, seine (105) auf den Herzog. Beide sind in seiner Erinnerung unzertrennlich verbunden, die Gnade des Fürsten und die Liebe der Prinzessin.

ausgeführt wird*); ja er klammert sich an denjenigen hoffnungsvoll fest, den er für seinen gefährlichsten Feind gehalten.**) So ist die Versöhnung mit Antonio dauerhaft gegründet; die rauhe Heilung, welche der Herzog vermeiden wollte, ist auf unerwartete Weise durch die bitterste Noth erfolgt, Tasso von seinem düstern Argwohn und dem Mangel an Selbstbeherrschung gründlich hergestellt, leider mit dem Verluste des höchsten Glückes, das er nur durch Mäßigung sich hätte erhalten können, aber einen treuen Freund hat er in Antonio fürs Leben gewonnen.

*) Nach den Worten an allen Seiten (164) erwartete man statt des Punktes ein Semikolon. — 164 f. Ursprünglich hieß es statt Verstend ... auf: „Seh ich schon | Den Boden sich zu meinen Füßen theilen." Zum Bilde vgl. Hor. carm. I, 14.

**) Vgl. Homers Odyssee V, 428. Homers Odyssee hatte sich Goethe 1787 in Palermo angeschafft und sie, besonders das fünfte bis achte Buch, zu seiner „Nausikaa" benutzt.

Berichtigung.

S. 4, Anm. 4 f. lese man „Goethe am vorigen Tage mit dem Herzog in Tauer gewesen".

Druck von Emil Stephan Leipzig-Plagwitz.

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

18.

XI. Die natürliche Tochter.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

Goethes Trilogie

die natürliche Tochter.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Wenn mein Vater, mein Monarch mich einſt
Verkannt, verſtoßen, mich vergeſſen, ſoll
Erſtaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was ſie im Glücke zugeſagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen ſtrebt.

I. Entstehung und Aufnahme des ersten Stückes.

Iphigenie, Tasso und das zur Herausgabe nothdürftig abgeschlossene Bruchstück des Faust waren eben erschienen, als Goethe im Mai 1791 die Leitung der neugegründeten herzoglichen Bühne zu Weimar übernahm. In der Opernform, die ihn während seines italienischen Aufenthalts ganz besonders angezogen, hatte er indessen ein paar neue Versuche unternommen, wozu ihn besonders die Verbindung mit dem Kapellmeister Reichardt veranlaßte, der seine Claudine mit der Fülle der Tonkunst ausstattete und ihm mancherlei Winke zu künftigen Operntexten gab. Doch weder die ungleichen Hausgenossen noch die Bearbeitung der Halsbandgeschichte unter dem Titel die Mystifizirten kamen, obgleich beide weit vorrückten, zum völligen Abschluß. Kaum aber hatte er sich der Leitung der Bühne unterzogen, als er jene berüchtigte Truggeschichte, in welche Cagliostro verflochten war, als Lustspiel auf die Bühne zu bringen sich entschloß, und noch vor dem Ablauf des Jahres brachte er die Aufführung des Großcophta, der freilich dem gewöhnlichen Geschmacke nicht zusagen konnte. Besser gelang es ihm mit der kleinen Posse der Bürgergeneral, wogegen er ein anderes, gleichfalls aus der Betrachtung des revolutionären Schwindels

Wenn mein Vater, mein Monarch mich einſt
Verkannt, verſtoßen, mich vergeſſen, ſoll
Erſtaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was ſie im Glücke zugeſagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen ſtrebt.

I. Entstehung und Aufnahme des ersten Stückes.

Iphigenie, Tasso und das zur Herausgabe nothdürftig abgeschlossene Bruchstück des Faust waren eben erschienen, als Goethe im Mai 1791 die Leitung der neugegründeten herzoglichen Bühne zu Weimar übernahm. In der Opernform, die ihn während seines italienischen Aufenthalts ganz besonders angezogen, hatte er indessen ein paar neue Versuche unternommen, wozu ihn besonders die Verbindung mit dem Kapellmeister Reichardt veranlaßte, der seine Claudine mit der Fülle der Tonkunst ausstattete und ihm mancherlei Winke zu künftigen Operntexten gab. Doch weder die ungleichen Hausgenossen noch die Bearbeitung der Halsbandgeschichte unter dem Titel die Mystifizirten kamen, obgleich beide weit vorrückten, zum völligen Abschluß. Kaum aber hatte er sich der Leitung der Bühne unterzogen, als er jene berüchtigte Truggeschichte, in welche Cagliostro verflochten war, als Lustspiel auf die Bühne zu bringen sich entschloß, und noch vor dem Ablauf des Jahres brachte er die Aufführung des Großcophta, der freilich dem gewöhnlichen Geschmacke nicht zusagen konnte. Besser gelang es ihm mit der kleinen Posse der Bürgergeneral, wogegen er ein anderes, gleichfalls aus der Betrachtung des revolutionären Schwindels

hervorgegangenes Stück, die Aufgeregten, nicht zu Ende führte. Hiermit schien seine Neigung zur dramatischen Dichtung ganz erloschen; denn bis zum Anfange des Jahres 1795 finden wir keine Spur derselben, und wenn er damals, aufgeregt durch den großen Erfolg der Zauberflöte, einen zweiten Theil derselben begann, so hatte der eigentlich dichterische Trieb daran den mindesten Antheil. Den höchsten Erfolg in der Tragödie hoffte er dem ihm jetzt innigst verbundenen Schiller, ihn selbst zog die elegische, idyllische und epische Form an. Das im Jahre 1797 beabsichtigte Singspiel die Danaiden so wie der Plan eines mit Chören ausgestatteten gefesselten Prometheus waren die Frucht seiner Beschäftigung mit dem altgriechischen Drama; beide zogen ihn nur kurze Zeit bloß als Versuche forschenden Nachdenkens an, nicht als Ausflüsse aufgeregter Dichterkraft, wenn auch sein verloren gegangener erster Monolog des Prometheus mit dem Chor der Nereïden von großer dichterischer Kraft und Schönheit gewesen sein wird, da Schiller nach dem, was er von Wilhelm von Humboldt davon gehört hatte, großes Verlangen nach ihm trug. Verleitete ihn auch im Frühling 1798 eine Aufforderung des eben anwesenden Iffland, an die Vollendung des zweiten Theils der Zauberflöte zu denken, so bedurfte es doch kaum der warnenden Stimme Schillers, ihn davon abzubringen.

Dieser war eben unter Goethes innigstem Antheil mit der Bewältigung seines Wallenstein beschäftigt, der endlich in drei Bühnenstücke sich theilte, die in Zwischenräumen von wenigen Monaten vom 12. Oktober 1798 bis zum folgenden 20. April zur Aufführung gelangten. Goethe, der sich des großartigen Erfolges seines Freundes herzlich freute, lebte der festen Ueberzeugung, dieser werde im raschen Siegeszuge auf der glücklich betretenen Bahn fortschreiten, und mit dem Wallenstein die

leidenschaftlich hinreißende Tragödie hohen Styles den Deutschen errungen sein. Erging er sich auch vor und nach der Vollendung der wallensteinschen Trilogie mit Schiller, der sich nach einem neuen Stoffe sehnte, in der Besprechung von mancherlei Plänen zu Tragödien, so lag ihm doch nichts ferner als der Gedanke, selbst an die Ausführung eines solchen zu gehn, für ihn waren es nur theoretische Spekulationen, die auf Schiller anregend wirkten. Ueber die eigentlich tragischen Situationen ward mannigfach verhandelt; Gozzi hatte die Zahl derselben auf sechsunddreißig festgesetzt, Schiller glaubte, es gebe mehr, konnte aber nicht einmal so viele auffinden. In der Maria Stuart hatte dieser bald einen neuen, seine ganze dichterische Kraft beanspruchenden Stoff gefunden. Den 3. September (eine Woche vorher hatte er den dritten Aufzug begonnen) mußte er des Musenalmanachs wegen eine kleine Pause eintreten lassen. Am 16. kam Goethe auf mehrere Wochen nach Jena, wo er auf des Herzogs Wunsch die Uebersetzung von Voltaires Mahomet begann, die zum nächsten Geburtstag der Herzogin, zum 30. Januar, in Weimar aufgeführt werden sollte. Den 13. Oktober verließ er Jena, kam aber am 9. November auf längere Zeit zurück, um dort seine Uebersetzung zu vollenden. Durch Schiller lernte er damals die Memoiren der Prinzessin Stephanie Luise von Bourbon-Conti kennen. Am 18. ging ihm laut seines Tagebuchs der Gedanke an seine hieraus geschöpfte Eugenie auf. „Leben Sie recht wohl, und schicken mir den zweiten Theil der Prinzeß Conti, wenn sie ihn gelesen haben werden", schreibt er an diesem Tage an Schiller, den er auf den 19. zu Mittag einladet. Dieser muß sich wegen des üblen Zustandes seiner Gattin entschuldigen, sendet aber das verlangte Buch mit der Bitte um baldige Rückgabe. Am 3. Dezember zieht Schiller mit seiner von einer ge-

fährlichen Krankheit eben genesenden Gattin nach Weimar, wohin Goethe erst fünf Tage später zurückkehrt. Während dieser Zeit hatte letzterer neben der Vollendung Mahomets und andern Arbeiten den Gedanken weiter verfolgt, das seltsame in jenen Memoiren dargestellte Schicksal dichterisch zu verklären, und es in einer von der schillerschen ganz abweichenden, ihm eigenthümlichen, die Situation weit ausführenden Weise, die neben jener sich Geltung verschaffen dürfte, auf die Bühne zu bringen. Hatte Schillers Wallenstein sich nur allmählich, da die mächtige Masse des Stoffes den Dichter drückte, in drei Stücke gesondert, so legte Goethe sein Drama gleich anfangs als vollständige Trilogie an, die ihm einen ruhigen Gang und reichste Entfaltung gestattete. Ehe er nach Weimar zurückkehrte, hatte er, am 6. und 7. Dezember, den Plan entworfen und das Schema der beiden ersten Stücke vollendet. Er hatte sich um diese Zeit viel mit dem alten englischen Theater beschäftigt und mit großem Antheil Tiecks Genoveva vom Dichter selbst an zwei Abenden vorlesen hören. In dem Entwurf zu seiner Lebensgeschichte setzt er das „allgemeine Schema" der natürlichen Tochter in das Jahr 1799. Die Annalen berichten unter demselben Jahre, in dem Plane dieses Stückes habe er sich ein Gefäß bereitet, worin er alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen gehofft, und unter dem Jahre 1801 findet sich die Bemerkung, das „ganz ausgeführte Schema" der natürlichen Tochter habe schon seit einigen Jahren unter seinen Papieren gelegen. Ohne Zweifel ist hier das Schema der ganzen Trilogie gemeint, wie wir ja auch unter dem Jahre 1803 lesen, das Schema des Ganzen habe Szene nach Szene vor ihm gelegen. Allein hier, wie so häufig, täuschte Goethe sein Gedächtniß; bloß

von den beiden ersten Stücken schrieb er das Schema nieder, und zwar vom zweiten das Szenarium ganz, die Angabe des Inhaltes der Szenen nur von den beiden ersten und dem größern Theil des vierten Aufzugs, wie sich dies aus der Mittheilung von Goethes dramatischem Nachlaß ergibt.*) Seine Absicht, den Stoff zu behandeln, verheimlichte er jedermann, selbst Schiller, ja er enthielt sich jeder Andeutung, daß er sich mit einem Drama trage; je tiefer ihn die Sache ergriffen hatte, um so mehr widerstrebte ihm jede Aeußerung darüber, wodurch er sich um die frische, rein aus seinem Innern fließende Auffassung und ureigene Darstellung zu bringen und gar, was ihm mehrfach begegnet war, die Lust an der Ausführung zu verlieren fürchtete.

Im folgenden Jahre (1800) konnte Goethe die zur Dichtung eines ihn so tief ergreifenden Stoffes nöthige Sammlung und Stimmung nicht gewinnen. Eine versteckte Hindeutung auf die natürliche Tochter erkennen wir in Goethes Aeußerung im Briefe an A. W. Schlegel vom 2. April: „Nicht allein Ihre grammatischen, sondern auch Ihre kritischen Bemerkungen im allgemeinen könnten einem Werke, das ich angefangen habe, gar sehr zu Statten kommen, wenn ich nur den Muth hätte, gegenwärtig daran zu denken. Doch wage ich nichts davon sehn zu lassen, bis ich weiter vorgerückt bin." Die Fortsetzung des Faust nahm einige Zeit seine Gedanken in Anspruch, und als er im Juli zu Jena verweilte, begann er Voltaires Tankred zu übersetzen, griff dann aber wieder zum Faust, von dessen Helena ihm zunächst der

*) Unmöglich kann Goethe später beabsichtigt haben, die beiden andern Stücke in eines zusammenziehen, so daß das mitgetheilte Szenarium dieser spätern Zeit angehörte, wie Viehoff vermuthen zu dürfen glaubt; denn es liegt auf der Hand, daß nach den Mittheilungen über dieses zweite Stück dasselbe noch gar keinen Abschluß brachte.

welchem er den Schmerz eines Vaters über seine verlorene Tochter so ergreifend schilderte. Gleich am Anfange des Jahres fühlte Goethe sich unwohl, und dies Unwohlsein hielt so lange an, daß er sich die nächsten Monate ganz einsam und still zu Hause zurückhielt und wohl erst am 19. März zu der ersten Aufführung von Schillers Braut von Messina oder kurz vorher das Haus verließ. Zuweilen sah er während dieser Zeit kleinere Gesellschaft bei sich, ließ auch wohl Konzerte geben. Während dieser „Quarantäne", wie Schiller sein Zurückhalten nennt, vollendete er mit anhaltendem Eifer seine Eugenie, von welcher er niemand, selbst Schiller nicht, das geringste verrieth; so tief lag sie ihm im Sinne und Herzen. Christiane Vulpius schrieb am 7. Februar an ihren gemeinschaftlichen Freund den jungen Arzt N. Meyer in Bremen, der liebe Geheimerath kümmere sich nicht um die kotzebueschen Ausfälle (im Freimüthigen), sondern arbeite manches, das ihm so wie allen Freunden gewiß Freude machen werde, eine Aeußerung, die wohl Goethe selbst fast wörtlich gethan hatte. Gleich nach der Aufführung der Braut, ja vielleicht schon vor derselben, hielt Goethe die Leseproben der Eugenie, über welche die Schauspieler das größte Stillschweigen beobachten sollten, in seinem Hause; selbst Schiller wußte nichts vom Inhalte des Stückes, das endlich unter dem Titel die natürliche Tochter am 2. April auf der Bühne erschien. Goethe fühlte sich noch immer so unwohl, daß er sich nicht herauswagte, und er war selbst nicht bei der ersten Aufführung des Stückes zugegen, das ihm aus tiefster Seele geflossen war und mit dessen Proben er sich zuletzt so sehr abgemüht hatte. Er selbst schreibt gleich nach der ersten Aufführung des Stückes an seine Freundin Frau von Eybenberg in Berlin, er habe in diesem Winter unter anderm ein etwas sonderbares Stück verfertigt, das gestern gespielt

worden. Die Heldin Eugenie, deren sehr bedeutende Rolle die Jagemann trefflich gespielt, sei sehr jung supponirt, und habe er versucht, das weibliche in die Welt aufblickende Wesen von kindlicher, ja kindischer Naivetät an bis zum Heroismus durch hunderterlei Motive hin und wieder zu führen. „Im ganzen nimmt sichs gut aus, im einzelnen kann ihm hie und da nachgeholfen werden, da sichs denn wohl auf unserm Theater erhalten möchte. Ob es auf andern Theatern durchgehn wird, mag sich zeigen."

Der Herzog schrieb am Morgen nach der Aufführung: „Erlaube mir, lieber Alter, daß ich mich nach dem Befinden der Wöchnerin erkundige, die uns gestern so ein schönes Kind gebar. Du sollst für diese Kraft Deiner Lenden gelobt und gepriesen sein. Alle Gevatterslente schienen sehr befriediget nach Hause zu gehn." Dagegen äußert Herders Gattin, man habe in der fürstlichen Loge nicht gewußt, was man aus dem Stücke habe machen sollen; sie hätten nicht den ruhigen Sinn für den Geist und die Simplizität des Stückes gehabt. Schiller wurde durch des Freundes dramatische Gabe mächtig überrascht. Die hohe Symbolik, womit Goethe den Stoff behandelt habe, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen sei, fand er wirklich bewundernswerth; diese neue Schöpfung sei ganz Kunst, und doch ergreife sie dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Schillers Gegner streuten freilich aus, er habe zu viel Natur im Stücke gefunden. Gegen Iffland äußerte Schiller, es sei ein sehr vortreffliches Stück von der hohen, rührenden Gattung, das auch guten Erfolg auf dem Theater gehabt habe, und da es eine große weibliche Debutrolle habe, gewiß auf der deutschen Bühne lebhaft ziehen werde. Schillers Gattin unterließ nicht, dem Dichter gleich ihren vollen reinen Beifall brieflich auszusprechen und ihn um eine Vorlesung des Stückes zu bitten, worauf dieser am 5. er-

wiederte: „Je seltener dem Dichter in unserer Zeit auf seine Mittheilungen eine erwünschte, theilnehmende Stimme entgegenkommt, um so erfreulicher war mir Ihr Blatt, das mir einen schönen Lohn für meine stillen, treuen Arbeiten darbietet. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank, und verzeihen, wenn ich mit einer Vorlesung zögere. Durch die anhaltende Arbeit so wie durch die vielen Proben ist mir eine Art Ueberdruß entstanden, der sich, hoffe ich, bald verlieren wird, um mir in Ihrer und der Ihrigen Gegenwart einen neuen Genuß zu erlauben."

Die dichterische Vortrefflichkeit des neuen Dramas, das die Aufmerksamkeit so gewaltig erregt hatte, konnte auch auf der Bühne ihre Wirkung nicht ganz verfehlen, aber man vermißte eine gespannte, bewegte, rasche Handlung und einen entschiedenern Schluß. Von anderer Seite ward die Frage nach der politischen Absicht des Dichters ins Spiel gezogen. Herders Gattin, der man berichtet hatte, das Stück beruhe ganz auf Tochtergefühlen gegen den Vater, schreibt bald nach der ersten Aufführung an Knebel, die natürliche Tochter habe ihr eine reine, hohe, lange nicht genossene Freude bereitet, Goethes guter Genius sei wieder erwacht. „Das Thema des Stücks hat eine große Anlage, menschlich und politisch — nämlich der ewige Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen. Der Keim und der Gang des Schicksals wird vor uns entwickelt; wie eine Blume entfaltet sich eine Folge aus der andern; Handlungen und Empfindungen sind eins, in vortrefflichen, daraus entspringenden Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer schönen, klassischen Sprache, in den schönsten Jamben. Er hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln. — Das Verhältniß eines verständigen zärtlichen Vaters zu seiner geliebten Tochter ist unvergleichlich dargestellt, seine Liebe und sein Schmerz, als er sie

verloren hatte, so rührend wahr!" Es zeige sich am Ende, wie Eugenie nur Stände, nicht Menschen antreffe, der Widerstreit der politischen mit den menschlichen Verhältnissen. Die obern Stände seien sehr würdig gehalten, die andern ganz charakteristisch, alle meisterhaft in das politische Joch gespannt. „Das Publikum und die jenaischen Studenten sind freilich noch zu sehr an den schillerschen Klingklang und Bombast gewöhnt, der ihre Ohren kitzelt; daher hat es den Beifall nicht gehabt, den ihm aber auch nur die Verständigen geben können. — Mein Mann ist mit dem, was ich ihm daraus erzählt habe, sehr zufrieden und freut sich eben ganz rein mit mir über die Erscheinung eines solchen Stückes, das in die Klasse von Lessings Nathan gehört, aber wärmer, vielseitiger, lebendiger fortgeht." Knebels Schwester schreibt schon am 5., die rührenden Stellen hätten ihr sehr gefallen, dagegen habe die Toilette der Eugenie etwas Abgeschmacktes. „Viele Leute tadeln viel an dem Stück, und mögen Recht haben; einige schöne Stellen haben mich bestochen. Das ist mir auch nicht ganz recht, daß es kein Ende hat, und man unbefriedigt nach Haus gehn muß" Vierzehn Tage später äußert sie, das Stück stelle schöne, tiefe, menschliche Empfindungen dar, aber das alles drei Stunden lang auf dem Theater zu hören und zu sehn, dazu seien ihre Nerven zu schwach oder zu stark. Herder konnte das Stück erst bei der zweiten Vorstellung am 16. sehn. Einen Monat später traf Goethe ihn zufällig in Jena, wo letzterer „mit Ruhe und Reinheit" das Beste von der natürlichen Tochter zu sagen begann. „Indem er als Kenner entwickelte", berichtet Goethe, „nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Produktion recht zu kennen und einsichtig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt sein: denn er

endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens augenblicklich, vor dem Verstand vernichtet ward." Falk theilte mehr als zwei Jahre nach Herders Tod dessen Urtheil über das Stück in seiner Zeitschrift Elysium und Tartarus (1806 Nr. 66) mit. „Von unserm Goethe bemerkte Herder", lesen wir hier, „er ideisire häufig, wo er idealisiren sollte; d. h. er stelle mehr eine schöne Idee der Natur als ein Ideal der Kunst dar. Er verglich ihn in dieser Hinsicht oft mit Rafael. Dennoch schätzte er ihn außerordentlich hoch, und wo von geborenen Dichtern geredet wurde, nannte er ihn übers dritte Wort. — „Goethe", pflegte er oft zu sagen, „zeichnet mit einem feinen Silberbleistift, Schiller aber führt einen fetten Farbenquast, womit er die Farben links und rechts unter die Zuschauer umher spritzt. Ich glaube wohl, was die Leute mir sagen, daß sie an Goethes natürlicher Tochter keinen sonderlichen Gefallen finden. Ich betrachte sie als eine stille, unter Einwirkung der größten aller Zeitbegebenheiten in des Dichters ruhigem Busen gereifte schöne Frucht. Packt euch! möchte ich zu dem jetzigen Publikum sagen, das überall nichts goutiren kann, als wo es geschüttelt und gepackt wird." Als jemand die weiblich eitle Neigung zum Putz von Eugenien, insbesondere in der Spiegelszene, mit heftigen Worten tadelte, und zugleich bemerkte, daß dies gerade in den Moment falle, wo ein großes Schicksal, sie zu ergreifen, in ihrer Nähe schon unschlüssig auf und abgehe, sagte Herder sehr schön: eben das sei das Rechte, und wofür er Goethen loben sollte; diese schöne Sorglosigkeit erinnere ihn an jene des Kindes in der griechischen Anthologie; es schlafe oder spiele ruhig unter Blumen fort, während der Fels schon hereinhänge, der es mit seinem Fall zu begraben drohe." Zu Jena sah Goethe das Stück im Mai zum Drucke durch und es ward

eine Stunde festgesetzt, in welcher er dasselbe in metrischer Beziehung mit Voß durchgehn wollte; aber mit den starren vossischen Grundsätzen konnte sich Goethe nicht befreunden, und so war die erste Stunde auch die letzte. Voß soll zufrieden gewesen sein, daß die Sache sobald zu Ende ging, da das Stück auf ihn einen Eindruck gemacht, den er nicht einmal seiner Gattin aussprechen könne. Schon am 24. Mai hatte Schiller mit dem durchreisenden Cotta wegen des Verlages der natürlichen Tochter abgeschlossen.

In dem nahen Lauchstädt brachte die weimarische Truppe während Schillers Anwesenheit die natürliche Tochter am 4. Juli zur Aufführung. „Die natürliche Tochter hat vielen Beifall gefunden", schreibt Schiller an den Dichter, „besonders die letzte Hälfte, wie dies auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen, die ich bei dieser Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen." Er zielt hier besonders auf einige Längen. Zu Berlin wurde das Stück zum erstenmal förmlich ausgepocht, wie Fichte am 20. Juli voll Erbitterung über die Stumpfsinnigkeit der Zuschauer an Schiller meldet; daß dieses „unsterbliche Meisterwerk" sehr langweilig sei und man verteufelt dabei aufpassen müsse, und daß es keine Handlung habe, darüber seien Hof und Stadt einig. Ein berliner Beurtheiler, den man für Iffland selbst hielt, meinte, das Urtheil der Menge müsse man ehren, so etwas gehöre nicht auf das Theater. Zelter wagte den so ungünstigen Erfolg nicht geradezu dem Dichter zu berichten, er klagte nur, nachdem er der zweimaligen Aufführung gedacht, über die allgemeine Geschmacksfinsterniß und über den Undank der Kunstwelt. Goethe aber forderte ihn auf, nur geradezu und ohne Rückhalt zu schreiben; er habe ohnehin Lust, einige Szenen zu verkürzen, welche selbst bei vortrefflichem Spiel lang scheinen müßten. Zelter meldet, ohne näher des Erfolges auf der berliner

Bühne zu gedenken, Fichte sei mit einer Abkürzung des Stückes nicht einverstanden, da dieses so ganz und rund, daß es durch Abkürzungen nur leiden könne. Merkwürdig ist seine Aeußerung, bei der berliner Aufführung seien Personen vorgekommen, die er bei der frühern doppelten Lesung des Stückes in der Handschrift (während seiner Anwesenheit zu Weimar im Juni) nicht gefunden, da doch aus einem genauen Berichte über die erste Vorstellung von Friedrich Schulz hervorgeht, daß diese ganz mit der bald darauf im Druck erschienenen Gestalt des Stückes übereinstimmte; nur bei der zweiten Darstellung verdarb man es durch Weglassung der Aebtissin. Den schon von Zelter in Aussicht gestellten genau eingehenden Brief Fichtes an Schiller fand Goethe sehr schön und liebenswürdig. Fichte erklärte das Stück für das höchste Meisterwerk des Meisters, für ein so streng geordnetes, in sich selber zusammenhängendes organisches Ganzes, daß er es kaum für möglich halte, etwas daraus wegzulassen, und er bewies dieser neuen Schöpfung Goethes vollste Verehrung. Am 22. Oktober wurde die natürliche Tochter zum drittenmal in Berlin gegeben, wo alles in besserer Stimmung zu sein schien; der Beifall des ziemlich gefüllten Hauses war an vielen Stellen lebhaft, Eugenie (Frau Fleck) ward gerufen und mit lautem und langem Händeklatschen empfangen. Zelter erfreute den Dichter diesmal durch sein entschieden günstiges, trefflich ausgesprochenes Urtheil: „Das Stück möchte ich, außer dem poetischen Werth, eine diplomatische Deduktion von Nothwendigkeit und Schicksal nennen. Es ist ein eigentliches Kunstwerk, ein wahres Konzert, worin sich die Personen oder Stimmen wie Himmelskörper durcheinander bewegen, und zu dessen Beurtheilung ein Astrolog erfordert würde, der sich auf die Stimmen der Natur verstünde, welche wie die Adern in einem Körper nach bestimmten Gesetzen organisirt sind,

aus deren Bahn nichts bei Seite schreiten kann, ohne die Ordnung des Ganzen zu stören. Wenn dies die höchste Gattung des ernsten Drama ist, so hätten die Deutschen also nun schon eins, und wenns dem edlen Dichter gefiele, die folgenden bald nachkommen zu lassen, so hat die dramatische Literatur vor der Hand doch einen Stil, der nicht unversucht bleiben wird."

Wie ganz anders lautet das Urtheil des gegen Goethe damals arg verstimmten Knebel, dem Herders Gattin in einseitiger Auffassung das Stück als herrliche Darstellung des Kampfes der menschlichen Verhältnisse mit den politischen gepriesen hatte. „Endlich habe ich doch auch Goethes Eugenie gelesen", schreibt er den 12. Oktober an Herders Gattin, „aber, ich darf es wohl sagen, nicht mit sonderlicher Erbauung. Es ist das raffinirteste Werk, so wie es da liegt, von Kunst, Talent und — darf ich das Wort wohl aussprechen? — von Seelenbüberei, das jemals aus Goethes Feder geflossen. Also sind das die herrlichen Gestalten, die uns das hochheilige Genie zur Erbauung und zum Muster darstellt! Sind das die hohen Wirkungen der Kunst und des Genies, uns das Leben und die Menschheit durchaus zu vergiften und zu verekeln? O, wie muß man im Herzen verdorben sein, ein solches Werk hervorzubringen! Vermuthlich weil es schwer sein möchte, nicht bei irgend einem Individuum eine selbständige, freie Seele zu finden, so nahm Goethe die Stände, und diese sind alle, par état und de par le roi, Schurken. Sie mögen es mitnehmen, da ihre Häupter Narren und Schwächlinge sind. So sieht es also in der moralischen Welt aus! Und da ist weiter kein Mittel, wenn man doch fortleben will, als daß man auch ein Bube werde. Hier ist also der Sieg des Verstandes, der Kunst und des Genies!" Muß eine solche völlige Verrückung des Standpunktes des Dichters, der keineswegs ein Musterbild aufstellen,

sondern den völligen Zerfall des Staates und der Sitte schildern wollte, aus dem Eugenie als Heldin mächtig sich erhebt, auch als unglaublichste Verirrung erscheinen, wie das ganze Urtheil das Thatsächliche blind entstellt, so gingen doch Herder und dessen Gattin bei ihrer tiefen Verbitterung gegen Goethe darauf ein. „Wenn Sie die Eugenie in der Vorstellung gesehen hätten", antwortet letztere, „so würden Sie geglaubt haben, der Dichter wollte die Stände, denen er alles gräßlich Herzlose gegeben hat, in ihrer Verworfenheit darstellen. Ihr entgegengesetztes Urtheil lese ich heute mit Staunen, und wenn man die Grundsätze des Dichters kennt, so ists nur allzuwahr, daß er das Stück zu Gunsten der Stände auflösen wird. Welche Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmüthigen Wahn geöffnet! Ich habe das Stück noch nicht gelesen, und mags fast nicht lesen! — Mein Mann gibt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühl Recht. Aber lassen Sie uns doch nur die ganze Entwicklung abwarten! Wenn es uns allein wohl wird, da wir die Eugenie in menschlichen Armen in Schutz sehen, so hat der Dichter wider Willen das Wort für die Menschlichkeit reden müssen, wie er das Ganze auch zu Gunsten der Stände angelegt hat. Entwickelt er das Ganze zu Gunsten dieser, so ist er freilich ein Teufel, und sein Talent mag zur Hölle fahren." Knebel erwiedert: „Ihr Urtheil über die Eugenie war, nach der gutmüthigen Art, wie Sie es genommen, wohl verständig; aber wie lassen sich die Stände in einem Gedicht dieser Art von der Menschheit trennen? Ueberhaupt finde ich so viele moralische Widersprüche, Inkonsequenzen, Härten und — ich darf wohl sagen Verrücktheiten in diesem Gedicht, daß ich nun fast glaube, daß man auch ein moralisch guter Mensch sein müsse, um ein vorzüglich guter Dichter oder Schriftsteller zu sein. Eugenie ist nicht menschlich gut gerettet, wie Sie zu glauben scheinen;

denn der Herr Gerichtsrath sieht sie doch wohl nur als eine Speise an, und die moralische Gouvernantin ist eine Kupplerin. Uebrigens liegt mir durch dieses Stück Goethes fast unerklärlicher Charakter leider klar vor Augen." Knebels leidenschaftlichste Verblendung*) findet bei Herders Gattin eine bereite Stätte. Ihr früheres Urtheil über Goethe kommt ihr jetzt gerade so vor, als wenn das Lamm am Bache dem Wolf, der es fressen wolle, eine Lobrede halte, und sie klagt über Goethes „Wolfsnatur". Goethe vernahm freilich von diesen Verkehrtheiten so wenig als vom Spotte Friedrich Schlegels, des Dichters des Alarcos, dessen er sich mehr als billig angenommen hatte. Dieser, der sich das Stück gleich kommen ließ, konnte sich nicht lustig genug darüber machen, und fand großen Spaß daran, einzelne Verse daraus spottend herzusagen. War ihm ja Tiecks Genoveva das Höchste der neuern Dichtung. Den wunderlichen Bemerkungen der Frau von Staël aber konnte sich Goethe nicht entziehen, die in der ersten Woche ihrer Anwesenheit zu Weimar eine Darstellung des Stückes am 21. Dezember (Goethe war damals in Jena) erzwang und sich nicht allein dahin äußerte, man würde in Paris nicht den ersten Aufzug ausgehalten haben (sie hatte sich wohl einen Theil des Stückes übersetzen lassen), sondern auch damit etwas gesagt zu haben meinte, daß sie bemerkte, die Memoiren der Conti würden in Paris nicht geschätzt und die Heldin derselben in der guten Gesellschaft nicht geachtet. Sie soll Goethe gebeten haben, die Mißgeburt nicht fortzusetzen und die Schlegels fahren zu lassen; Goethe habe darauf erwiedert, er sei über vierzig Jahre

*) Er warf später dem Stücke auch Mangel an feinem Geschmack vor, den man mehr aus dem Umgang mit der Welt als aus der Betrachtung nehme, und der, wie Frau von Staël richtig bemerke, den Deutschen meist abgehe.

alt. Wie die Staël, wurde auch Körner vom Stoffe abgestoßen, der ihm so widrig und drückend war, daß es ihm um die große darauf verwandte Kraft fast leid that. „Es wird von vielen gehaßt, von noch mehrern nicht verstanden und nur von wenigen bewundert werden", schrieb er an Schiller.

Die kalte, unverständige Aufnahme des ersten Theiles*) konnte Goethe zur Fortsetzung nicht ermuntern, obgleich es an Aufforderungen, und zwar an sehr triftigen, nicht fehlte. Der Verleger Cotta erkundigte sich angelegentlichst nach der Fortsetzung. „Möchte ich ihm etwas Hoffnung geben können!" schreibt Schiller am 25. Januar 1804. An Zelter erwiedert Goethe auf wiederholte Anmahnungen den 8. August: „Leider steht es mit der Fortsetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde, ja ich bin sogar manchmal versucht, den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören, und aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen. Freilich würden die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen." Zelter rieth ihm von einer solchen Umschmelzung ernstlich ab. Die Breite der Ausführung der Charaktere, ohne den fernsten Anklang einer Geschwätzigkeit, habe seine größte Bewunderung erweckt, und selbst dem weitern Kreise, welcher sich jetzt mit der größten Mühe in diese feinen, edlen Charaktere eingearbeitet und solche stillschweigend in sich aufgenommen, müsse die Fortsetzung und Entwicklung solcher Charaktere, aus welchen zusammen eine große Begebenheit hervorgehe, als eine verdiente Belohnung er-

*) Er ward in Jena gedruckt und erschien als Taschenbuch auf das Jahr 1804 im Anfang des Oktobers 1803. Zwei Nachdrücke, mit Weglassung der Bezeichnung als Taschenbuch, stellten sich sogleich ein.

scheinen. „Sie haben ein großes Maß angelegt, um ein großes Feld zu bestellen, das seinen Mann verlangt; Sie haben sich etwas aufgelegt, das Sie lösen werden.“ Noch im folgenden Jahre, bald nach Schillers Tod, dringt Zelter in den Dichter, die Trilogie ja zu vollenden. „Ich bin mit Ihrem Werke, wie es da ist, vollkommen zufrieden; ich würde es sein, wenn nur ein Akt davon vorhanden wäre. Meine Begierde nach der Folge ist ganz unendlich, und hat allen dermaligen theatralischen Zwecken so den Abschied gegeben, daß ich auf dem Theater, das, wenn Gott wollte, gar nicht sein müßte, nichts lieber sehe als was die Leute eben treiben und worin sie sich gefallen.“ Hatte schon vor Schillers Scheiden die Theilnahmlosigkeit und der Mangel an Verständniß, verbunden mit der Scheu, sich an die im zweiten Theil bevorstehende Schilderung des Kampfes der politischen Parteiungen und Wirrungen zu wagen, den Gedanken an eine Fortsetzung schwer aufkommen lassen, so war dieser jetzt völlig geschwunden. Freilich gedenkt Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1803 der freundlichen Aufnahme, deren sein Stück von vielen Seiten sich zu erfreuen gehabt, wovon er die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, aber im allgemeinen empfing man die natürliche Tochter, wenn nicht ganz ungünstig, doch mit gemischter Stimmung, und selbst die, welche freundlichen Antheil nahmen, fielen ihm oft durch den Versuch lästig, den weitern Fortgang der Handlung zu errathen. „Man empfand, man dachte, man folgerte, was ich nur wünschen konnte“, schreibt er selbst 1823 in den Annalen, „allein ich hatte den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten, geprüften Aberglauben begangen wurde. — Indessen wars geschehen, und die

geliebten Szenen der Folge besuchten mich nur manchmal, wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." Aber kaum eine oder die andere Szene dürfte mit solcher Lebendigkeit ihm vorgeschwebt haben, und nach Schillers Ableben war gar nicht mehr an eine Ausführung zu denken.

Fast zehn Jahre nach der Vollendung des ersten Theils, an Wielands Begräbnißtag, den 25. Januar 1813, besuchte Falk den durch den Verlust des alten langjährigen Freundes angegriffenen Goethe, dessen natürliche Tochter man am vorigen Abend in einem geselligen Kreise gelesen hatte. Auf Falks Frage, ob die Fortsetzung bald zu erwarten sei, erwiederte Goethe, wenn dessen Bericht*) anders für treu gelten darf: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußern Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schillers Zureden**) von meinem alten Grundsatze abgegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen (denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen, was im Publikum davon vorhanden ist), habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam im voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Gan-

*) Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt (1831).

**) Das ist jedenfalls irrig. Goethe hatte seine Beschäftigung mit dem Stoffe Schiller ganz verheimlicht, er hatte das Stück zur Aufführung bestimmt, und freute sich Schiller mit einem fertigen Bühnenstück zu überraschen, dessen Aufführung dieser nicht erst zu erbitten brauchte; rasch wurde es eingeübt und gespielt, und zum Drucke wurde er kaum durch Schiller bestimmt.

zen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf ungeschickte Art fortsetzt." Falk suchte Goethes Mißmuth durch die Anführung des günstigen Urtheils von Herder zu mildern; dieser habe in einem Gespräche mit ihm das Stück die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig.*) „Wenn dem so ist", fiel Goethe ihm ins Wort, „so laßt mich das Obengesagte wiederholen: Wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge**), was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privatstand bezweckt, darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen: der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Parteigeist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten!" Falk erwiederte, gerade von diesen Punkten aus habe Herder eine Fortsetzung und Entwicklung des allerdings mehr epischen als dramatischen Stoffs erwartet. Die Stelle, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmuck spiele, indeß ein ungeheures Schicksal schon dicht hinter ihr stehe, habe er sehr anmuthig mit einem Gedicht der griechischen Anthologie verglichen, wo ein Kind unter einem schroff herabhängenden, jeden Augen-

*) Vgl. oben S. 16. Wir geben absichtlich beide Aeußerungen Falks über Herders Urtheil, von denen nur die letztere unsern Geschichtschreibern der deutschen Literatur bekannt war.

**) Die Andeutung, daß in diesem Schranke außer dem Sonette Eugeniens auch noch etwas anderes von Bedeutung sich finde, möchte kaum Goethe angehören.

blick den Einsturz drohenden Felsen ruhig schlafe. Aber der Silberbleistift von Goethe sei im ganzen für das heutige Publikum zu zart, die Striche, die er ziehe, zu fein, zu unkenntlich, ja man möchte sagen fast zu ätherisch*), daß das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge sie deßhalb zu keinem Charakterbilde zusammenfassen könne; die Gegenwart sei um richtige Charakterzeichnung ganz unbekümmert und wolle durchaus mit einem reich ergiebigen Farbenquast bedient sein. Herder habe nichts angelegentlicher gewünscht als die Vollendung des Werkes, das er wegen seiner Einfalt und Zartheit und der „Perlenebene" des Ausdruckes mit keinem jener Produkte vertauschen möchte (er deutete auf Schiller), die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Kolorit verbärgen. Goethe äußerte darauf, er wünschte selbst, Herders Wunsch sei damals in Erfüllung gegangen, schloß aber mit den bittern Worten: „Nun ist es für uns beide zu spät; ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen wird." Dabei gedachte er wohl des bösen Trumpfes, den Herder ein halbes Jahr vor seinem Tode auf das schöne Lob des Stückes gesetzt.

Jeder ernstliche Gedanke an eine Fortsetzung war auf immer aufgegeben; denn wenn Goethe im Jahre 1823 in dem Aufsatze Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort äußert, der Eindruck der französischen Revolution habe so tief bei ihm gewurzelt, daß er noch immer an jene denke, dieses wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth zu haben, sich im einzelnen der Ausführung zu widmen, so ist darauf gar wenig Gewicht zu legen. Als Zelter nach Goethes letztem Geburtstag den Wunsch äußerte, noch den Faust und

*) Daher schreiben sich die „Silberstiftzüge" des Alters (?), welche Gervinus in der natürlichen Tochter findet.

die natürliche Tochter vollendet zu sehn, bemerkte der Dichter, an diese dürfe er gar nicht denken; denn wie wollte er sich das Ungeheure wieder ins Gedächtniß rufen, das da gerade bevorstehe? Der Darstellung der sich bekämpfenden politischen Parteien, des Umsturzes und der endlichen Herstellung fühlte er sich nicht mehr gewachsen, ja der Gegenstand schreckte ihn jetzt um so mehr ab, je näher ihm der neue Umsturz lag, dessen Folgen die Welt noch nicht überwunden hatte. Von der Bühne war das erste Stück der Trilogie längst verschwunden und auch die Kunstrichter wollten es nicht gelten lassen, denen gleich von Anfang an, wenn sie auch seiner achtungsvoll um des Dichters willen gedachten, doch kein frisches Herzblut in der Dichtung zu fließen schien, denen die eigentliche Bedeutung derselben ganz entging. Wir gedenken hier nur der drei Beurtheilungen in der hallischen, leipziger und jenaischen Litteraturzeitung. Die erste eröffnete ihren ersten Jahrgang mit einer ausführlichen Anzeige von der Hand Hubers, des ehemaligen Freundes von Schiller und Körner, welche auch Hubers Wittwe später in seine Werke aufnahm. Eichstädt, der die von Goethe mit solchem Eifer erhaltene jenaische Literaturzeitung leitete, fragte gleich im Anfange des Jahres 1804 an, ob er die natürliche Tochter dem Prof. Schaumann in Gießen übertragen solle, worauf dieser erwiederte, er möge es thun. „Da aus seinen Briefen ein sehr gesetzter Mann hervorscheint, so wird er, indem er seine Gesinnung unbewunden vorträgt, immer im Auge haben, in welchem nahen Verhältniß ich zur Zeitung stehe. Behandlung und Stil wird er schon einzurichten wissen, daß keine invidia erregt werde." Am 2. Februar bittet er um die Beurtheilung, sobald sie ankomme; auch ihm habe man schon eine zugeschickt. Von der darauf zur Ansicht erhaltenen Beurtheilung Schaumanns urtheilte er am 29. Februar, sie könnten sie nicht abdrucken. „Ich

bin sehr dankbar für die gute Meinung, welche der Verfasser von meinen Sachen überhaupt hegt, und ich habe mit der Art und Weise, wie er in das Stück eindringt, alle Ursache zufrieden zu sein, allein man könnte uns doch verdenken, wenn wir etwas, das dergestalt uns selbst zum Lobe gereicht, abdrucken ließen." Er wünschte, daß die Beurtheilung Delbrück aufgetragen würde, der sich bei der Anzeige von Schillers Braut so sehr bewährt habe, doch möge Eichstädt auch diesem wegen der angedeuteten Verhältnisse einen Wink geben. Die eindringende von Wohlwollen und Feinheit des Urtheils zeugende Beurtheilung Delbrücks erschien erst im Oktober. In der Beurtheilung der leipziger Literaturzeitung wurde die natürliche Tochter als neuer Beweis betrachtet, daß die deutsche Dichtung an Ueberbildung erkrankt sei. „Wir empfanden mitunter", heißt es hier, „die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs und Königs in diesem Drama dachten." Und dieses Wort marmorglatt und marmorkalt wurde das Medusenhaupt, welches man von da ab immerfort der goetheschen Dichtung entgegenhielt. Garlieb Merkels „Vorläufige Anzeige eines noch ungedruckten Kunstwerks Kakogenia oder die unnatürliche Tochter" zeugte nur von ohnmächtiger Böswilligkeit. Erst W. E. Weber versuchte in seinen im Jahre 1831 erschienenen Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller, deren Widmung A. W. von Schlegel annahm, das Vorurtheil gegen die natürliche Tochter, welches so feste Wurzeln geschlagen, durch Nachweisung des tiefen Gehaltes und der trefflichen Zeichnung der Charaktere zu zerstören, leider nicht mit besonderm Glück. Später trat Rosenkranz für das Stück ein, der aber, wenn er auch den Vorwurf der Leb- und Gefühllosigkeit zurück-

wies, doch die handelnden Personen zu ideal gehalten fand. Als die Achsen des Stückes betrachtet er in politischer Beziehung das Königthum und die Aristokratie gegenüber den unveräußerlichen Rechten des Menschen, in sozialer Beziehung das Eigenthum und die Ehe, aber den eigentlichen Einheitspunkt, der nur in Eugenien liegt, hat er durchaus nicht gefaßt, ja die Handlung selbst verkannt, wenn er die Kinderlosigkeit des unvermählten Königs unter den Gründen nennt, welche dem Bruder Eugeniens die Vernichtung derselben vor der Welt geboten, und sogar eine Liebesneigung Eugeniens zum ledigen Könige voraussetzt, da doch der Dichter nicht allein keine Andeutung der Ehelosigkeit des Königs gibt, sondern diesen sich seiner Kinder herzlich freuen, „vollkommener Vaterfreuden Hochgenuß" empfinden läßt. Schubarth stellte das Gedicht ganz auf den Kopf, wenn er in ihm eine Art Apologie der mittlern Stände sah, da Eugenie gewahr werde, daß hier „zwar ohne den blendenden Schein und Schimmer einer majestätischen Repräsentation, gleichwohl das Höchste und Edelste, was Gefühl, Geschmack und Sitte dem Menschen gewähren könne, angetroffen werde". Ebenso irre geht Hillebrands Behauptung, Eugenie lade die Schwere des Geschicks dadurch auf sich, daß sie sich dem Gebote der Dinge nicht fügen wolle, und sie gehe auch desjenigen Glückes im wesentlichen verlustig, das ihr auf dem Wege des Unglücks selbst freundlich begegne. Lerne man doch zunächst besser lesen! Auch Schwenck u. a. tasten am Drama nur herum, ohne den eigentlichen Entschluß, zu welchem Eugenie sich ermannt, den Kernpunkt des ganzen Stückes, zu erfassen, daß die fürstliche Jungfrau sich der Rettung des dem Sturze nahen Vaterlandes zu widmen Muth und Kraft fühlt. Gödeke hat freilich Recht, daß Goethe zu menschlich fühlte, als daß er die „gesellschaftlichen Härten" hätte vertheidigen sollen,

aber worauf denn das Ganze hinausgehe, davon hat er keine Ahnung, und so hüllt er seinen Mangel an jeder Einsicht in die nichtssagende Aeußerung, Goethe mache das Schicksal der Unglücklichen, deren Schuld für sie keine Schuld gewesen, zum Angel der Handlung, beschenkt uns aber dafür mit der ganz neuen Thatsache, bereits im Jahre 1802 sei das Stück „in aller Stille fertig geworden". Auch Hettner wirft dem Stücke vor, die ganze Handlung sei rein symbolisch; es gelte nicht das Schicksal und die Geschichte Eugeniens, sondern die Darstellung des Wesens des staatlichen und gesellschaftlichen Revolutionstreibens; das Ganze habe eine Art Philosophie und Naturgeschichte der Revolution werden sollen. „Gewiß reiht sich diese Tragödie in der plastisch klaren Ruhe und Feierlichkeit der Gruppirung, in der unsagbaren Macht und Musik ihrer Sprache, in der tiefen Innigkeit und Sinnigkeit der Gedanken und Empfindungen an das Allervollendetste, was Goethe jemals geschaffen. Aber das Ganze bleibt kalt und wirkungslos und für die Bühne für immer unbrauchbar." Schlimmer noch als die Marionettenhaftigkeit der Charaktere sei die Unmotivirtheit der Handlung. „Wo ist die Unvermeidlichkeit der tragischen Verwicklung? Statt der Hoheit unabänderlicher Nothwendigkeit das Peinigende zufälliger Intrigue." Als ob sich nicht das Netz des Verderbens unentrinnbar um die bloß durch ihre mädchenhafte Eitelkeit und ihr kindliches Vertrauen fehlende Eugenie mit Nothwendigkeit schlüge. Gibt es denn in der echten Tragödie andere Fehltritte als solche, die aus der Natur des Helden nicht mit strenger Nothwendigkeit folgen? Hettner meint: „Die Unbestechlichkeit der Geschichte hat längst gerichtet." Gegen diese vorgebliche Unbestechlichkeit einseitiger Kritik legen wir Berufung bei einer gewissenhaft prüfenden Würdigung ein.

II. Der Stoff und dessen dramatische Gestaltung.

Im zweiten Frühlingsmonat (Floréal) des Jahres 1798 erschienen zu Paris bei der Verfasserin (rue Cassette 914), mit der eigenhändigen Unterschrift derselben, die Mémoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle même, welche die Zeitschrift Frankreich sofort im Juni- bis Dezemberhefte im Auszuge brachte, mit der Bemerkung, daß bis dahin die Richtigkeit der urkundlich belegten wunderbaren Geschichte von keiner Seite bestritten worden. Von der Verfasserin ist nichts Sicheres bekannt; denn die Nachricht Webers, seit der Herstellung der Bourbonen habe sie zu Orléans, bis zu ihrem am 29. März 1825 erfolgten Tode, in einem halb blödsinnigen Zustande gelebt und sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht, bei der Durchreise von Mitgliedern der königlichen Familie denselben als Verwandte ihre Aufwartung zu machen, entbehrt der Begründung. Wenn man neuerdings meist auf Schlegels Zeugniß eine in Deutschland längere Zeit weilende französische Auswandererin, Namens Guachet, für die Verfasserin gehalten*), so beruht diese

*) Vgl. Varnhagen von Ense Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften VI, 24 ff. Helmine von Chézy im Freihafen III, 4, 71 ff., jetzt in den Denkwürdigkeiten, Th. Körners Brief an seinen Vater vom 15. Januar 1802.

Annahme auf einem Irrthum; denn die Verfasserin lebte noch im Frühjahr 1798, wo sie ihre Memoiren abschloß und drucken ließ, in Paris, während jene Madame Guachet viel früher nach Deutschland kam und erst am Anfange des folgenden Jahrhunderts nach Frankreich zurückkehrte. Sie scheint zuerst nach Frankfurt gegangen zu sein; denn Frau von la Roche zu Offenbach ward, wie von andern Auswanderern, so auch von dieser schönen und anziehenden Frau oft aufgesucht, die sich für eine französische Prinzessin ausgab. Von dort besuchte sie Weimar; wenigstens berichtet Schlegel, sie habe ihm später in Paris erzählt, sie sei auf ihren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen, wo sie ihre Kenntniß der technischen Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen, das aber ohne Genehmigung und Unterstützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte; dessen Günstling und Rathgeber (Goethe) habe jedoch die Sache für eine Schwindelei gehalten, ihr Gesuch sei abgeschlagen und selbst der längere Aufenthalt in Weimar ihr nicht gestattet worden.*) Varnhagen fügt hinzu, der unerwartete Zusammenhang habe Goethe, als er ihm lange nachher zufällig eröffnet worden, in tiefster Seele ergriffen; schweigend sei er darauf mehrmals im Zimmer auf und niedergegangen und habe endlich mit einer Art gewaltsamen Entschlusses plötzlich das Gespräch auf einen andern Gegenstand gebracht. Daß die Sache sich wirklich so verhalte,

*) Helmine von Chézy, welche die Prinzessin Adelaide Louise Charlotte nennt und sie für dieselbe Person mit der von Fr. Schlegel und dessen Gattin gekannten Frau Guachet hält, berichtet nach der Erzählung dieser beiden, welche sich auf deren eigene Aussage gründet, Goethe habe sie gut gekannt; auf dem Lande unweit Weimar (in Oberweimar?) habe sie unter fremdem Namen gewohnt, wenn sie sich recht erinnere, an der Seite des unbedeutenden Mannes, den sie habe heiraten müssen.

konnte Goethe, dem das Nähere längst aus dem Gedächtniß entschwunden war, nicht wohl bezweifeln; möglich ist es, daß er sich wirklich jener Person erinnerte, obgleich dies aus dem Berichte sich keineswegs ergibt. In Berlin war Madame Guachet an einige Personen empfohlen, die zur höhern Gesellschaft gehörten. Aus den Erinnerungen und Briefschaften von Rahel, welche sie durch Fräulein von Schuckmann kennen lernte, hat Varnhagen folgende Nachrichten entlehnt. „Auf den ersten Blick nahm sie durch ausgezeichnete Schönheit für sich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, sie besaß die mannigfachsten Talente und Kenntnisse, welche einen sorgfältigen und reichen Unterricht voraussetzten. Sie mußte schon weit über dreißig Jahre alt sein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegensatze mit einer fast männlichen Stärke und Gewandtheit, die sich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon oder Teig, die schönsten Blumen, zeichnete und malte, übte Musik und wußte ihre Dichter mit bewunderungswürdigem Ausdruck vorzulesen. Aber sie verstand auch mit Pferden umzugehn, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stierfechten und im Pistolenschießen war sie bereit es mit jedem Manne aufzunehmen!*) — Sie sei aus dem Hause Bourbon, vertraute sie

*) Hierzu stimmt der Bericht von Helmine von Chézy: „Schlegels sprachen oft mit Liebe von ihr, priesen die Gestalt, den glücklichen Blick, die edle Freimüthigkeit und angestammte Huldigkeit und Großmuth Eugeniens(?). Goethe, sagten sie, habe sie recht treu aufgefaßt (?), obgleich die Dichtung matt und welk sei. Die Körperkraft, der hohe Muth beim Reiten und Jagen, die Einsicht, Rüstigkeit und Freudigkeit der Prinzessin bei Bestellung ihres Eigenthums wurde nicht vergessen."

der Freundin, dem Makel unehelicher Geburt sei sie durch königlichen Machtspruch enthoben worden, aber ein feindliches Familienverhältniß habe diesen Vortheil ihr zu vereiteln gewußt, bis die Revolution gekommen und allen zum Verderben geworden sei; ihr Vater, dessen Liebling sie gewesen, habe ihr diese sonderbare Erziehung geben lassen, sie habe alles lernen müssen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wissen solle, die besten Lehrer in allen Fächern seien ihr gehalten worden, unter andern rühmte sie sich, Jean Jacques Rousseaus Unterricht genossen zu haben." Obgleich in ihren Gesichtszügen sich eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bourbons zeigte und sich kein Grund gegen die Richtigkeit ihrer Angaben herausstellte, so behielt doch der Zweifel die Oberhand. Von Berlin wollte sie nach Rußland, wo sie günstige Aussichten sich geöffnet glaubte. Wir finden sie in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der sie in Mecklenburg und Holstein längere Zeit engverbunden lebte. Auf diese Freundin wirkte sie mit großer Anziehungskraft; deren Herz und Sinn hatte sie sich völlig angeeignet. „Die Ungleichheit selbst, in welcher sie bald als herrische Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind sich anschmiegte, erhöhte den Reiz ihres Wesens, das in allem Abenteuerlichen und Geringern, wozu ihre Lage sie nöthigen konnte, immer etwas von ursprünglicher Hoheit behielt." Unter Napoleons Konsulat verlangte sie heftig nach Paris zurück. Fräulein von Schuckmann wollte sie dorthin begleiten, fand sich aber zu Mainz zur Rückreise veranlaßt, da das Verhältniß je länger, um so bedenklicher und unbefriedigender wurde. Zu Paris, wo ihre Hoffnungen sich nicht verwirklichten, lernte sie Schlegel und dessen Gattin kennen. Im Februar 1804 wurde sie aus Paris verwiesen; sie begab sich nach Mainz, erhielt dann die Erlaubniß, im nahen Laubenheim

unter Aufsicht der Polizei zu wohnen, wo sie ein kleines Jahrgehalt von der Regierung bezog. Später gab sie sich für die Gattin eines andern Auswanderers aus, mit welchem sie des Vermögens wegen in einen Rechtsstreit verwickelt wurde, der zu ihrem Nachtheil entschieden ward. In Frankfurt verband sie sich mit einer ihr schon in Mainz befreundeten Schweizerin, begab sich nach Rußland und gründete dort mit ihrer Freundin eine Erziehungsanstalt. Ueber ihr Ende konnte Varnhagen nichts vernehmen.*)

Ist es unzweifelhaft, daß diese Madame Guachet unmöglich mit der Verfasserin der Memoiren dieselbe Person sein kann, wozu sie sich auch wohl nie bekannt hat, so bliebe es doch denkbar, daß diese die wirklichen Lebensverhältnisse jener benutzt hätte, allein Madame Guachet scheint im einzelnen von den hier beschriebenen Vorgängen nichts gewußt, ja nicht einmal sich bestimmt als eine Tochter des Prinzen Conti ausgegeben zu haben. Auch die Verfasserin der Memoiren selbst möchte eben so wenig aus dem Blute der Conti stammen, ihre prinzliche Geburt ein leeres Märchen sein. Nach glaubwürdigem gleichzeitigem Berichte**) hinterließ Prinz Louis François de Bourbon-Conti bei seinem am 2. August 1776 erfolgten Tode außer seinem ehelichen Sohne, dem Grafen von Marche, mit welchem er sich kurz vorher ausgesöhnt hatte, zwei Töchter von einer Frau von Ailly, welche mit seltener Treue und Liebe ihn bis zu seinem Ende pflegte, und der Sohn billigte die zu ihren Gunsten vom Vater getroffenen Bestimmungen. Ein anderes natürliches Kind empfahl er dessen Sorge, da er nichts darüber bisher habe verfügen können.

*) Helmine von Chézy wollte schon in Paris von Dorothea Schlegel vernommen haben, sie sei in Mainz ums Leben gekommen.

**) Schlözers Briefwechsel I, 371 f.

Dieses Kind war wohl jene Stephanie Louise, die am 30. Juni 1756 geboren worden sein soll, während die Memoiren sie mehr als sechs Jahre jünger machen.*) Man wußte von ihrem sonderbaren Verschwinden, wodurch denn sowohl jene Madame Guachet als auch die Verfasserin der Memoiren zu ihren Erdichtungen veranlaßt worden sein könnten. In den Memoiren selbst kommt eine niedere Frauensperson vor, eine Schneiderin, die sich den Namen Stephanie Louise von Bourbon-Conti angemaßt hat. Von einer andern, die vor der Rückkehr der Bourbonen still und friedlich unter dem Namen einer Prinzessin Bourbon-Conti in Rouen, wie sie glaube**), gelebt, erhielt Helmine von Chézy durch eine Freundin Kenntniß, welche sie selbst gesehen. Die Verfasserin trat mit ihren Memoiren erst auf, als man ihren angeblichen Bruder nach Spanien gebracht hatte, wo er starb. Die Glaubwürdigkeit jener Memoiren und ihrer Urkunden zu untersuchen, mochte damals kaum irgend jemand anziehen; auch fesselten sie nur sehr kurze Zeit die Aufmerksamkeit. In unterrichteten Kreisen wird man das Ganze als einen Roman betrachtet haben; die vornehme Gesellschaft achtete weder die Verfasserin noch das Buch, wie Goethe von Frau von Staël erfuhr.

Versuchen wir die Hauptzüge der Erzählung, wie sie Goethe aus den Memoiren entgegentrat, in möglichster Kürze darzustellen. Nach dem Tode seiner im Wochenbette verstorbenen Gattin, der Tochter des Regenten, Louise Diane von Orléans, entbrannte Prinz Conti in leidenschaftlichster Liebe zu der ungemein schönen

*) Steht jene Angabe des Geburtstages fest, so würde sich schon hieraus die Unechtheit der Memoiren ergeben.

**) Da Helmine von Chézy sich des Ortes nicht mehr genau erinnerte, so könnte man an jene vorgebliche Prinzessin in Orléans denken, deren Erwähnung wir bei Weber fanden.

und reichen Herzogin von Mazarin, die am Hofe allgemein unter dem Namen der schönen Herzogin bekannt war. Die Frucht dieser Verbindung war ein am Ende des Jahres 1762 geborenes Mädchen, dessen Anerkennung Ludwig XV. schon damals versprach, und er gestattete den Eltern, sie mit anagrammatischer Verschlingung der beiden Familiennamen als Gräfin von Mont-Cair-Zain zu erziehen. Auch gab der König ihr auf des Prinzen Wunsch das der Mutter des Prinzen gewährte Recht, das blaue Band zu tragen, das sie nie ablegen sollte. Die Mutter suchte das Geheimniß dem spähenden Blicke des Hofes und der Stadt mit ängstlicher Sorgfalt zu entziehen. Der Vater ließ sich durch ihre Thränen zur Nachgiebigkeit bewegen, und erhielt so dem Kinde die Liebe und Sorgfalt der Mutter. Da der Wohlstand nicht gestattete, es in seinem Palast, im sogenannten Tempel, erziehen zu lassen, so übergab er es einer Frau, die sich Delorme nannte, mit ihrem Familiennamen Marie Claudine Grillet hieß und an einen Hausirer Claude Martin zu Lyon verheiratet gewesen war. Diese wußte in seiner Gegenwart eine so unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit dem Kinde zu bezeigen, daß sie des Vaters höchstes Zutrauen sich erwarb, der sie jede Woche mehreremal besuchte und seiner Tochter die innigste Zärtlichkeit bezeigte, während die Mutter nur selten kam, aus Furcht, ihr Geheimniß zu verrathen. Der Prinz brachte das Kind, sobald es nur seinen Namen aussprechen konnte, oft im Wagen in seinen reichgeschmückten Palast, wo die Großen und Gelehrten, welche seine Nähe suchten, sich an ihm ergetzten. Unter diesen befand sich Jean Jacques Rousseau, der im Tempel eine Zuflucht fand, als er seines Emile wegen verfolgt wurde, und diesen nicht eher verließ, bis er des Prinzen Schloß bei Trye bezog, das diesem Freunde der Natur besser gefiel. Der Prinz bestimmte den Ver-

fasser des Emile, seine Tochter zu unterrichten, und die Erzählerin der Memoiren weiß uns viel zu berichten, wie er nicht nur ihren Geist und ihr Herz zu entwickeln, sondern auch ihren Körper abzuhärten und sie an Entbehrungen zu gewöhnen gesucht habe. Um den Eifer der Tochter zu steigern, ließ der Prinz einen Knaben ihres Alters, der als Husar gekleidet war, mit ihr erziehen. „Zusammen lernten wir fechten, reiten, voltigiren, die Violine spielen, die Clarinette und Flöte blasen, schreiben, zeichnen, die Grammatik, Mathematik u. s. w.“ Noch mehrere Kinder gleichen Alters wurden vom Prinzen ausgewählt und zu kriegerischen Uebungen, bei denen seine Tochter den Befehl führte, mit genauester Beobachtung der soldatischen Gewohnheiten angeleitet. Die Verfasserin erzählt manches von Rousseaus Unterricht, der sich sogar bis zum Chinesischen erstreckte, und sie stellt die Sache so dar, als ob dieser ununterbrochen ihre Erziehung und ihren Unterricht geleitet, was mit unsern sonstigen Nachrichten über dessen Lebensverhältnisse sich nicht reimen läßt, so daß die ruhmredige Erdichtung hier klar zu Tage liegt.*) Auch von den Besuchen ihrer Mutter, den Zusammenkünften mit ihr am dritten Orte, besonders zu l'Isle Adam und Chilly, und ihren Versuchen, die tollkühne Dreistigkeit des wie ein Knabe erzogenen Mädchens in Schranken zu halten, weiß sie viel zu berichten. Nur der kleine Husar und Frau Delorme sollten von

*) Im Tempel hielt sich Rousseau noch keine vierzehn Tage auf, im Dezember 1765, zu Trye vom Juni 1767 bis 1768; 1770 kehrte er nach Paris zurück, wo er seine alte Wohnung bezog und sich von Notenschreiben ernährte. In welche Zeit soll jener Unterricht Rousseaus zu Paris fallen? Auch findet sich gar keine Erwähnung der jungen Gräfin in Rousseaus Briefen und sonstigen Werken. Zur Zeit ihrer Geburt war Rousseau in der Schweiz und kehrte erst drei Jahre später nach Paris zurück.

dem Geheimniß wissen, daß die Herzogin die Mutter der jungen Gräfin sei, obgleich die Sache allgemein bekannt, nur ein „Komödiengeheimniß" war.

Die Verfasserin sucht nun ihre nähere Verbindung mit dem Hofe einzuleiten. Schon früher hatte sie erwähnt, ihr Vater habe oft den Prinzen von Soubise, den Herzog von Orléans und dessen Sohn, den Herzog von Chartres, der später als Egalité in der Revolution seine Rolle spielte, sowie andere Herren vom Hofe als Zuschauer zu ihren kriegerischen Uebungen mitgebracht. „Ich ging oft nach dem Tempel", berichtet sie jetzt, „und mein Vater erkannte mich dort offen als seine Tochter an. Unter diesem Namen stellte er mich dem alten Herzog von Orléans vor, der mir gestattete, ihn Oheim zu nennen, wie er mich immer seine kleine Nichte hieß. Mit meinem Vater stand er auf vertrautestem Fuße; ihre politischen Ansichten und ihr gemeinsames Mißgeschick hatten sie fest miteinander verbunden; sie trösteten sich gemeinschaftlich über das Elend des Staates und ihr häusliches Unglück. In ihre Unterhaltung über Staatsangelegenheiten mischte ich mich nie; wenn sie aber über ihre Kinder sprachen, über den Kummer klagten, den diese ihnen verursachten, dann konnte ich nicht länger schweigen." Für ihren Bruder, den Grafen von Marche, unterließ sie nie beim Vater zu sprechen, wozu die Delorme und Rousseau sie immer antrieben. Der Vater sah es gern, wenn sie so eifrig ihren Bruder vertheidigte. „Wie glücklich würde ich sein", bemerkte er seufzend, nachdem er sie umarmt, „wenn er mich so wie du liebte! Deine Liebe zu ihm macht ihn nur noch schuldiger." Daß der Bruder sie hasse, konnte sie nur für einen ungerechten Verdacht ihres Vaters halten. Ausführlich berichtet sie, wie sie dem Herzog von Chartres einst Verzeihung für ein schweres Verbrechen erfleht habe. Ganz

Versailles, bemerkt sie, habe am andern Morgen davon gesprochen, und der eben (1769) anwesende König von Dänemark die kleine Vermittlerin (sie war damals sieben Jahre alt) aufgesucht und ihr kostbare Geschenke gemacht.

„Eines Tages sagte mir mein Vater, er stehe im Begriff, dasjenige für mich zu thun, was wenige Väter seines Ranges für ihre natürlichen Kinder unternommen, er wolle den König bitten, mich als seine Tochter anzuerkennen, und sei es nun meine Pflicht, seine Bitten durch meine Klugheit, Vorsicht und Ausbildung meiner Talente, von denen er den König bisweilen unterhielt, zu rechtfertigen. Damit meine Augen aber sich an den höhern Rang, wozu er mich zu erheben gedachte, gewöhnen möchten, wollte er mich am Hofe einführen. So zeigte er mir denn einst an, daß ich mit ihm nach Versailles zur Hochzeit des Dauphins (1770) reisen solle, daß er mich auch nach Fontainebleau bringen wolle, und ich dann anerkannt und förmlich vorgestellt werde; nachher solle ich die Ehre des Louvre, den Rang und den Stand einer Prinzessin von Geblüt erhalten." Als Lohn ihrer Klugheit und ihres verständigen Betragens ward ihr ein kleines, wohl zugerittenes, reich gezäumtes Pferd versprochen, worauf sie in Fontainebleau zur Jagd reiten könne. Die junge Gräfin war unvorsichtig genug, das ihr bevorstehende Glück aller Welt zu erzählen. Vergebens suchte die Herzogin den Prinzen von diesem Entschluß abzubringen. Am 10. Mai fuhr sie mit ihrem Vater nach Versailles, wo fünf Tage später die glänzenden Vermählungsfeste begannen. „Meine Augen konnten sich an den Wunderdingen, an der Pracht nicht satt sehn. Allenthalben hatte ich einen der ersten Plätze. — Mein Vater zeigte mich mit Wohlgefallen und Stolz den angesehensten Personen des Hofes, und vorzüglich Ludwig XV., der mit einem huldreichen Lächeln meine Kinderpossen

erwiederte." Da die Delorme ihrem sehnlichen Verlangen, sich der Gemahlin des Dauphins vorzustellen, auf das entschiedenste sich widersetzen mußte, so ruhte die junge Gräfin nicht, bis sie eine passende Gelegenheit dazu glücklich erhaschte. So wurde sie derselben als natürliche Tochter des Prinzen Conti bekannt, wovon die Vorstellung beim Dauphin die natürliche Folge war.

Nach Beendigung der Feste kehrten sie nach Paris zurück, wo die Gräfin sich unter Rousseau bald wieder an ihr früheres Leben gewöhnte. Der Prinz und die Herzogin forderten vier Monate später die Delorme auf, nach Fontainebleau zu kommen, um dort eine Wohnung für ihre Tochter einzurichten. Durch Briefe der Delorme und ihres Vaters erfuhr sie, daß der König die Erlaubniß ertheilt habe, sie als Tochter des Prinzen Conti in Fontainebleau einzuführen. Bei ihrer dortigen Ankunft ließ ihr Vater sie einen Brief des Königs lesen, der seine Wünsche zu erfüllen und, sobald seine kleine Nichte etwas vernünftiger geworden, ihr sofort den Titel und Rang einer Prinzessin von Geblüt geben zu wollen versprach; demgemäß möge er für ihre Erziehung Sorge tragen. Auf die dringendsten Bitten der Tochter überließ ihr der Prinz diesen so höchst wichtigen königlichen Brief. Die förmliche Anerkennung ward bis nach vollendeter Erziehung der jungen Gräfin verschoben, die Rousseau noch immer leitete, wenn er auch nicht regelmäßig sich einstellte, sondern oft Tage lang auf sich warten ließ.

Vor Vollendung ihres zehnten Lebensjahres ließ der Prinz ihr eine neue Wohnung mit größter Pracht ausstatten. In der Mitte des Jahres 1772 verließ sie ihre bisherigen Zimmer bei dem königlichen Offizier Jacquet, dem Geliebten der Delorme, und nahm in einem Hause in der Straße Cléry ihre Wohnung, welches dem Oberforstmeister Mondran gehörte. Sie besaß eine

Prinz eines Abends sehr spät zu seiner Tochter kam, und nachdem er sich mit ihr eingeschlossen, ihr einen reichen Strauß von Diamanten ansteckte. „Wollen Ew. Hoheit erlauben, es Ihnen anzustecken?“ sprach er mit einem Entzücken, das ihm fast den Athem raubte. „Es ist für den Dreifaltigkeitssonntag.*) Der König hat sein Wort gegeben. Er ist ungeduldiger als ich und du selbst. Wie gnädig hat er meinen Wünschen nachgegeben! Das Geheimniß scheint ihm Freude zu machen, und ihn desto mehr zu beschäftigen.“ Er unterließ nicht, das tiefste Schweigen über die Sache einzuschärfen und auf die möglichen unglücklichen Folgen unvorsichtigen Ausplauderns hinzuweisen, und er legte ihr die Worte in den Mund, wie sie die Anfrage wegen seines späten Besuches erwiedern solle, ohne daß sie die herrlichen Diamanten zu verheimlichen brauche. Auch für die Auswahl des Stoffes zum Prachtkleide sorgte der Prinz in Gegenwart der Erzieherin, ohne zu verrathen, daß dieses Kleid für jenen hohen Tag bestimmt sei. Aber alle Vorsicht des Prinzen scheiterte an der Verschmitztheit der Delorme, die mit weiblicher Verstellungskunst ihrem unglücklichen Zögling das Geheimniß zu entlocken wußte.

Der Dreifaltigkeitssonntag nahte heran, als die in süßester Hoffnung schwärmende junge Gräfin von der Hand ihrer Mutter einen Brief erhielt, welcher sie dringend aufforderte, augenblicklich nach ihrem bei Paris gelegenen Landgute zu kommen. Man wußte die Sache so einzurichten, daß sie fest glauben mußte, ihre Mutter wolle sie durch ein großartiges Fest überraschen. Rasch bestieg sie mit ihrer Erzieherin den Wagen; in der Nähe des

*) Dieser fiel im Jahre 1773, von welchem hier die Rede ist, auf den 6. Juni.

Schlosses kam ihr ein anderer entgegen, in welchen man sie nöthigte; ein dritter entführte sie noch rascher durch die dunkle Nacht. Aus einer langen Ohnmacht erwachte sie auf dem schlechten Bette einer Herberge zu Nemours gerade in dem Augenblick, wo die Delorme ihr das blaue Band, woran die Bilder ihres Vaters und ihrer Mutter hingen, abreißen wollte; ein erbitterter Kampf entspann sich, die Wuth lieh der Unglücklichen Waffen, so daß die Erzieherin nicht ohne blutige Zeichen von ihrem Vorhaben abstehn mußte. Unter mancherlei falschen Vorspiegelungen brachte sie die Arme nach Lons-le-Saunier in der Franche-Comté, der Heimat der Delorme. Der kleine Husar, welcher das Geheimniß verrathen, ward auf irgend eine Weise aus dem Weg geräumt. Erst als sie die junge Gräfin, das Opfer ihrer Habsucht, lange hingehalten, versprach sie, den ganzen Verhalt der Sache zu entdecken, wenn sie sich ihrem Rath und ihrer Erfahrung überlassen wolle. Nach einigen vorbereitenden Worten theilte die Betrügerin ihr folgendes mit. Sie selbst sei dadurch, daß sie ihr gegebenes Wort gebrochen, von ihrem Geheimniß niemand Kunde zu geben, bei ihrem Vater in Ungnade gefallen. Aber auch ihr Vater habe durch die feste Anhänglichkeit an seine Partei die Gunst des über ihn äußerst erzürnten Königs eingebüßt. „Man beschloß, Sie bei Hofe nicht vorzustellen, und ich habe strenge Befehle gegen Sie, die ich, folgen Sie mir nicht, sogleich ausführen muß. Schenken Sie mir aber Ihr Vertrauen, bedenken Sie, wie besorgt ich seit Ihrer ersten Kindheit für Sie gewesen, wie eifrig ich mich für Ihr Wohl bemüht, folgen Sie meinem Rathe, so will ich nach meiner besten Einsicht alles versuchen, Ihnen die Liebe Ihres Vaters, die Gnade des Königs wieder zu verschaffen. Das erste, was ich von Ihnen verlangen muß, ist blinder Gehorsam gegen die mir wider Sie ertheilten Befehle. Lassen Sie mich diesen

Gehorsam als ersten Grund zur Verzeihung für Sie anführen." Die Thränen der Delorme und die rührende Herzlichkeit, welche sie erheuchelte, ließen allen Verdacht gegen die Wahrheit ihrer Aussagen schwinden. Ihr Vater, erfuhr die Unglückliche weiter, sei verbannt und sie dürfe nicht zu ihm hin. Die Anerkennung als Prinzessin von Seiten des Königs sei unwiderruflich, aber noch habe er nichts über ihre Einkünfte verfügt, und er habe das Recht, die Anweisung derselben aufzuschieben, bis sie die Gnade, welche er ihr früher aus Rücksicht auf den Vater verliehen, durch sich selbst verdient habe. In ernstem und strengem Tone kündete sie ihr an, sie müsse sofort in ein Kloster, wo sie als ihre Tochter eingeführt werden solle. Die Unglückliche aber wollte nichts davon wissen. Die weitern Versuche der Delorme, das Betragen der Herzogin zu entschuldigen, und der Unglücklichen von jedem Schritte bei ihrem Bruder, dem Grafen von Marche, abzurathen, übergehen wir. Schon längere Zeit hatten sie das Wirthshaus verlassen und eine Wohnung bei einem Herrn B...., einem vorgeblichen Verwandten der Delorme, bezogen. Eines Tages, als die junge Gräfin wieder ihren unbezwinglichen Widerwillen gegen das Kloster und die Ablegung ihres Namens äußerte, überraschte sie ihre Erzieherin mit der Frage: „Wollen Sie lieber den Herrn B.... heiraten?" Der Schrei des Entsetzens, womit sie diese Frage erwiederte, brachte das schlaue Weib nicht außer Fassung. Mit entsetzlicher Kälte fuhr sie fort: „Sie haben keine andere Wahl; Sie müssen entweder seinen oder meinen Namen führen, für seine Frau oder meine Tochter gelten, sein Haus oder ein Kloster bewohnen." Ihre Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. „Alle Klöster in Frankreich", rief sie in höchster Aufregung, „ziehe ich dem Gefängnisse Ihres Herrn B.... vor! Mein Widerwille gegen diesen Menschen ist so ungeheuer, daß ich alles

leiden will, um ihn nur nicht zu sehn. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich jemals anders als mit meinem Namen unterschreiben werde." Die Verfasserin entwirft uns darauf ein abschreckendes Bild von dem Aeußern dieses Herrn B.... und seinem Charakter. Er war ein in seinen Geschäften ergrauter Sachwalter, der den Geist der Chikane angenommen, „ein Schwätzer, wie ein Advokat auf dem Lande, aufgeblasen wie ein junger Philosoph", und dazu äußerst abergläubisch. „Seit zehn Jahren schon drohte er dem Lande, sich eine Frau zu nehmen, ohne eine Mutter zu finden, die ihrer Tochter so sehr feind gewesen, daß sie diese einem solchen Menschen geopfert hätte; und mit ihm wollte man eine Prinzessin von elf Jahren vermählen, die ihren Rang kannte." Sie unterläßt nicht, bei dieser Gelegenheit das Bild ihrer eigenen Reize nach der Schilderung einer Freundin dagegenzustellen. Da es der Delorme nicht gelingen wollte, ihren Widerwillen gegen eine Verbindung mit Herrn B.... irgend zu mildern, so sah sie sich genöthigt, die Unglückliche ins Kloster zu bringen, wobei sie ihr die Begleitung des widerlichen Menschen nicht erließ.

Am 8. September 1773 kam die junge Gräfin in Chalons-sur-Saône ins Marienkloster. Die Delorme gab sie für ihre Tochter aus, aber die Art, wie diese sie behandelte, zeigte allen, daß dies ein leeres Vorgeben sei. Freilich hatte jene durch die Hindeutung auf die schrecklichen Folgen, welche die Entdeckung ihres Geheimnisses haben werde, sie in solche Angst gesetzt, daß sie aus Furcht, sich zu verrathen, bei jedem Worte zitterte, aber die Nonnen, die wohl auf jede ihrer Aeußerungen merkten, wußten bald dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Hierzu bedurfte es keines unvorsichtigen Wortes, nicht ihrer Erzählungen von Paris und dem Hofe, wie sie einst von einer Jagdpartie bei

Hof erzählte; denn unbegreiflicher Weise hatte ihr die Delorme so manches gelassen, woraus sich ihr hoher Ursprung ergab, und die junge Gräfin scheute sich nicht, damit hervorzutreten, obgleich sie mit Zittern und Beben sich vor der Entdeckung ihres Geheimnisses hütete. Wir haben hier eine der schreiendsten Unwahrscheinlichkeiten, von denen diese Memoiren voll sind. „Wenn ich nie durch ein unvorsichtiges Wort mich verrathen hätte", berichtet sie, „meine Wäsche, die mit einem gekrönten M gezeichnet war, meine Kleider, meine Erziehung, die wenigen Diamanten, die man mir gelassen hatte, meine Bücher, von denen die meisten die Aufschrift der Gräfin von Mont-Cair-Zain trugen, der Ring mit dem Namen des Prinzen von Conti und der Herzogin von Mazarin*), alles mußte mich verrathen. Mein blaues Band trug ich unter meinem Kleide, aber ich sorgte dafür, daß das daran befestigte Medaillon sichtbar wurde. Die Bildnisse meines Vaters und meiner Mutter auf diesem Medaillon und den Armbändern, mußten diese nicht mein Geheimniß verrathen?" Bald fand sie im Kloster eine Vertraute, von welcher sie nach Entdeckung ihres Geheimnisses zu ihrer Verwunderung erfuhr, daß alle Bewohnerinnen des Klosters bis zu den kleinsten Mädchen längst wüßten, daß sie eine Tochter des Prinzen von Conti sei; hatte sie ja mehrfach vom Prinzen, ihrem Bruder, gesprochen, ähnlicher Andeutungen nicht zu gedenken. Als die Delorme darauf ins Kloster kam**), empfing die junge Gräfin sie mit

*) Die Priorin bemerkt in einem Briefe, der Ring von Gold und Silber habe, wie auch ihr Petschaft, das Wappen der Bourbonen gezeigt; sie gedenkt auch ihrer Uhr und des italienischen Namenszuges in ihrem Thomas von Kempis, so wie der mit Diamanten reich besetzten Armbänder mit Bildnissen.

**) Nach der Art, wie dieser Besuch eingeleitet wird, sollte man meinen,

solcher Entschiedenheit, daß diese in große Bestürzung gerieth; denn alle Neigung für sie hatte das unglückliche Mädchen abgelegt, es sah in ihr nur seine Feindin, und erklärte, das Kloster nur auf einen Befehl des Königs oder ihres Vaters verlassen zu wollen. Man sollte denken, der Delorme hätte kein Hinderniß entgegengestanden, das Mädchen wieder aus dem Kloster zu nehmen, wenigstens konnte sie den Widerstand leicht brechen, aber diese fand nur einen Weg, sie wieder in ihre Gewalt zu bringen. Gleich nach diesem Besuch schreibt sie in ihrer Herzensangst einer Mitverschworenen zu Paris: „Ich habe diese Nacht das einzige Mittel ersonnen, welches mir ausführbar scheint, wenn sie nicht zu viel geschwatzt hat. Ich werde ihr eine Frau mit der Post schicken, die sich für meine Wärterin ausgeben soll, um ihr anzukündigen, ich liege in den letzten Zügen. Ich weiß nicht, ob ich mir einen glücklichen Erfolg davon versprechen darf."

Die List gelang vollkommen; die Unglückliche befand sich in Lons-le-Saunier wieder ganz in der Gewalt der Verrätherin, die bereits für ihr Leben zu fürchten und ihre Missethat zu bereuen begonnen hatte. Die Art, wie man die junge Gräfin nach Paris brachte, wie man sich der ärgsten Fälschungen bediente, sie berauscht machte, sie halb todt zum Altare schleppte und sie dem Herrn B.... antraute (es war am 18. Januar 1774), ist ungeschickt genug erfunden. Die Vermählung erfolgte zu Biroflay bei Paris durch den Pfarrer Dubut, den man acht Monate

---

er habe auf einer Reise nach Paris stattgefunden, aber an demselben Abend war die Delorme in Lons-le-Saunier, und aus einem spätern Briefe der Priorin ersehen wir, daß dieselbe schon von Paris zurückgekommen; freilich erfahren wir darin auch, die Delorme habe die junge Gräfin aus dem Kloster bringen wollen, die sich aber geweigert, ihr zu folgen.

vorher zur Anfertigung des folgenden falschen Todes- und Begräbnißscheines bestochen hatte: „Den 7. Juni 1773 ist bestattet in der Kirche die durchlauchtigste und gnädigste Prinzessin von Bourbon-Conti, Gräfin von Mont-Cair-Zain, jüngere Tochter, anerkannte Prinzessin von Geblüt, des durchlauchtigen ꝛc. Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti, Prinz von Geblüt, gestorben den 5., alt elf Jahre sechs Monate und einige Tage, in Gegenwart des Herrn Benoit, Charles Richard, Stiefbruders der Frau Delorme, Erzieherin Ihrer Königlichen Hoheit der verewigten Gräfin von Mont-Cair-Zain, und des Herrn Abbé Aubry, Kapellan der Herzogin von Mazarin, die sich unterzeichnet haben.“ Mit diesem Todesschein hatte man jeden Zweifel an dem wirklich erfolgten Tod dem unglücklichen Vater zu benehmen geglaubt.

Ueber die Art, wie man demselben die Nachricht vom Tode der Tochter mittheilte, findet sich in den Memoiren kein genauer Bericht. Man hatte dem Prinzen die Nachricht gebracht, seine Tochter habe auf einer Jagd den Tod gefunden; der Stiefbruder der Delorme und der Almosenier der Herzogin von Mazarin hatten den Pfarrer zu Viroflay bestochen, den Todesschein auszustellen; die Todeskunde scheint der mit im Bunde stehende erste Wundarzt des Prinzen Guerin überbracht zu haben. „Meine Hausgenossen in Thränen“, schreibt die Verfasserin, „meine schwarzbehangenen Zimmer, meine Diener in Trauerkleidern, mein plötzliches Verschwinden, meine Wuth, auf der Jagd nicht eher zu ruhen, als bis ich vor Müdigkeit oder Hunger niedersank, meine Unvorsichtigkeit, die mein Vater aus Sorge für meine Gesundheit mir so oft vorgehalten hatte, dieser unglückliche Todesschein von einem dem Prinzen wohl bekannten Geistlichen, das Zeugniß des Beichtvaters meiner Mutter, des Abbé Aubry, dessen

Verstellung meinen Vater immer getäuscht hatte, schien das alles diesem nicht deutlich zu bezeugen, daß seine Tochter wirklich auf der Jagd ihr Leben eingebüßt? Konnte seine edle, gefühlvolle Seele eine so entsetzliche Verschwörung, eine so feige Treulosigkeit ahnen?*) Konnte er nach so vielen mit List und Bosheit zusammengebrachten Zeugnissen noch an seinem Unglück zweifeln und an dem, das mich getroffen haben sollte? Wer hätte sich nicht begnügt, wie er that, dem Herrn Guerin den Auftrag zu geben, unter meine Leute das Meinige zu vertheilen, nachdem die kostbarsten Gegenstände schon weggenommen waren?" Als im folgenden Mai die Delorme nach Paris kam, wo sie mit ihrer Kammerfrau tiefe Trauer anlegte, hörte letztere Herrn Guerin äußern: „Der Prinz ist noch untröstlich über den Verlust dieses Kindes, das er so glühend liebte; der Gram wird ihn ins Grab bringen. Dem Grafen von Marche ist ihr Tod sehr erwünscht gekommen. Seien Sie ruhig, Madame! ich will ihm alles erzählen, und gewiß wird er Ihnen die Summe bewilligen, die, wenn er sie vom Notar zurücknähme, seinen Schmerz um die Tochter nur erneuern würde."

Von Paris kehrte man nach Lons-le-Saunier zurück, wo B.... seine junge Frau als Tochter der Delorme vorstellte. Diese suchte sie zu bewegen, B.... ganz als ihren Gatten zu betrachten, und sie schreckte durch die ärgsten Drohungen sie von der Entdeckung ihres Geheimnisses ab, wobei sie nicht unterließ, noch einige Hoffnung der Rettung zu zeigen. Da der Aufenthalt zu Lons-le-Saunier Herrn B.... und der Delorme noch immer gefährlich schien, so ward die junge Frau nach dem Landhause ihres Gatten bei dem vier Meilen entfernten Dorfe Cousance

*) Und doch wußte er um die gegen sie geschäftige Verschwörung!

gebracht. Das Landhaus war groß genug, aber alt, so daß es den Einsturz drohte und die Fußböden keinen Tritt aushielten, dabei ohne Einfassung und Hofplatz. Die freundliche Umgebung zog die junge Frau an, die gern auf der schönen Ebene sich umhertrieb, sich an der Frische der Waldungen, dem Murmeln der Bäche und den blumigen Wiesen erfreute, aber leider mußte sie auch hier sich eine strenge Aufsicht gefallen lassen. Bald kehrte man nach Lons-le-Saunier zurück, wo die Delorme sie wieder an ihre Pflicht als Gattin erinnerte, aber alle Mahnungen, sich Herrn B.... hinzugeben, wurden mit Widerwillen zurückgewiesen. Auf einer darauf nach Genf unternommenen Vergnügungsreise will sie Voltaire in Ferney besucht haben, der sich sehr freundlich gegen sie bezeigte, so daß sie der Ueberzeugung war, dieser wisse, daß sie eine Prinzessin Conti sei. Und Voltaire, der sich der Familie des Calas so nachdrücklich angenommen hatte, sollte nichts für ein solches Opfer niederträchtigsten Betruges gewagt haben! Wir übergehen die Schilderung des traurigen Zustandes der jungen Frau unter ihrem äußerst geizigen, die schwerste Arbeit und die bitterste Entbehrung ihr auflegenden Haustyrannen. Auch die pfiffige Hintertreibung aller ihrer Plane, mit den Ihrigen und dem Hofe in Verbindung zu treten, können wir nur andeuten.

Im Frühling 1777 ließ die Delorme sie nach Paris kommen, wo sie ihr mit möglichster Schonung den Tod ihres Vaters mittheilte*), dessen Leben der Kummer verkürzt habe. Aber als die

*) Dieser war am 2. August 1776 gestorben: die Zeitbestimmung des Frühjahrs 1777 ergibt sich aus der Bemerkung, sie sei damals über vierzehn Jahre alt gewesen, und aus einem Briefe vom 13. April 1777. Man sieht aber nicht, weshalb die Delorme ihr die Todeskunde so lange vorenthalten haben sollte.

Heftigkeit dieses Schmerzes sich gelegt hatte, raubte sie ihr alle weitere Hoffnung durch die Nachricht, ihr Vater habe sie in seinem letzten Willen gar nicht bedacht, sie somit alles verloren. Ihre Versuche, sich in Paris ihrem Bruder zu nähern, blieben erfolglos, wenn sie auch einmal durch den Ruf, womit sie die Kutsche desselben anhalten zu können glaubte, allgemeines Aufsehen erregte. Unmittelbar darauf ließ die Delorme sie nach Couſance bringen, wo sie trotz aller Arbeit und Mühe sich viel glücklicher als in der Stadt fühlte. Aber Herr B.... verpachtete bald sein kleines Gut, das durch ihre Anstrengungen erst in Stand gesetzt worden war, und brachte sie nach Lons-le-Saunier zurück. Ein hier veranstalteter Fluchtversuch wurde vereitelt.

Die Delorme begab sich bald darauf nach Paris, wo sie unerwartet rasch starb; man dachte an eine Vergiftung. Ihr früherer Liebhaber Jacquet berichtete ihrem durch sie so unglücklich gewordenen Zögling ihren Tod und die bittere Reue, welche sie in der Todesstunde gequält, und er enthüllte ihr die ganze Niederträchtigkeit der gegen sie geschäftigen Verschwörung. Aber auch die klare Einsicht in das sie umspinnende Netz vermochte ihr keine Hülfe und Rettung zu bringen. Nach mancherlei andern Versuchen willigte endlich Herr B.... in ihren Vorschlag, sich ins Kloster zu begeben. Aber zu ihrem Erstaunen mußte sie vernehmen, daß ihr im Marienkloster zu Chalons-sur-Saône, obgleich alle Nonnen sich für sie verwandten, von der Aebtissin der Eintritt verweigert ward. „Sie haben sehr mächtige Feinde", vernahm sie von einigen Nonnen; „der Abt unseres Klosters ist gegen eine Frau eingenommen, die nicht mit ihrem Manne leben will." Der Urheber dieser Zurückweisung war nicht zu verkennen. Auch in allen andern Klöstern der Provinzen, auf welche Herr B.... seine Einwilligung beschränkt hatte, lehnte man ihre

Paris angekommen. Zitternd und weinend erzählte sie, was sie eben gesehen, welche Drohungen man gegen die Prinzen ausgestoßen. Die Kugeln der Kanonen der Bastille flogen gerade nach ihrer Zelle zu. Da verbreitete sich in der Abtei das Gerücht, man wolle die Prinzen ermorden. „Ich wollte mich selbst von der Lage der Dinge überzeugen. Ich zog ein Reitkleid und lange, weite Beinkleider an, und eilte so unter die Menge. Man gab mir eine Kokarde, eine Flinte mit Bajonet und Patronen, und zog mich so in eine Schenke. Dort hörte ich den Namen meines Bruders nennen, in einer Weise, die mich für sein Leben fürchten ließ. Ich schlich mich weg, eilte zur Abtei zurück, zog wieder Frauenkleider an und entriß mich den Armen aller, die mich mit Gewalt zurückhalten wollten. Gegen drei Uhr ging ich durch das Feuer von der Bastille und kam, mit Blut bedeckt, zum Schlosse des Prinzen. Ich war angegriffen, da ich beim Laufen meine Kräfte übermäßig angestrengt hatte; die Natur forderte ihre Rechte, bewußtlos sank ich hin. Man hielt mich für verwundet, dem Tode nah. Sobald ich mich erholt hatte, fragte ich nach meinem Bruder. „Er ist nicht zu Hause", sagte mir der Schweizer. Mit zitternder Hand schrieb ich einige Zeilen, ihn zu beschwören, sich nach meinem Kloster zu flüchten, wo ich ihm ungestörte Sicherheit versprach. Auf dem Heimweg drohten mir dieselben Gefahren, wie vorher." Am andern Morgen trug sie persönlich einen Brief in das Schloß des Bruders, worin sie ihm die ihm drohenden Gefahren schilderte; ihre Hoffnung, ihn zu sehn, ging nicht in Erfüllung, doch freute sie sich, in den nassen Augen des Schweizers dessen treue Anhänglichkeit an ihren Bruder zu lesen.

Nachdem dieser glücklich entkommen, ohne ihr irgend ein Zeichen seiner Dankbarkeit zu geben, mußte sie wieder an sich

selbst denken. Vergebens wandte sie sich dreimal an die Herzogin von Orléans; ihre Klagen, daß sie seit sieben Monaten von Wasser und Brod lebe, daß sie nächstens weder Brod kaufen noch ihre elende Wohnung werde bezahlen können, gingen in den Wind. Da entschloß sie sich am 20. August, zum König selbst nach Versailles zu gehn. Hier traf sie zuerst den damals in höchster Volksgunst stehenden Herzog von Orléans, der sie sogleich erkannte, besonders an dem blauen Bande mit dem Medaillon, und sich sehr freundlich und zutraulich bezeigte. Auf ihre Bittschrift ward sogleich die Auszahlung des Rückstandes ihrer Renten verfügt, welcher gerade hinreichte, ihre Schulden zu bezahlen. Durch die liebevollste Theilnahme der Schwester des Königs schien sie endlich gerettet, als die Oktobertage sie von neuem aller Aussichten beraubten. Sie war selbst bei der engelguten Prinzessin Elisabeth, als der wüthende Volkshaufe nach Versailles kam, als die aufgestachelte, von Wein erhitzte Menge in das Schloß drang bis in die Zimmer der Königin, und der König sich genöthigt sah, unter einer solchen schaudervollen Begleitung nach Paris zu ziehen. Aber auch in dieser schrecklichen Lage vergaß die Prinzessin Elisabeth ihres Schützlings nicht; bald erhielt sie den Befehl, nach Paris zu kommen und zunächst wieder in das Kloster St. Antoine zu gehn. Darauf sorgte der Bruder des Königs, der Graf von Provence, für eine bequemere Wohnung sowie für alle ihre Bedürfnisse. Als ihr Bruder nach Paris zurückgekehrt war, konnte sie nicht unterlassen, von diesem die Bewilligung einer Zusammenkunft zu erbitten, um ihr Schicksal ihm treu zu berichten, das, wie er ihr habe sagen lassen, ihm nicht gleichgültig sei. „Gestatten Sie mir, zu Ihnen zu kommen, Ihnen zu erzählen, daß der Graf von Provence, gerührt durch die Schilderung meiner schrecklichen Lage, die Sorge für mein Leben seinen ersten

Aerzten und Wundärzten anvertraute, daß ich auf seinen Befehl die Abtei St. Antoine verließ, daß ich zuerst eine Wohnung in einem Kloster nahe bei seinem Palast erhielt, und er, als ihm diese nicht bequem genug schien, in einem äußerst gütigen Briefe mir sagte, seine Befehle seien schlecht ausgeführt worden, und er wolle neue geben. In der That bin ich jetzt in der königlichen Abtei Val-de-Grâce, wo ich nur von seinen Wohlthaten lebe. Der König selbst hat bisweilen die Güte, sich nach mir zu erkundigen. Ein Wort aus Ihrem Munde, ein einziges Wort kann mich glücklich machen, und ich hoffe, Ihr Gewissen und Ihre angeborene Güte werden Ew. Hoheit bestimmen, es auszusprechen. Ja, ich wende mich an diese innere Stimme, der eine Seele wie die Ihrige nicht widerstehn kann. Wir haben einen Vater; ich verlange hier nicht, daß Ew. Hoheit dies öffentlich anerkennen sollen, ich sehe ein, was dies für Folgen haben könnte, und ich kenne keine Ehrsucht; ich wünsche nur, daß Ew. Hoheit den Antheil, den der Graf von Provence an mir nimmt, durch das heimliche Geständniß, daß ich Ihnen angehöre, verstärke. — Ich zweifle nicht, daß dieser Prinz in Verbindung mit dem König Mittel finden wird, mich vor drückender Armuth zu bewahren. Monseigneur, eine unglückliche Tochter eines Prinzen von Geblüt hat lange geseufzt, nicht in Schmach und Schande (denn nur das Verbrechen kann entwürdigen), sondern in schrecklichem Elend, und sie würde wieder darein versinken, wenn die schützende Hand, welche sie herausgezogen, sie aufs neue ihrem Schicksal überlassen sollte." Als sie vierzehn Tage später um Antwort bat, hieß es, er könne nicht antworten. Ein weiterer Brief veranlaßte ihn darauf zur Erklärung, sein Vater habe nur zwei Kinder anerkannt und auch in seinem letzten Willen bedacht, von ihr aber auch auf dem Sterbebette ihm kein Wort

gesagt*); auch könne er sie nicht unterstützen, da er wegen des Stockens seiner Einkünfte nicht einmal seine Gläubiger zu bezahlen vermöge. Weitere Versuche, den Bruder zu ihrer Anerkennung zu bestimmen, waren fruchtlos; dem Bedienten, der ihren letzten Brief brachte, ließ er sagen, er könne nach Hause gehn. Leider beraubte sie die Flucht des Prinzen von Provence bald ihres besten Schutzes. Trotz der schlagendsten Beweise der Fälschung erkannte das durch ihren Bruder bestochene Gericht zu Louhans am 19. Dezember 1791 ihre Ehe mit Herrn B.... als zu Recht bestehend an. Ihre ganze Hoffnung ruhte jetzt auf dem freilich selbst höchst bedrängten Könige. In größter Eile legte sie die 80 Meilen bis Paris zu Pferde zurück. Es gelang ihr, mit ihrer Vorstellung zum König zu dringen. „Das erste, was mir der König sagen ließ, war, daß er mich anerkenne, und er gab Befehl, an Stephanie Luise von Bourbon zur Bestreitung dringender Bedürfnisse eine mäßige Summe zu zahlen. Zugleich erhielt ich die Versicherung, daß der König für mich sorgen wolle, wie der Graf von Provence gethan, und er die in Louhans gegen mich verübte Ungerechtigkeit, deren Grund er in dem verhaßten Namen Bourbon suchte, mit Mißfallen vernommen. — Herr Hebert, der Beichtvater des Königs, versprach mir eine geheime Zusammenkunft mit dem König, der ihm zugesagt hatte, mein Schicksal zu bestimmen. Ich bemühte mich, schon voraus diese Gunst mir zu verdienen. Herr Hebert hatte mir nicht verhehlt, daß der König in Gefahr zu schweben glaube und seinen Untergang für unvermeidlich halte. In der festen Ueberzeugung, daß

*) Dies widerspricht einer S. 35 mitgetheilten zuverlässigen Angabe. Wenn sie weiter bemerkt, sie glaube wohl, daß ihr Vater ihm nie etwas über sie gesagt, da man wisse, wie sie zusammen gelebt, so vergißt sie, daß er sich in der letzten Zeit mit seinem Vater ausgesöhnt hatte.

jeder, der ihm angehöre, sein Leben für das des Königs wagen müsse, besuchte ich täglich die Reitbahn der Herren Duchaineau und Hischmann. Ich focht täglich mit einem berühmten Fechter, einem gewissen Martin, Grenadier im 112. Regiment. Ich kaufte mir eine Flinte, einen Säbel und einen Degen, worauf ich meinen Namen eingraben ließ; ich zog eine Uniform an, und ich mischte mich so fast täglich unter seine Wache. Ich habe ihn an dem schrecklichen 20. Juni (beim Tuilerienſturm) nicht verlassen, als der Tod so lange über seinem Haupte schwebte. — In den ersten Tagen des Augusts erhielt ich Audienz beim König; es war das einzigemal, daß ich meiner Angelegenheiten wegen ihn sprechen konnte, und es war hinreichend, mir das lebendigste Verlangen einzuflößen, mein Leben für ihn aufzuopfern. — Nachdem er mir die herzzerreißendsten Dinge über seine Besorgnisse für seine Tochter Maria Theresia gesagt hatte, empfahl er mir, mich an sie anzuschließen, und gab mir seinen Ring als Zeichen, woran seine Kinder sein Wohlwollen gegen mich erkennen könnten.“ Der König ließ ihr ein Jahrgehalt von 12,000 Livres anweisen, außerdem 3000 Livres auszahlen, und die Anweisung vom 1. Juli ausstellen. Ausdrücklich wurde sie als Prinzessin Stephanie Luise von Bourbon anerkannt und ihr die Stelle der Prinzessin Lamballe*) in nächste Aussicht gestellt. Hebert bewirkte ihr noch einen weitern Jahrgehalt von 25,000 Livres.**) Gegen den Minister la Porte äußerte der König: „Wie viel hat Stephanie Luise ausgestanden! Ihr Zustand erfordert noch viele Sorgfalt; ich finde

*) Diese war aber ja schon längst nach Paris zurückgekehrt.

**) Das muß doch wohl vor der Gefangennehmung des Königs geschehn sein, obgleich die Verfasserin sagt, Hebert, der am 2. September fiel, habe seine letzten Tage darauf verwandt. Die Erzählung leidet hier, wie so häufig, an großer Unklarheit.

nicht, daß sie ganz wieder hergestellt ist. Sie hat das Leben bisher nur von der bösen Seite gekannt; nun soll sie durch mich das Glück genießen, welches sie in der Liebe ihrer Eltern sich wünschte." Auch bezeichnete er ihre Anerkennung besonders als Lohn ihrer Aufführung und der bei mehrern Gelegenheiten bewiesenen Anhänglichkeit an seine Person. Diese letztere sollte sie bald von neuem bewähren.

„Den 9. August*) war ich auf der Reitbahn, als sich das Gerücht verbreitete, der König sei bedroht. Sogleich flog ich zu den Tuilerien, und stellte mich, so nahe ich konnte, an meinen Wohlthäter. Wir befanden uns daselbst in nicht großer Zahl; unsere Absichten waren so wenig feindlich und wir so wenig zum Angriff geneigt, daß die meisten von uns nur ihre Degen hatten; wir wünschten nur vor dem Könige zu sterben, falls man bis zu ihm dringen sollte. Als er zur Nationalversammlung sich begab, wollten wir ihn begleiten, er aber verbot es. Da ich sein Leben in Sicherheit sah, bahnte ich mir den Weg durch tausend Hindernisse, ich kann wohl sagen durch tausend Tode. Da der König gerettet war, und ich alles zu Ende glaubte, kehrte ich zu meiner am andern Ende von Paris gelegenen Wohnung ganz ermattet und getröstet zurück, als der Donner der Kanonen mir die Nähe des Ungewitters verkündete, das ich verzogen gewähnt hatte. Es ging das falsche Gerücht, man schieße auf die gesetzgebende Versammlung und den König. Obgleich ich zu diesem vorzudringen nicht hoffen durfte, kehrte ich nach den Tuilerien zurück. Bei meiner Ankunft verkündete mir das Schweigen der Kanonen die Beendigung des Kampfes. Tausend lärmende Stimmen belehrten mich, daß die königliche Familie gefangen,

*) Der 10. muß gemeint sein.

der Thron vernichtet sei. Mein zweitägiges Glück ward unter den rauchenden Trümmern begraben, und nach achtundvierzig Stunden voll glänzendster Hoffnungen begann für mich eine neue Reihe von Leiden."

In Paris gab man ihr den guten Rath, sich aus der Stadt zu entfernen; sie fügte sich demselben, obgleich man denken sollte, sie wäre bei ihrer Anhänglichkeit an die königliche Familie schon damals um die Erlaubniß eingekommen, die Gefangenschaft derselben theilen zu dürfen, was sie erst später vergeblich gethan haben will, nachdem sie mancherlei Leiden auf dem Schlosse ihres Freundes Jacquet bei Orléans ausgestanden. Das Haupt des Königs fiel. Da der Minister die Anweisungen auf ihre beiden Jahrgehälter nicht ausgefertigt hatte, so konnte sie nur eine kleine Summe Geld erhalten; aber der neue Minister rieth ihr, auf Ehescheidung zu klagen, wonach sie die Auszahlung ihres Jahrgehaltes, das eine Staatsschuld sei, leicht durchsetzen könne.

Die schrecklichen Leiden, besonders als Glied der Familie der Bourbonen, unter welchen sie endlich die Ehescheidung durchsetzte, können wir getrost übergehn. Ganz mittellos sieht sie, noch nicht völlig genesen, sich genöthigt, als öffentlicher Schreiber ihr Leben zu fristen. Nach dem 9. Thermidor kehrt sie nach Paris zurück, wo die Königin und die Prinzessin Elisabeth das Blutgerüst hatten besteigen müssen. Hier war ihre nächste Sorge, zur Unterstützung ihres in ärgste Noth gesunkenen Bruders etwas beizutragen und Zutritt zu der unglücklichen Tochter des Königs zu erlangen, welche der Vater ihr so dringend anempfohlen hatte. Nach endlosen Mühen gestattete man ihr endlich, Maria Theresia in Gegenwart ihrer Dienerin täglich in ihrem Gefängnisse zu besuchen. Aber auch dieser Trost ward ihr bald durch geheime Umtriebe geraubt. Während sie ihre Ansprüche auf das Vermögen ihres

Vaters und die von Ludwig XVI. ihr angewiesenen Jahrgehalte geltend zu machen begann, mußte sie mit Privatunterricht ihr Leben zu fristen suchen. Im Juni 1797 schien die Befreiung der Güter der Bourbonen von der Beschlagnahme endlich, nach so manchen vereitelten Hoffnungen, eine glückliche Wendung ihrer Verhältnisse herbeizuführen. Alle Bekannten näherten sich ihr wieder, ihre Einsamkeit verwandelte sich in einen kleinen Hofstaat, der ihr auf alle Weise schmeichelte. Doch der 18. Fructidor warf sie in die alte Unsicherheit zurück, da diejenigen, welche über ihre Angelegenheit zu entscheiden hatten, Frankreich verlassen mußten. Das Direktorium hatte ihr hundert Louisdors jährliche Rente zuerkannt, aber die Zahlung wurde ihr verweigert. Der Minister Letourneux drohte ihr, als sie darauf bestand, mit dem Gefängnisse, und befahl seinem Bedienten, sie herauszuwerfen. Und dieser Minister sollte über ihr unzweifelhaftes Recht entscheiden. „Ich endige diese Denkwürdigkeiten mit dem Jahre 1798", schreibt sie, „am ersten Tage des Frühlings, wie man sagt; denn der Unglückliche hat keinen Frühling. Ich endige sie, nachdem ich eben das Vorzimmer des Ministers Letourneux verlassen, nicht in einem Anfall von schwarzem Menschenhasse, sondern in der natürlichen Stimmung einer gebeugten Seele, die in allem, was sie betrifft, nur den Triumph des Lasters wie den Mißbrauch der Kraft zur Unterdrückung der Schwachen gesehen hat." Die gewaltsamen Menschen haben ihr alles geraubt, nur ihre Ehre und ihren Muth haben sie ihr nicht zu entreißen vermocht, und ihre Seelenstärke würde hinreichen, sich dem sie umringenden Unglück zu entziehen, wäre nicht auch ihre Gesundheit untergraben. So entläßt sie denn den Leser mit der Ungewißheit, ob eine erfreulichere Zukunft ihr beschieden oder sie dem Verderben verfallen sei. „Das Schlachtopfer ist bereit und bietet sich dar;

möge es nur nicht durch einen zu langen Todeskampf gequält werden!"

Vor Goethes Seele mußte diese mit so vielem Gemeinen und Widerlichen versetzte, durch leere Ruhmredigkeit einer in hohlen, auf Rührung schwacher Herzen ausgehenden Abenteurerin entstellte Geschichte eine edlere Gestalt annehmen, damit sie zu einer ergreifenden, in reinem Flusse ablaufenden Handlung sich entwickle, und insonderheit mußte die Heldin alles abenteuerliche Wesen abstreifen, zu einer in jeder Beziehung edlen, echt fürstlichen Jungfrau, einer wahrhaft edelgeborenen und edelgesinnten werden, welche beide Bedeutungen der Grieche in das Wort εὐγενής legte, wovon Goethe die Bezeichnung seiner Fürstin hernahm. Und dieser Name muß uns um so bedeutsamer sein, als er der einzige ist, welcher im ganzen Stücke erscheint, da die übrigen Personen alle nur von ihrem Stande allgemein bezeichnet sind.*) Eugenie mußte edle Kraft und Würde in sich vereinen, die ihr jede Entwürdigung unmöglich erscheinen lassen, so daß sie den Tod der Entehrung vorzieht. In ihrer schrecklichen Lage muß sie alle Mittel, welche die Ueberzeugung von dem nothwendigen Siege des Rechtes ihr eingibt, muthig ergreifen, und als sie diese alle erschöpft hat, endlich in dem Wirken für das dem Verderben entgegengehende Vaterland ihren Beruf finden, was sie auch in das ihr aufgedrungene mittlere Verhältniß gefaßt sich fügen läßt, welches freilich ihrer hohen Abkunft nicht gemäß ist, aber

*) In Goethes Jugendzeit hatte die Eugénie von Beaumarchais (1767) auch in Deutschland großen Beifall bei allen empfindsamen Seelen gefunden. In der Erzählung der Frau von la Roche Schönes Bild der Resignation (1795. 1796) spielt eine Eugenie die Hauptrolle, woher diese auch in der französischen Uebersetzung den Titel Eugénie ou la resignation führt.

ihrer Ehre um so weniger etwas anhaben kann, als sie die größte Selbständigkeit sich darin zu erhalten weiß. Eine so schreiende Unterdrückung aller Freiheit, wie die in den Memoiren geschilderte erzwungene Ehe, worin das unglückliche Opfer, das dazu noch ein Kind ist, jede freie Bewegung verliert, darf der wahre Dramatiker nicht zur Darstellung bringen, nur der verdorbenste Geschmack und die maßloseste Ueberreizung kann an einer solchen geistigen Erstickung auf der Bühne Gefallen finden. Demnach mußte die sich ihr darbietende Ehe mit Ausnahme des Standesunterschiedes ihrer durchaus würdig, der Bewerber von wahrer Liebe, die in der Geliebten eine Ergänzung des eigenen Daseins findet, durchdrungen sein, er die freie Selbstbestimmung und den Schmerz der Erwählten mit so zarter Schonung ehren, daß er sich selbst zur äußersten Entsagung bereit finden läßt. Mit dieser Ehe, die zunächst nur eine Scheinehe, ist alle äußere Noth Eugeniens gehoben, und es könnte ein weiterer Kampf für sie nur in dem Schwanken zwischen der Neigung und Abneigung liegen, die Ehe zu einer wirklichen zu erheben. So wenig aber eine vollständige Beruhigung Eugeniens in einer Scheinehe gefunden und ein würdiger Abschluß der Handlung in ihr gegeben ist, so wenig würde auch dieser Kampf bei Eugeniens hoher Seele uns allein zu fesseln vermögen; zur Darstellung, daß der reine Edelmuth des Mannes allmählich wahre Liebesneigung hervorrufe, dazu bedurfte es nicht der Beschwörung der hohen Fürstentochter. Hat nur das sehnsüchtige Verlangen, dem den Sturz drohenden Vaterland beizustehn, sie mit dem Gedanken befreunden können, einen solchen Ehebund zu schließen, in welchem sie ihren fürstlichen Ursprung verleugnet, so fordert die dramatische Entwicklung nothwendig, daß sie wirklich sich als Heldenjungfrau bewähre. Und hier tritt denn ein neuer Kampf ein. Ihre Neigung zu dem

edlen Manne wächst, und sie würde wirklich die Scheinehe zu einer wirklichen umgestalten, träte nicht die Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten hindernd dazwischen. Der Gerichtsrath hat sich dem Volke angeschlossen, mit welchem er dem faulen Königthum entgegentreten will; Eugenie dagegen muß sich der bedrängten Monarchie annehmen, und wirklich als rettender Engel dem König erscheinen, der sie so sehr verkannt hat, sie muß den Thron auf festern Grundsätzen herstellen, wobei auch das Recht des Volkes seine Anerkennung und Sicherung findet. Von den mancherlei Leiden, welche die unglückliche Prinzessin Conti nach dem 18. Januar 1774 duldet, konnte Goethe demnach nichts gebrauchen, nur zwei Züge boten sich ihm gleichsam als glückliche Wegweiser dar. Zunächst das Landgut des Herrn B.... zu Consance. Eugenie meidet die große Stadt und zieht sich nach dem einsamen Landgute zurück, wo sie sich ganz dem ländlich-bürgerlichen Leben widmet. Hierher kommt auch der Gerichtsrath, aber auch die gegen den Thron Verschworenen finden sich hier zur Berathung ein, und der Gerichtsrath kann sich nicht enthalten, ihr den Plan zum Umsturz zu entdecken, wodurch er Eugeniens höchstes Entsetzen hervorruft. Der zweite Punkt, dessen sich der Dichter bedienen konnte, ist das wirkliche Auftreten der Prinzessin Conti zur Seite des von der Wuth der aufgeregten Menge bedrohten Königs. Goethes Eugenie sollte aber nicht allein den König, sondern auch die Monarchie schützen, ja diese endlich wieder sicher herstellen, wobei ihr selbst die ehrenvollste Anerkennung zu Theil wird, da sie ihre fürstliche Abkunft auf heldenmäßige Weise bewährt hat.

Wie die Heldin und ihr Gatte in viel würdigerer Weise als in den Memoiren hervortreten, so mußten auch die übrigen Personen gehoben werden. Besonders durfte die Hofmeisterin, an

der eine Eugenie so innig hängt, die sie zur Jungfrau erzogen nicht das habgierige Geschöpf sein, welches uns in der Delorme entgegentritt; sie muß, gezwungen durch die Bedrohung des Lebens ihres geliebten Zöglings, ihren schrecklichen Auftrag vollziehen. Ihr Geliebter erscheint in der Wirklichkeit edler als im Drama, da Jacquet sich an den Schurkereien nicht betheiligte, die er erst beim Tode der Delorme erfuhr, aber der Dichter bedurfte eines solchen rücksichtslosen, von der Gewinnsucht und der Anhänglichkeit an die Person des wilden, entarteten Sohnes des Herzogs gefesselten Mannes, um das Werk der Finsterniß durchzusetzen, und dieser schlaue, gegen seinen eigenen Herrn gerichtete Sekretär bildet in dem Gemälde der allgemeinen Verderbtheit einen höchst bezeichnenden Charakter. Der Weltgeistliche hat freilich mit jenem Pfarrer von Viroflay gleiche Schuld, ja er vermehrt diese durch die Art, wie er dem Herzog mit der schrecklich ausgeführten Schilderung des Todes seiner geliebten Tochter das Herz zerreißt, aber die Stimme des Gewissens ist in ihm doch nicht ganz erstickt, und er gewinnt uns durch die schmerzliche Sehnsucht nach seiner verlorenen Unschuld und Seelenruhe. Dazu kommt, daß wir in ihm ein lebendiges Bild haben sollen, wie das allgemeine Sittenverderben auch diesen Stand angefressen hat, dessen Bestimmung die Erhebung zu einem frommen, gottseligen Leben ist.

Zur Vereinfachung der Handlung bedurfte der Dichter mancher Veränderungen. Wenn in den Memoiren die Herzogin von Mazarin sich mit dem wilden, ausschweifenden, ruchlosen Sohne des Prinzen zum Untergang ihrer Tochter verbindet, so schien eine solche Häufung der Verbrechen dem Dichter übermäßig. Durch die Annahme ihres kurz vorhergegangenen Todes gewann er eine sehr passende Veranlassung für den Herzog, sein Geheimniß

zu entdecken, wobei er aus den Memoiren die Sorge der Herzogin beibehalten konnte, durch die Entdeckung des Geheimnisses ihren Ruf zu beflecken. Die lange Vorbereitung auf die Anerkennung der Prinzessin wird einfach dadurch abgeschnitten, daß der Herzog seine Tochter gleich auf der Jagd nach dem unglücklichen Sturze dem König vorstellt und dieser ihm die feierliche Einführung als Prinzessin von Geblüt an seinem nahen Geburtstag zusichert. Die Memoiren lassen die Unglückliche zwischen dem Kloster und der Heirat wählen, wobei sie einer weiten Darlegung bedürfen, wie man sie vom Kloster zurückgehalten und endlich wieder herausgelockt. Goethe läßt die Verbannung nach den Inseln über Eugenien verfügen; die einzige Bedingung, unter welcher sie im Vaterland bleiben darf, ist die Schließung einer bürgerlichen Ehe, welche ihr alle Ansprüche auf ihre Geburt raubt. In ihrer Noth entdeckt die Hofmeisterin, die nur im letztern Falle Rückkehr für sich selbst hoffen kann, sich dem Gerichtsrath, der, von Liebe zu Eugenien ergriffen, ihr seine Hand anbietet. Daß Eugenie nicht dem Bruder allein, sondern politischem Parteistreit zum Opfer fällt, der König selbst in ihre Verbannung willigt, ist eine höchst glückliche, das Ganze hebende Wendung.

Der Dichter hat der Handlung den Hintergrund des Umsturzes eines sittlich vermoderten Reiches gegeben, in welchem solche Gewaltthaten sich ereignen konnten. Hierin gingen ihm schon die Memoiren voran, die aber nicht die Herstellung der gestürzten Monarchie berichten konnten. Schwebte Goethe hierbei auch Frankreich vor, wo die wirkliche Geschichte spielt, so hat er doch die Handlung ganz über den Kreis eines bestimmten Landes emporgehoben, alle Hindeutungen auf bekannte Oertlichkeiten und bestimmte geschichtliche Personen gemieden, welche sonst so leichte Mittel zur Veranschaulichung der Darstellung bieten.

Nicht allein ſind die Inſeln und die Hafenſtadt nicht näher bezeichnet, ſondern nichts erinnert an ein beſtimmtes Land, ſelbſt der König trägt keinen Namen. Der König, welcher in den Memoiren die Prinzeſſin anerkennen will, iſt Ludwig XV.; ihre Verheiratung fällt noch vor deſſen Tod, die wirkliche Anerkennung erfolgt unter deſſen unglücklichem Nachfolger. Goethe mußte in der ganzen Trilogie einen und denſelben König haben, und hier hätte er ſich nur für Ludwig XVI. entſcheiden können. Eine ſolche Abweichung von den zu Grunde liegenden Memoiren würde er ſich unbedenklich geſtattet haben: allein ihm galt es, eine rein dichteriſche Wirkung hervorzubringen, und ſo entſagte er jeder Anknüpfung an bekannte Perſonen und Oertlichkeiten, im vollen Bewußtſein, daß es ihm auch ohne dieſen Behelf gelingen werde, die Darſtellung zu klarſter Anſchaulichkeit zu erheben, die Perſonen zu idealen, aber von ſelbſtändigem Leben erfüllten, in ſich vollendet ausgeprägten Geſtalten zu ſchaffen.

III. Haltung und Handlung der Trilogie.

Der Boden, auf welchem sich die Trilogie erhebt, ist die sittlich und politisch ausgehöhlte Monarchie. Für den Standpunkt des Dichters ist seine für unser Stück entworfene Nachweisung des Ganges von der absoluten Despotie bis zur Anarchie des Pöbels von höchster Wichtigkeit. Sie findet sich gleich nach dem Szenarium des zweiten Stückes, ist aber bisher völlig unbeachtet geblieben, nur daß Rosenkranz ihr eine entschieden falsche, den Worten widerstrebende Deutung gegeben hat. Der absolute Despotismus, der nur Intrigue und Gewalt kennt, gibt sich dem Genusse hin, und geht dadurch in die zweite Form des Despotismus über, den untergeordneten, welcher die Herrschaft des Herrschers ganz an sich zu ziehen und sie zum Vortheil der Ihrigen und zur Anhäufung des Besitzes zu verwenden sucht. Dieser Despotismus der Vasallenherrschaft, die den größten Theil des Besitzes in ihrer Hand vereinigt, drückt nach unten hin so gewaltig, daß sie das Bewußtsein der Noth hervorruft und die Gier der untern Stände nach Besitz weckt. Da sucht man denn durch Gewalt und List sich möglichst in Besitz zu setzen, und so wird, da die Grundsätze der Sittlichkeit schwinden, die Roheit herrschend, welche endlich mit dem untern Despotismus in Kampf geräth, wodurch denn alle Ordnung aufhört, der Pöbel in sei-

nem Hasse gegen alles Hohe seine Willkürherrschaft erhebt. Der Zustand, in welchem wir den Staat am Anfange der Trilogie finden, ist der des untern Despotismus, der, von wildester Besitzsucht ergriffen, kein Recht und keine Scheu kennt. Der König steht unter der Gewalt der Großen, die nach Willkür schalten; seine Milde steigert ihre Herrschsucht. Der Herzog wünscht, daß der König seine Herrschaft diesen gegenüber mehr wahre, und er tritt zur Partei der mit den grenzenlosen Ausschreitungen Unzufriedenen, wenn er sich auch nicht ganz vom Hof entfernt hält, wo er als Oheim des Königs eine der ersten Stellen einnehmen sollte. Der Tod der Fürstin, die bisher das Geheimniß von Eugeniens Abkunft zu bewahren gesucht, bringt ihn wieder dem Könige näher, von dem er die Anerkennung Eugeniens zu erlangen hofft. Schon hat er diesem angedeutet, daß er ihm nächstens eine vertrauensvolle Mittheilung zu machen habe, als die Jagd ihm das Geheimniß entlockt, das bereits längst für Hof und Stadt kein solches mehr gewesen, und der Sturz Eugeniens bewirkt ganz unerwartet die Vorstellung bei dem Könige, der die feierliche Anerkennung auf seinen nahen Geburtstag zusagt. Hier aber tritt zugleich das Zerwürfniß zwischen dem König und dem Herzog hervor, wobei Eugenie ihre höchste Verehrung des Königs und des Königthums ausspricht, die sie später so glänzend bewähren soll. Der Herzog verspricht der Tochter den zur feierlichen Handlung nöthigen Putz, für dessen Anschaffung er schon längst gesorgt, noch an demselben Tage zustellen zu lassen, doch unter der strengen Mahnung, den reichen Putzkasten, den er ihr zusenden will, nicht eher mit dem ihr sogleich anvertrauten Schlüssel zu öffnen, bis er sie wieder gesehen habe, niemand aber ein Wort von der Sache zu vertrauen. So scheiden sie nicht ohne schmerzliche Vorahnung ihres Unglücks.

Während der Herzog die Anerkennung Eugeniens zu beschleunigen sucht, hat dessen wilder, gegen die ihm ungelegene Schwester erbitterter Sohn seine Pläne nicht weniger eifrig betrieben, da ihm die Absicht seines Vaters nicht entgehn konnte, deren Erfüllung immer bedenklicher sich herannahte; hat er ja erkundet, daß die Schmucksachen zu der ersten feierlichen Erscheinung Eugeniens bei Hofe längst bereit stehen. Die Hofmeisterin soll Eugenien entführen, so daß sie und ihr Name ganz aus der Welt verschwinde. Vergebens will diese sich weigern, das Glück ihres geliebten Zöglings so grausam zu zerstören, die Drohung, daß sie hierdurch augenblicklich den Tod über sie bringen werde, raubt ihr jeden Widerstand; nur mit andeutenden Worten, deren Grund Eugenie in der Freude ihres Herzens gar nicht zu ahnen vermag, sucht sie dieser die drohende Gefahr nahe zu legen. Eugeniens begeisterte treue Anhänglichkeit an den König erhält in ihrem Sonett, das später für sie zeugen soll, ihren entschiedensten Ausdruck. Hiermit ist die eigentliche Exposition der Trilogie zu Ende; alle Fäden, die zur Entwicklung sich verschlingen, sind angeknüpft.

Von der wirklichen Entführung empfangen wir im dritten Aufzug Kunde, der uns die Mittel zeigt, wie man dem Herzog die Ueberzeugung vom Tode seiner Tochter beizubringen sucht. Wir sehen tief in die Schändlichkeit dieses Treibens und sind Zeugen von dem das innerste Herz krampfhaft ergreifenden Schmerze des gebeugten Vaters, der sich aber zuletzt wieder emporrafft, um Eugeniens würdig zu wirken. Wir vernehmen, daß der Sekretär mit zur Partei gehört, welche den König zur Erfüllung ihrer eigensüchtigen Zwecke mißbraucht. Erst im vierten Aufzug enthüllt sich, wie diese Partei den König dazu gebracht, den Befehl gegen das unglückliche Mädchen auszustellen, welcher

sie dem sichern Tode zuführt, wenn sie es nicht vorziehen sollte, durch eine bürgerliche Ehe allen Ansprüchen auf ihre Geburt zu entsagen. Auffallen könnte es, daß man hier nicht zu einem entschiedenern Mittel greift, nicht Eugenien wirklich tödtet und den Herzog nicht in Anklagezustand zu setzen sucht: aber die Schurkerei ist feige und hütet sich vor dem Aergsten, das sie leicht verrathen könnte; heimtückisch raubt sie dem Herzog seine Tochter, in der Hoffnung, dieser Schlag werde sein Leben so erschüttern, daß es in seinen Grundfesten wanke und er zu keinem kräftigen Wirken sich mehr ermannen könne.

Der vierte und fünfte Aufzug zeigen uns den bittern Kampf der auf den Sieg des Rechts hoffenden fürstlichen Jungfrau, die endlich, um dem Vaterland sich zu erhalten, dem um ihre Liebe sich bewerbenden Gerichtsrath zutrauensvoll sich überläßt. Die edelmüthig angebotene Hand des Gerichtsrathes weist sie zuerst dankbar zurück, weil es ihr unmöglich scheint, ihrer fürstlichen Geburt zu entsagen. Nachdem sie aber vergebens die Hofmeisterin gebeten, sie nicht dem grausamen Tode auf den Inseln zu überliefern, setzt sie zunächst ihre volle Hoffnung auf das Volk, da der Gerichtsrath die Berufung auf Recht und Gerechtigkeit als nutzlos in diesem außerordentlichen Falle bezeichnet hat. Sie erwartet, dieses werde sie mit Gewalt von der zu ihrem Tod gedungenen Hofmeisterin befreien, und so das zu ihrem Verderben gesponnene Netz zerreißen. Doch die Menge wagt keinen Schritt zu ihrem Besten. Wenn sie das Gericht und die natürliche Stimme des Volkes vergeblich angerufen hat, so erwartet sie jetzt von dem Manne der Waffen, dem jungen Militärgouverneur, dessen mannhafte und freie Seele nicht durch äußere, unehrenhafte Rücksichten gehemmt wird, sichere Verwendung; allein das verhängnißvolle Blatt in der Hand der Hofmeisterin fesselt auch

seinen Willen. So will sie denn im Kloster eine Zufluchtstätte suchen, doch auch dorthin dringt die mächtige Hand, der sie zum Opfer fällt, und so sieht sie auch von diesem heiligen Orte, der sonst jedem geöffnet ist, sich ausgeschlossen. Jetzt erst wagt sie, sich über den schrecklichen Befehl, der sie überall zurückweist, Gewißheit zu verschaffen, und zu ihrem Schrecken sieht sie, daß ihre Verbannung vom König selbst beschlossen ist. Verzweiflungsvoll will sie ihrem elenden Dasein ein Ende machen, als die Lust zum frischen Leben sie von diesem letzten Schritt zurückhält, und zugleich die Hoffnung erregt, noch ein Weg der Rettung müsse sich ihr zeigen. In ihrer Rathlosigkeit wünscht sie ein äußeres Zeichen, das sie leite, als ihr der Mönch entgegentritt, dessen Erscheinen sie als eine Fügung des Himmels betrachten muß. Aber seinem Rathe, nach den Inseln getrost hinüberzufahren, kann sie sich nicht fügen, seine Weissagung von dem Verhängniß des Vaterlandes trifft ihre Seele viel tiefer, und so sieht sie sich zum Entschlusse gedrungen, im Vaterland zurückzubleiben, in dem zu leben, für das zu wirken sie sich berufen fühlt, wobei sie die frohe Hoffnung ihrer Wiederherstellung nicht unterdrücken kann. So erklärt sie denn dem Gerichtsrath, daß sie bleiben wolle, wenn er sie als Schwester betrachten und ihr ein einsam gelegenes Gut zur Wohnung anweisen könne, und als dieser mit schwerer Ueberwindung seiner glühenden Leidenschaft sich zu dieser Entsagung bereit finden läßt, gibt sie ihm den schönsten Beweis ihres Zutrauens, indem sie ihren Willen ausspricht, ihre Verbindung vor dem Altar zu bekräftigen. Daß diese Ehe aber gerade doch nur eine Scheinehe sei, versteht sich nach allem von selbst. Hier, wo Eugenie aus Liebe zum Vaterland sich entschließt, ihrer Geburt vorab zu entsagen und einen Bürgerlichen als ihren Gatten anzuerkennen, schließt der erste Theil der Trilogie, der freilich nicht

als ein durchaus selbständiges Drama gelten kann, da er nicht allein am Schlusse auf eine weitere Entwicklung hindeutet, sondern auch die drei ersten Aufzüge für die eigentliche tragische Handlung der beiden letzten eine zu große Ausführung haben würden, wogegen diese bei einer trilogischen Verbindung in einem richtigen Verhältniß zum Ganzen stehen. Der Fortschritt der Handlung ist durchaus folgerecht; zwischen dem ersten und zweiten Aufzug liegt Eugeniens Rückkehr von der Jagd, zwischen dem zweiten und dritten Eugeniens gewaltsame Entfernung, jedenfalls mehrere Tage, wogegen der vierte Aufzug dem dritten ganz gleichzeitig ist, dem fünften nur Eugeniens vergeblicher Anruf an das Volk vorhergegangen gedacht wird. In Bezug auf die politischen Parteien und das Eingreifen von Eugeniens Bruder zeigt sich in den drei letzten Aufzügen eine Abweichung von den zwei ersten. Die Sprache des Dramas ist zu höchster Feinheit der Bezeichnung erhoben, aber zum Theil dem vornehmen Tone der höchsten Stände und der nüchternen Aufklärung der Zeit angemessen. Nur an einzelnen Stellen dürfte eine gewisse Gezwungenheit, Uebersättigung und Kälte des Ausdrucks auffallen, wozu der Dichter dadurch veranlaßt wurde, daß er meist den vornehmen Ton einer überbildeten, glaubenslosen Zeit nachbilden mußte.

Das zweite Stück führt uns in die erste Phase des Umsturzes. In genauester Anknüpfung an das erste Stück treffen wir zunächst die eben zurückgekehrte Hofmeisterin in einer Unterredung mit dem Sekretär, der mit der Art, wie man Eugenien untergebracht, ganz zufrieden ist; zugleich schildert er, wie man dafür gesorgt, daß an den Herzog kein Brief habe gelangen können. Da die Hofmeisterin die gewünschte Heirat nun mit Recht fordern darf, so sieht der Sekretär sich veranlaßt, die jetzige politische Lage zu schildern, welche es noch wünschenswerth erscheinen

genommen werden darf, den die Bergpartei dem Worte beilegte, um die Girondisten zu verdächtigen, vielmehr deutet er auf die wirkliche Ansicht dieser hin, die als gemäßigte Republikaner nur eine geordnete Freiheit wünschten. Dagegen verfolgen die drei andern hier auftretenden Personen ihr Sonderinteresse und trennen sich von dem Streben nach allgemeiner, die Rechte aller anerkennender und schützender Freiheit. Der Sachwalter möchte den ganzen Besitz an sich reißen, ohne irgend der bisherigen Besitzer zu achten, der Soldat dringt auf Einheit mit einem obern Verbindungspunkt, wobei aber die Gewalt der Massen das Zepter führen soll, der Handwerker endlich will völlige Vernichtung aller höhern Klassen, die vollständigste Gleichheit.*) An eine Vereinigung dieser widerstrebenden Ansichten, die hier zum erstenmal aufeinander stoßen, ist nicht zu denken; die Parteien gehen in Streit auseinander. Auf Eugeniens Frage nach der Ursache der raschen, wie es scheine, in Streit erfolgten Trennung entwirft der durch die Erfolglosigkeit der Versammlung aufgeregte Gerichtsrath ein allgemeines Bild der Parteien, die er noch zu vereinigen hofft. Eugenie dagegen möchte ihn gern von diesem politischen Treiben ganz abbringen, weshalb sie die Anmuth des ländlichen Besitzthums hervorhebt, in dessen thätiger Pflege und Förderung sich der Mann verewigen könne. Da aber der Gerichtsrath dazu keine Neigung fühlt, so deutet sie auf das Glück eines liebenden Paares in einem solchen Besitzthum fern von der wogenden Welt hin, und führt so die Unterhaltung auf den Punkt zurück, auf welchem sie durch die Ankunft der Gäste unterbrochen

*) Vor den Worten: „Gewaltsames Nivelliren. Zerstörung der einen Partei", ist das die Rede des Handwerkers bezeichnende H. durch Versehen ausgefallen.

worden war. Der Gerichtsrath gibt seiner Neigung nach und es kommt zur Umarmung und zum Bekenntniß, daß sie sich ganz ihm hingegeben fühlt. Da aber der Geliebte den Wunsch, ihrer ganz würdig zu sein, nicht unterdrücken kann und sich zu dem Geständniß seiner Hoffnung auf eine höhere Stellung im Staate in Folge der politischen Erhebung hinreißen läßt (aus den Girondisten wählte Ludwig XVI. im März 1792 seine Minister), so geräth Eugenie über dieses Streben, in der Bewegung sich emporzuschwingen, in Entsetzen. Seine nähere Erklärung, wodurch er sie zu beruhigen meint, vermehrt nur ihren Abscheu, da sie in die Tiefe gährender Ehrsucht schaut. Vergebens bietet sie ihm ihre ganze Neigung dar, wenn er sich von der politischen Laufbahn zurückziehe, sie will ihm das Recht des Kusses gestatten, nicht ohne Hindeutung auf engste Verbindung; im Kampfe beider Leidenschaften, der Ehrsucht und Liebe, siegt zur tiefsten Beleidigung von Eugeniens sehnsüchtigem Herzen die erstere. Der Gerichtsrath entfernt sich, nicht ohne vorher seinen bittersten Schmerz, einem solchen Glück entsagen zu müssen, lebhaft geäußert zu haben. Eugenie aber, welche auf diese Weise zur Einsicht gekommen, wie mächtig die politische Gährung um sich greife, fühlt sich unwiderstehlich getrieben, sich selbst in die Fluten der Bewegung zu stürzen, um dem König und ihrem Vater, die trotz der drängenden Gefahr selbst einander entgegenwirken, zur Seite zu stehn.

Von dem dritten Aufzuge fehlt uns das wohl gar nicht ausgeführte Schema, so daß wir auf das bloße, keine volle Gewißheit über den Inhalt bietende Szenarium beschränkt sind. Der größte Theil des Aufzuges spielt auf einem Platze der Hauptstadt. Die Bewegung ist im Gange, der Herzog ist gegen den übel berathenen König aufgestanden. Der Weltgeistliche belehrt

dem Weltgeistlichen kommt. Zu dem Weltgeistlichen, den der Verlust seines durch Verbrechen erlangten Wohlstandes bitter schmerzt und zugleich die drohende Strafe in Furcht setzt, bildet der Mönch einen entschiedenen Gegensatz, da er nicht die nächste Zukunft, sondern die noch weitere Entwicklung des Umsturzes im Auge hat, da er nicht an sich, sondern an die allgemeine Lage denkt. Als darauf auch die Hofmeisterin und der Sekretär ins Gefängniß wandern müssen, da ergreift den Weltgeistlichen die bitterste Wuth über diese Menschen, die ihm seine glückliche Unschuld durch ihre Verführung geraubt (im Grunde gilt sein Vorwurf nur dem Sekretär), und er muß seine Schuld an Eugeniens Verderben verzweiflungsvoll gestehn, wodurch denn auch in den übrigen die Erinnerung an die so unglückliche als jeder Liebe, jedes Glückes werthe Prinzessin wachgerufen wird. Da tritt Eugenie selbst unerkannt als Adjutant des Herzogs ein, um sich von dem Zustand der Gefangenen zu überzeugen. Von diesem Auftritte wissen wir nur, daß er mit einer „begeisterten Rede des Mönchs" begann; denn mit dieser Andeutung bricht das Schema ab. Da von irgend einer vorhergehenden Rede Eugeniens keine Andeutung sich findet, so müssen wir wohl annehmen, der Mönch kümmere sich nicht um die Ankunft des herzoglichen Adjutanten, sondern spreche, von wärmster Begeisterung getrieben, seine Ueberzeugung aus, daß die fürstliche Jungfrau zum Segen des Reiches zurückkehren und Ruhe und Frieden auf sicherer Grundlage herstellen werde. Hieran schloß sich wohl ein kurzes Gespräch zwischen Eugenien und dem Mönche, worin diese den Wunsch aussprach, die Weissagung möge in Erfüllung gehn. Am Schlusse trat nun noch der Handwerker auf, auch dieser keineswegs als Gefangener, sondern als ein zu Ansehen und Macht gelangter Mann der Bewegung, der im Gegensatz zu Eugenien völlige Gleichheit, die

Vernichtung alles Standesunterschiedes und jeder nicht vom Volke stammenden Gewalt verlangt.

Beim fünften Aufzug sind wir wieder auf das bloße Szenarium beschränkt, das uns, wie Viehoff, der sogar das deutlich im Schema Ausgesprochene nicht überall erkennt, ganz rathlos lassen würde, wären wir nicht durch das Vorhergehende über den Charakter der auftretenden Personen und die nothwendige Entwicklung aufgeklärt. Der Ort der Handlung ist gar nicht angegeben, aber unmöglich kann das Gefängniß des vorigen Aufzuges beibehalten sein; wir haben uns ein öffentliches Gebäude, wohl das Stadthaus, zu denken, das in der französischen Umwälzung eine so bedeutende Rolle spielte. Zunächst finden wir die beiden am weitesten in ihren Forderungen gehenden Personen, den Handwerker und den Sachwalter, von denen der eine alles gleich machen, der andere alle Vortheile der bisherigen Besitzer an sich reißen und diese selbst vernichten möchte. Der „pfiffige" Sachwalter entfernt sich, um das Volk zu weitern Forderungen und dem entschiedensten Umsturz aufzustacheln. Zu dem Handwerker tritt nun der Gerichtsrath, der beim Herzog wirklich zu der hohen Stellung gelangt ist, welche sein von dem Bewußtsein der in ihm liegenden Kraft eingegebener Wunsch sich ersehnt hat. In ihrer Unterredung spricht sich die entgegengesetzte Ansicht beider entschieden aus. Der Gerichtsrath will allen gerechten Forderungen des Volkes Rechnung tragen, wogegen dem Handwerker der jetzige Zustand der Dinge so wenig genügt, daß ihm alles bisher Errungene ein leeres Nichts scheint; der vollendete Umsturz alles Bestehenden, die durchgeführte Volksherrschaft ist das Ziel, wonach man rücksichtslos vordringen müsse. Eugenie erscheint, wahrscheinlich um den Gerichtsrath zum Herzog abzurufen, der seines Rathes und Beistandes augenblicklich dringend

Auswanderung überall mit entschlossenem Muthe und klarer Einsicht für das allgemeine Wohl besorgt ist, so hält sich Eugenie mannhaft im Kampfe mit ihrem Geschicke und rettet in der hochgehenden Brandung der zum Umsturz wüthend andringenden Massen den Bestand des Staates. Wenn Goethe auch hier für die erbliche, auf Recht gegründete Monarchie, für die innigste Verbindung einer starken Regierung mit individueller Freiheit in die Schranken tritt, so ist dies der feste Boden, in welchem seine politische Ansicht immerfort wurzelte. Und hierin hat er den echten neuerdings so glänzend bewährten deutschen Sinn so innig gehegt, wie irgend ein anderer unserer Dichter, selbst Uhland nicht ausgenommen. Freilich im einzelnen sich die Herstellung eines solchen Königthums, bei welchem auch die Rechte des Volkes unverbrüchlich gesichert seien, zu entwickeln war ihm nicht gegeben, und ein gewisses Mißbehagen, hierauf näher einzugehn, mag mitgewirkt haben, ihn selbst von der Vollendung des Schemas abzuhalten; denn den Forderungen des Gerichtsrathes mußte doch auf irgend eine Weise Rechnung getragen werden, was ohne Einfluß des Volkes auf die Regierung unmöglich geschehn konnte. Oder müßte man wirklich annehmen, der Gerichtsrath sei durch die gemachten Erfahrungen bekehrt worden, und Eugenie sollte die reine, ausschließliche Monarchie auf den Pfeilern der Kraft und des Rechtes begründen, dessen Verletzung sie selbst so bitter empfunden hatte? Als sie den Gerichtsrath im vierten Aufzug um Schutz gegen ihre Unterdrückung anfleht, muß dieser noch gestehn, daß das Recht nicht in die höhern Kreise zu dringen vermöge, und er gibt das als eine Nothwendigkeit zu. Im zweiten Stücke konnte er unmöglich noch auf diesem beschränkten Standpunkte stehn, er mußte, wie Eugeniens natürliches Gefühl, ein allen gemeinsames Recht fordern, die Unterdrückung jeder Willkür, wie sie die königs-

lichen lettres de cachet übten. Daß gegen die Wiederkehr einer solchen Willkürherrschaft das Volk gesichert sei, von einer solchen Forderung konnte doch der Gerichtsrath auch zuletzt nicht ablassen, wenn anders eine wahre Beruhigung und feste Begründung erreicht werden sollte. Aber die Lösung dieser Aufgabe war dem Dichter wohl noch nicht klar, wie er auch die dramatische Bewältigung der Anarchie noch nicht gefunden haben dürfte. Was man von einer Auflösung des Stückes zu Gunsten der Stände gefabelt, beruht auf völliger Mißkennung der Absicht unseres Dichters, der freilich immerfort der Aufhebung des Adels, als der Stütze einer kräftigen Monarchie, entgegen war und, wie wenig aristokratisches Gelüste er auch in sich verspürte, doch auf Erhaltung fürstlicher Abstammung drang. Seine Eugenie ist hiervon ein redendes Zeugniß, wenn diese uns auch auf der andern Seite zeigt, daß eine bürgerliche Ehe für den Adel keineswegs als Entwürdigung gelten kann, da sie selbst, die hochfürstliche Jungfrau, einer solchen im zweiten Stück ganz geneigt scheint. Unmöglich konnte Goethe hierin seine in Wilhelm Meisters Lehrjahren entschieden ausgeprägte Ansicht geändert haben. Auch die Ballade Wanderer und Pächterin vom Jahre 1802 oder 1803 beruht auf dieser Ansicht, wogegen wir die Legitimität in der Ballade vom vertriebenen Grafen (1816) gefeiert sehen.

mißrathenen Sohnes sich ungesucht darbietet, so hat der Dichter auch gleich in den beiden ersten Reden das Verhältniß des Herzogs zu seinem Neffen dem Könige kurz anzudeuten und die Lage des Ortes zu bezeichnen gewußt. Die Bitte um die Anerkennung der Tochter als einer Prinzessin von Geblüt führt den Vater zu einer Hervorhebung ihrer Vorzüge, die er sorgsam zu pflegen gesucht*), und in leichtem Uebergang gesteht er, daß der König sie selbst heute in seiner Nähe gesehen, wodurch wir wieder auf die Entfernung des Königs und des Herzogs von der Jagd hingewiesen werden. Die Lust der Jagd hat sie in die Weite auf falscher Fährte hingerissen, und Eugenie wird sich unglücklich fühlen, sich so lang von der Seite des Königs entfernt zu sehn.**)

Zweiter bis fünfter Auftritt. Der Hauptjagdzug hat indessen in der Nähe den Hirsch erlegt; zu ihm gehört der Graf, welchem der König, auf den er zueilt, schon aus der Ferne ruft, was der Zusammenlauf an jener Felsenwand bedeute. Durch ihn werden wir nicht allein von dem Unglücksfall unterrichtet, sondern

---

Komma getrennt oder unverbunden sind. — Störend ist, daß als im folgenden Verse in anderm Sinne als in diesem steht.

*) Ganz unbefugt schreibt Strehlke statt „des Gegenwärtigen" (nach Goethe beliebter Weise für „der Gegenwart") „des gegenwärtigen", wozu er aus dem folgenden „Glücks" ergänzt. Dieser Gebrauch des sächlichen Geschlechts ist besonders unserm Drama geläufig.

**) Jenes Ufer deutet nicht darauf, daß der König auf der andern Seite des Flusses sich befinde, vielmehr sind alle, wenn auch weniger hastig dem Hirsche nachgestürzt. In der Lebhaftigkeit der Darstellung wird mit jener der Ort des Ufers, wohin die Jägerin übersetzte, der Erinnerung vorgehalten. — Ziel, der verabredete Zusammenkunftsort, am Ende der Jagd, von dem sie sich verirrt hat. — Statt „verdrossnen Muthes" schreibt die Ausgabe letzter Hand nach ihrer nicht streng durchgeführten Weise „verdrossnes Muthes" u. ä., so auch kurz vorher „entferntes" statt „entfernten", „mir Glücklichem" statt „mir Glücklichen".

wir vernehmen auch, das Geheimniß der Abkunft der ritterlichen Jungfrau sei längst aller Welt enthüllt.*) Nachdem Eugenie wiedererstanden, eine Szene, in welcher die wechselseitige Liebe zwischen Vater und Tochter ihren bewegtesten Ausdruck erhält, entfernt der König sein Gefolge, um das Geheimniß sogleich förmlich in Gegenwart der Tochter zu vernehmen und die feierliche Anerkennung in allernächster Zeit zu versprechen.**) Hier tritt denn Eugeniens tiefes Bedürfniß wärmster, sich ganz hingebender Verehrung auf das entschiedenste hervor, und besonders das reinste Gefühl für die Erhabenheit königlicher Majestät, das wohl nirgendwo einen innigern Ausdruck gefunden hat. Daß der König sie als Nichte anzuerkennen nicht ansteht, ist ein im Augenblick sie so überraschendes, wenn auch längst ersehntes Glück, daß sie, vom Gefühl überwältigt, vor dem König beschämt niedersinkt, der sie, nachdem er der Bescheidenheit und demüthigen Ergebenheit ihr Lob gespendet, durch das Zeichen vertraulichster Liebe zu sich heranhebt.***) Wenn der Herzog seinen Dank für eine solche ihm selbst unerwartete Gabe kräftig ausspricht, so weiß Eugenie nur

---

*) In der Rede des Grafen bezeichnet den Jagdgebrauch vollenden das Ertönen des das Darniederliegen des Hirsches bezeichnenden Hallali oder Halali, auch Hahali. Weiter ist erschien statt erschein' ein von 1816 bis nach dem Tode des Dichters fortgepflanzter oder vielmehr in erschien' geschlimmbesserter Druckfehler.

**) Der Gegensatz des Glückes zum Gesetze deutet darauf, daß die uneheliche Tochter dem Herzog viel mehr Freude bringt als sein ehelicher Sohn. Ganz anderer Art ist der Gegensatz zwischen Natur und Gesetz IV, 1.

***) In der szenarischen Bemerkung „und drückt sie sanft an sich" war das Wort „sanft" seit 1816 durch Versehen ausgefallen. — Vorher wird der mit „So sei (offenbare Anrede) auch nun" anhebende Satz abgebrochen, und in anderer Wendung nach der Umarmung aufgenommen. Vorschwebt als Nachsatz „sei auch nun deiner höhern Stellung vollbewußt".

im Stande sei, das gewünschte Gute durchzuführen, welche Klage denn in die Aeußerung seiner innigsten Sehnsucht ausläuft, überall in seinem Reiche wahres Glück zu gründen und so eines wonnigen Bewußtseins zu genießen, für welches er gern seine Krone eintauschen würde. Am Ende des Auftritts wünschte man eine nähere dramatische Motivirung der Entfernung des Königs, die jetzt ohne irgend eine solche ausdrückliche Angabe erfolgt.

Sechster Auftritt. Die Andeutungen des Königs haben Eugenien so ängstlich aufgeregt, daß sie darüber Gewißheit haben muß, und wenn der Vater, wie sie ahnt, mit dem Könige in Zwiespalt ist, so will sie hier sofort als beiden gleich gewogene und gleich förderliche Vermittlerin erscheinen. Doch kann sie mit dem Verdacht gegen den Vater um so weniger beginnen, als dieser kaum in ihrer Seele sich zu regen wagt. Sie knüpft, nachdem sie das Glück ausgesprochen, welches sie dem König verdankt, an dessen letzte Rede an, bewirkt aber dadurch des Herzogs entschiedene Hervorhebung desjenigen, was den König zu einer so hohen Stelle unfähig macht und den Widerstreit derjenigen hervorruft, die es ernst und treu mit dem Throne meinen: doch läßt er es bei den allgemeinen, freilich Eugenien keine erfreuliche Aussicht gewährenden Bemerkungen bewenden, und bricht mit dem Bedauern ab, seiner Tochter, die erst allmählich die Einsicht in die Verhältnisse hätte erlangen sollen*), gleich beim ersten Tritt in die Welt den frohen, freien Blick trüben, die Seligkeit sorgloser Unschuld ihr verkümmern zu müssen.**) Diese dagegen fühlt sich

*) Darauf bezieht sich der Ausdruck, der sonderbarste Zufall (die auffallende Wendung des Gespräches) habe sie „auf einmal weggerissen nach dem Ziel".

**) „Deiner Unschuld heilges Vorgefühl" deutet auf die arglose Ahnung einer Welt hin, wo jeder nur das Rechte will und wohlwollend dem andern

erhoben durch den Gedanken, die Sorgen ihres Vaters erleichtern und an der Förderung bedeutender Dinge Theil nehmen zu dürfen.*) Der Herzog iſt innigſt gerührt von der Liebe des guten Kindes, das er leider ſo früh ſeinem Jugendparadies entreißen muß, wogegen ihm alle Hoheit verſchwindet. Scherzend lenkt Eugenie ab, um auf dasjenige zu kommen, was ihr nach Mädchenart jetzt beſonders wichtig dünkt, auf ihren Putz; denn des Königs Andeutung, daß er und der Vater dafür Sorge tragen werden, genügt ihr nicht. Er möge denn nur, meint ſie, getroſt an ihrer Hand in jene höhere Sphäre ſteigen, die ſich ihr ſo glänzend eröffne, und lächeln, wie es der Freude dieſer Stunde gezieme, wenn ſie ihm ihre höchſte Sorge jetzt mittheile. So bringt das, was ihr am Herzen liegt, ihre glänzende Ausſtattung ſie glücklich von dem traurigen Gegenſtande ab, der dieſer frohen Stunde nicht ziemt, ſo daß man faſt zweifeln möchte, ob die wirkliche Sorge für den Putz oder die Erheiterung des Geſprächs mehr Antheil an dieſer Erwähnung habe. Wir hören, daß der Herzog ſchon längſt für die Ausſtattung der Tochter geſorgt, mit deren Ueberſendung er ſie noch heute erfreuen wird, aber dabei muß er ihrer Neugier eine ſchwere Prüfung auflegen, ſie darf den Schatz vor ſeinem nächſten Beſuche nicht öffnen, da er, wie der König, ſtrengſtes Geheimniß wünſcht. Die Tochter ſchwört ihm dieſe zu, worauf er ſich nicht enthalten kann, um ſie hierin zu beſtärken,

---

zur Seite ſteht. Aber die Welt iſt eine „gedrängte Poſſe", wo jeder ſich beeilt und herandrängt, mit Zurückdrängung anderer ſein Spiel zu ſpielen, was doch im Grunde ſolchen Aufwandes von Mühe gar nicht werth iſt.

*) „Unüberwindlich-ungeheure" muß es heißen ſtatt „unüberwindlich, ungeheure". Vgl. oben S. 91**. Die Laſt iſt unüberwindlich und ungeheuer; die Unüberwindlichkeit wird eben durch das Ungeheure bewirkt. — Zerknirſchen iſt ſchärfer als zermalmen.

auf die Gefahr hinzudeuten, die ihnen von seinem eigenen wilden Sohne drohe, dessen gleichfalls schon der König gedachte. Doch die mit der Falschheit der Welt unbekannte, arglos liebevolle Tochter traut sich zu, daß sie den Bruder, wenn sie erst mit diesem Namen ihn nennen dürfe, auf andere Wege bringen werde, welche freudige Hoffnung ihr der Vater nicht verkümmern mag. Hier würde nun die Trennung gleich erfolgen können, wäre nicht noch ein Punkt zurück, der den Vater beim Abschied bedrängen und ihm die ernstlichste Mahnung eingeben müßte. Die Tochter selbst hat eben den Herzog um Verzeihung gebeten, daß ihre Verwegenheit ihm solchen Schrecken bereitet, aber damals konnte dieser unmöglich das Glück der Rettung durch eine solche Mahnung trüben. Jetzt aber, wo er scheiden soll, treibt es ihn, der schrecklichen Verzweiflung zu gedenken, in welche ihn der vermeinte Tod der Tochter versetzt hat, dessen Bild nie aus seiner Seele schwinden werde. Ihre Liebe möchte dieses traurige Bild gern ganz verscheuchen, ja in der ungehofften Rettung ein Pfand ihres Glückes erkennen, doch der Vater mahnt sie, nicht tollkühn sich der Gefahr hinzugeben. Die Tochter fordert männlichen Muth und Vertrauen ins gewogene Glück, kann aber nicht unterlassen, auch das nochmals hervorzuheben, was sie in Furcht setzt, des Herzogs Verhältniß zum Könige, dem er seine ganze Treue bewahren müsse. Der Herzog geht auf das letztere nicht ein, will aber dem Glück, das sich ihm diesmal so gewogen gezeigt, seinen Dank auf ewige Zeiten durch eine schöne Stiftung weihen*): bis zu seinen letzten hülfsbedürftigen Tagen will er diesen Zoll der Göttin bringen, die heute so segensvoll über ihm gewaltet.

*) Der Druckfehler „der stille (statt steile) Fels" ist seit 1816 fortgepflanzt, erst von mir weggeschafft worden.

Diese Erwähnung seines hülflosen Alters muß die Tochter noch weicher stimmen und sie die Möglichkeit, den Vater in Folge seines Zwistes mit dem König frühe entbehren zu müssen, lebhaft empfinden lassen. Hatte Eugenie bisher sich kräftig gehalten und sich Gewalt angethan, sich ganz heiter zu zeigen, so überwältigt sie jetzt um so mächtiger die Rührung, so daß sie in Thränen ausbricht. Hier ist es denn der Vater, der sie mit gutem Vertrauen auf das gewogene Schicksal stärkt und mit der freien Aussicht baldigen Wiedersehens.*)

So hat uns der erste Aufzug in die Verhältnisse vollkommen eingeweiht, die Hauptgestalten, der König, der Herzog und dessen Tochter, sind uns lebhaft vergegenwärtigt und wir haben zugleich einen Blick in die Zustände gethan, die uns eine Vereitelung der feierlichen Anerkennung fürchten lassen. Wird das Geheimniß bewahrt bleiben oder seine Enthüllung die Gegner zu schleichendem Gegenwirken aufrufen? Und wird der Zwiespalt zwischen dem Herzog und dem König nicht in verderblichen Streit ausbrechen?

Zweiter Aufzug.

Der Bruder Eugeniens wird zu rascher Entfernung derselben getrieben. Die Hofmeisterin muß selbst das Werkzeug dazu werden, da ihre Weigerung den augenblicklichen Tod ihres so geliebten Zöglings zur Folge hätte. Der Aufzug schließt un-

*) „Das Leben ist des Lebens Pfand", es gibt keine andere Sicherheit des Fortbestehens des Lebens als das Leben selbst, an das wir uns darum halten müssen.

mittelbar an den vorigen an; zwischen beiden liegt nur Eugeniens Rückkehr.

Erster Auftritt. Daß das Geheimniß längst verrathen ist, daß der Herzog durch die Art, wie er öffentlich die Tochter gezeigt, den Sohn herausgefordert, daß dieser alles erkundet hat, daß er selbst von der glänzenden Ausstattung weiß, und sich dadurch gedrungen fühlt, unverzüglich den entscheidenden Schlag zu thun, das erfahren wir gleich im ersten Auftritt. Der Sekretär des Herzogs, der Geliebte der Hofmeisterin, ist selbst mit dem Sohne im Bunde. Eben hat er der Hofmeisterin mitgetheilt, daß ihre Hoffnungen nun in Erfüllung zu gehn im Begriffe stehen, wenn sie nur selbst das Ihrige dazu beitragen wolle; diese aber will vom Verführer, den sie ahnt, nichts wissen, sie wendet sich von ihm ab, aus Furcht, von dem sonst so geliebten Manne sich berücken zu lassen.*) Vergebens ist die Hinweisung auf die erwünschte nahe Verbindung, die Hofmeisterin fühlt, was man dagegen verlange; vergebens schildert er den ihnen winkenden Wohlstand**), sie weiß, daß sie dagegen das Liebste, was die Welt für sie besitzt, Eugenien opfern muß.***) Der Erwiederung des Sekretärs, daß wir im Leben, wo es fortzukommen gilt, den

---

*) Den Druckfehler der ersten Ausgabe „mir nur (statt nun) zur Seite" hatte schon die zweite weggeschafft.

**) Die Erwähnung der Benutzung der angewiesenen Staatsgüter („allgemeines Gut") und der Uebertragung haftender Renten deutet auf einen ungesunden Zustand der mit dem Staatseigenthum willkürlich schaltenden Verwaltung hin.

***) „Der Gott der Welt", Reichthum, wie Schiller Geld „der Erde Gott" nennt. Das Sprichwort heißt: „Geld regiert die Welt." — „Die (statt Dich), die ich" hat sich aus der dritten Ausgabe auf die letzter Hand fortgepflanzt.

edelſten, im Herzen liebevoll gepflegten Gefühlen entſagen müſſen*), ſetzt die Hofmeiſterin den Vorwurf ſchmählichſten Verrathes des Herrn und kälteſter Grauſamkeit entgegen**), womit er ſie ſelbſt dem Verderben zutreibe, und als er, getroffen durch die letztere Bemerkung, ſie fragt, wie ſie an ſeiner warmen Liebe zweifeln könne, leugnet ſie dies, kann aber nicht begreifen, wie er von neuem zu einem ſolchen Plane gegen Eugenien ſich verſtehn möge, gegen den ſie ſich ſo entſchieden erklärt habe. Hier vernehmen wir denn, daß die offenbare Nähe der Gefahr den Sohn des Herzogs zur That dränge. Schon in einer frühern Zeit hatte er einmal einen Anſchlag gegen ſie gefaßt; darauf ließ der Herzog ſie öffentlich ſich zeigen, wodurch bald das Geheimniß allgemein bekannt ward, und ſeit dem Tode der Mutter, welcher das Kind verhaßt war (eine treffende Veränderung der Darſtellung der Memoiren), näherte er ſich wieder dem Hofe, nur um die Anerkennung vom König zu erhalten, zu deren Verhinderung der Sohn alles wagen muß, da in dieſer Zeit bei den Großen Habgier und Genußſucht das höchſte Geſetz ſind.***) So ſehen wir hier

---

) Vgl. Iphigenie IV, 4. — Das Mächtige, die Mächtigen, wie weiter unten und V, 7 das Waltende, ein Herrſchendes das Schickſal, die Vorſehung bezeichnen. Vgl. S. 92.

**) Nach fügeſt ſteht ein Gedankenſtrich ſtatt des nöthigen Punkts.

***) Der Vater neidet ihn dem Sohne, möchte die Braut des Sohnes beſitzen. — Der Sohn berechnet ſeines Vaters Jahre, meint, er habe nun lange genug gelebt und ſolle ihm endlich weichen, damit er Herr ſeines Beſitzthums werde. Aehnlich ſagt Ovid vom eiſernen Zeitalter (Met. I, 100), der Sohn forſche vor der Zeit nach des Vaters Jahren. — Die Worte „Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben", deuten auf Liebſchaften hin, worauf der Reiche ungemeſſene Summen verſchwendet, im Gegenſatz zu der von der Natur geſchenkten Schweſter, für welche er nicht den kleinſten Theil ſeines Vermögens miſſen möchte.

[illegible] welches die Unvorsichtigkeit des Herzogs [illegible]. Da der Sekretär jede weitere Erörterung [illegible] die Wohlmeinigkeit des Strebens von Eugeniens Bruder [illegible], in die Sache auf seinem Wege trotz der Hofmeisterin [illegible] will, so veranlaßt diese ihn durch die einleitende Be[illegible], was man denn von ihr verlange, den Plan der Entführung nach den Inseln zu enthüllen. Die Hinweisung des unvorsichtigen den Bestimmungsort verrathenden Sekretärs auf das [illegible] gewinnende Glück hat auf die Hofmeisterin keine Wirkung, sie nun einen neuen Einwand erhebt, indem sie darauf [illegible], daß Eugenie in dieses Netz nicht gehn werde; doch jener [illegible] es komme nur auf der Hofmeisterin entschlossenes Handeln an. In ihrer Bedrängniß findet diese kein anderes Mittel als [illegible] Bedenkzeit auszubitten, wodurch sie denn die Mittheilung des [illegible] hervorruft, was die Verschworenen in Erfahrung gebracht, und wodurch sie zur augenblicklichen Ausführung ihres Planes getrieben werden. Was Eugenie sorgfältig verschweigen soll, die Ausstattung zu ihrem feierlichen Erscheinen bei Hofe, ist schon verrathen, und alles spricht dafür, daß diese beim nahen Geburtstag des Königs erfolgen soll. So kann denn der Sekretär der Hofmeisterin nur bis zum Abend Aufschub gewähren. Da diese aber mit Berufung auf die Stimme des Gewissens alles für die Rettung ihres geliebten Zöglings wagen zu wollen erklärt, so vernichtet dieser jeden weitern Widerstand durch die Eröffnung, ihr Weigern werde nur das Allerschlimmste, plötzliche Ermordung, über Eugenien bringen, da man zu dem Aeußersten entschlossen sei.*) Der Versuch, die Sache dem König oder dem Herzog zu

*) Auffallend ist in der letzten Rede des Sekretärs V. 3 magst, besonders nach dem vorhergehenden gleichbedeutenden vermagst. — Die Worte

entdecken oder gar sogleich mit Eugenien zu ihnen zu fliehen, ist ihr damit auch abgeschnitten, da sie fürchten muß, ihren Schritt trotz aller Vorsicht, noch ehe sie ihren Zögling in Sicherheit gebracht, verrathen zu sehn.

Zweiter bis vierter Auftritt. Die Hofmeisterin sieht, damit beginnt ihr Selbstgespräch, daß das Verderben Eugenien augenblicklich unentrinnbar bedroht. Die einzige Möglichkeit einer Rettung liegt in Eugeniens freiwilliger Entsagung; aber auch diese kann sie ihr nicht einmal vorschlagen, da sie dazu ja den Plan der Verschworenen ganz enthüllen müßte, und sie fühlt wohl, wie wenig leise, gleich unwillkürlichen Ahnungen lautende Andeutungen eines drohenden Unglücks sie bewegen werden. In dem Selbstgespräch der Hofmeisterin*) sind die Verse „Um dich zu retten, muß ich, liebes Kind, dich deinem holden Morgentraum entreißen" nicht ohne Bedenken; denn nimmt man den „holden Morgentraum" eigentlich, so würde unser Aufzug am Morgen nach dem ersten spielen. Nun hat aber nicht allein der Herzog versprochen, noch heute Eugenien die Ausstattung zuzusenden, sondern es ist auch in jeder Beziehung viel angemessener, ja nach allem anzunehmen, daß wir Eugenien gleich nach der Rückkunft im ersten Gefühl ihres Glückes antreffen. Sollte aber der „holde Morgentraum" bildlich zu fassen sein, so hießen V. 4 f.: „Ich muß dich dem „Taumel deiner Freude" (V. 16) entreißen", woran

---

„du ganz allein" stehen mit Absicht am Anfang und Schluß der beiden aufeinander folgenden Verse.

*) V. 11 ist begegnen erst in der dritten Ausgabe (1816), wohl nur durch Versehen, in begegnet verändert worden. — Die Verbannung tritt als das weniger Harte, das man ihr wirklich bestimmt hat, unverbunden an den Schluß, aber an der bedeutsamsten Stelle des Verses, und für sich stehend, so daß begegnen auf Gefahr und Tod sich bezieht.

auf die Gefahr hinzudeuten, die ihnen von seinem eigenen wilden Sohne drohe, dessen gleichfalls schon der König gedachte. Doch die mit der Falschheit der Welt unbekannte, arglos liebevolle Tochter traut sich zu, daß sie den Bruder, wenn sie erst mit diesem Namen ihn nennen dürfe, auf andere Wege bringen werde, welche freudige Hoffnung ihr der Vater nicht verkümmern mag. Hier würde nun die Trennung gleich erfolgen können, wäre nicht noch ein Punkt zurück, der den Vater beim Abschied bedrängen und ihm die ernstlichste Mahnung eingeben müßte. Die Tochter selbst hat eben den Herzog um Verzeihung gebeten, daß ihre Verwegenheit ihm solchen Schrecken bereitet, aber damals konnte dieser unmöglich das Glück der Rettung durch eine solche Mahnung trüben. Jetzt aber, wo er scheiden soll, treibt es ihn, der schrecklichen Verzweiflung zu gedenken, in welche ihn der vermeinte Tod der Tochter versetzt hat, dessen Bild nie aus seiner Seele schwinden werde. Ihre Liebe möchte dieses traurige Bild gern ganz verscheuchen, ja in der ungehofften Rettung ein Pfand ihres Glückes erkennen, doch der Vater mahnt sie, nicht tollkühn sich der Gefahr hinzugeben. Die Tochter fordert männlichen Muth und Vertrauen ins gewogene Glück, kann aber nicht unterlassen, auch das nochmals hervorzuheben, was sie in Furcht setzt, des Herzogs Verhältniß zum Könige, dem er seine ganze Treue bewahren müsse. Der Herzog geht auf das letztere nicht ein, will aber dem Glück, das sich ihm diesmal so gewogen gezeigt, seinen Dank auf ewige Zeiten durch eine schöne Stiftung weihen*); bis zu seinen letzten hülfsbedürftigen Tagen will er diesen Zoll der Göttin bringen, die heute so segensvoll über ihm gewaltet.

*) Der Druckfehler „der stille (statt steile) Fels" ist seit 1816 fortgepflanzt, erst von mir weggeschafft worden.

Diese Erwähnung seines hülflosen Alters muß die Tochter noch weicher stimmen und sie die Möglichkeit, den Vater in Folge seines Zwistes mit dem König frühe entbehren zu müssen, lebhaft empfinden lassen. Hatte Eugenie bisher sich kräftig gehalten und sich Gewalt angethan, sich ganz heiter zu zeigen, so überwältigt sie jetzt um so mächtiger die Rührung, so daß sie in Thränen ausbricht. Hier ist es denn der Vater, der sie mit gutem Vertrauen auf das gewogene Schicksal stärkt und mit der frohen Aussicht baldigen Wiedersehens.*)

So hat uns der erste Aufzug in die Verhältnisse vollkommen eingeweiht, die Hauptgestalten, der König, der Herzog und dessen Tochter, sind uns lebhaft vergegenwärtigt und wir haben zugleich einen Blick in die Zustände gethan, die uns eine Vereitelung der feierlichen Anerkennung fürchten lassen. Wird das Geheimniß bewahrt bleiben oder seine Enthüllung die Gegner zu schleichendem Gegenwirken aufrufen? Und wird der Zwiespalt zwischen dem Herzog und dem König nicht in verderblichen Streit ausbrechen?

Zweiter Aufzug.

Der Bruder Eugeniens wird zu rascher Entfernung derselben getrieben. Die Hofmeisterin muß selbst das Werkzeug dazu werden, da ihre Weigerung den augenblicklichen Tod ihres so geliebten Zöglings zur Folge hätte. Der Aufzug schließt un-

*) „Das Leben ist des Lebens Pfand", es gibt keine andere Sicherheit des Fortbestehens des Lebens als das Leben selbst, an das wir uns darum halten müssen.

mittelbar an den vorigen an; zwischen beiden liegt nur Eugeniens Rückkehr.

Erster Auftritt. Daß das Geheimniß längst verrathen ist, daß der Herzog durch die Art, wie er öffentlich die Tochter gezeigt, den Sohn herausgefordert, daß dieser alles erkundet hat, daß er selbst von der glänzenden Ausstattung weiß, und sich dadurch gedrungen fühlt, unverzüglich den entscheidenden Schlag zu thun, das erfahren wir gleich im ersten Auftritt. Der Sekretär des Herzogs, der Geliebte der Hofmeisterin, ist selbst mit dem Sohne im Bunde. Eben hat er der Hofmeisterin mitgetheilt, daß ihre Hoffnungen nun in Erfüllung zu gehn im Begriffe stehen, wenn sie nur selbst das Ihrige dazu beitragen wolle; diese aber will vom Verführer, den sie ahnt, nichts wissen, sie wendet sich von ihm ab, aus Furcht, von dem sonst so geliebten Manne sich berücken zu lassen.*) Vergebens ist die Hinweisung auf die erwünschte nahe Verbindung, die Hofmeisterin fühlt, was man dagegen verlange; vergebens schildert er den ihnen winkenden Wohlstand**), sie weiß, daß sie dagegen das Liebste, was die Welt für sie besitzt, Eugenien opfern muß.***) Der Erwiederung des Sekretärs, daß wir im Leben, wo es fortzukommen gilt, den

---

*) Den Druckfehler der ersten Ausgabe „mir nur (statt nun) zur Seite" hatte schon die zweite weggeschafft.

**) Die Erwähnung der Benutzung der angewiesenen Staatsgüter („allgemeines Gut") und der Uebertragung haftender Renten deutet auf einen ungesunden Zustand der mit dem Staatseigenthum willkürlich schaltenden Verwaltung hin.

***) „Der Gott der Welt", Reichthum, wie Schiller Geld „der Erde Gott" nennt. Das Sprichwort heißt: „Geld regiert die Welt." — „Die (statt Dich), die ich" hat sich aus der dritten Ausgabe auf die letzter Hand fortgepflanzt.

edelsten, im Herzen liebevoll gepflegten Gefühlen entsagen müssen*), setzt die Hofmeisterin den Vorwurf schmählichsten Verrathes des Herrn und kältester Grausamkeit entgegen**), womit er sie selbst dem Verderben zutreibe, und als er, getroffen durch die letztere Bemerkung, sie fragt, wie sie an seiner warmen Liebe zweifeln könne, leugnet sie dies, kann aber nicht begreifen, wie er von neuem zu einem solchen Plane gegen Eugenien sich verstehn möge, gegen den sie sich so entschieden erklärt habe. Hier vernehmen wir denn, daß die offenbare Nähe der Gefahr den Sohn des Herzogs zur That dränge. Schon in einer frühern Zeit hatte er einmal einen Anschlag gegen sie gefaßt; darauf ließ der Herzog sie öffentlich sich zeigen, wodurch bald das Geheimniß allgemein bekannt ward, und seit dem Tode der Mutter, welcher das Kind verhaßt war (eine treffende Veränderung der Darstellung der Memoiren), näherte er sich wieder dem Hofe, nur um die Anerkennung vom König zu erhalten, zu deren Verhinderung der Sohn alles wagen muß, da in dieser Zeit bei den Großen Habgier und Genußsucht das höchste Gesetz sind.***) So sehen wir hier

) Vgl. Iphigenie IV, 4. — Das Mächtige, die Mächtigen, wie weiter unten und V, 7 das Waltende, ein Herrschendes das Schicksal, die Vorsehung bezeichnen. Vgl. S. 92.

**) Nach fügest steht ein Gedankenstrich statt des nöthigen Punkts.

***) Der Vater neidet ihn dem Sohne, möchte die Braut des Sohnes besitzen. — Der Sohn berechnet seines Vaters Jahre, meint, er habe nun lange genug gelebt und solle ihm endlich weichen, damit er Herr seines Besitzthums werde. Aehnlich sagt Ovid vom eisernen Zeitalter (Met. I, 100), der Sohn forsche vor der Zeit nach des Vaters Jahren. — Die Worte „Und spendet an den Zufall seine Gaben", deuten auf Liebschaften hin, worauf der Reiche ungemessene Summen verschwendet, im Gegensatz zu der von der Natur geschenkten Schwester, für welche er nicht den kleinsten Theil seines Vermögens missen möchte.

sich der Gedanke (V. 6—11): „Nur eine Hoffnung bleibt mir, daß du entsagen könntest", sehr ungeschickt anschlösse, da sie ja eben in dieser Hoffnung ihr die Gefahr enthüllen will. Auch paßt „meinen Schmerz" nicht wohl, das man dann auf V. 4 f. beziehen müßte, wogegen alles vortrefflich fließt, wenn wir uns V. 4 f. wegdenken. Wahrscheinlich sind jene beiden Verse ein späterer unglücklicher Zusatz des Dichters, und dasselbe dürfte sich dann für die frühern Worte des Sekretärs: „Heut Abend hörst du mehr. Nun lebe wohl!" ergeben.*)

Wie wenig die leisen Mahnungen der Hofmeisterin auf Eugenien vermögen, zeigt sich in den beiden folgenden Szenen, denen die Abfassung des für die Entwicklung im dritten Stück so wichtigen Sonetts auf das glücklichste eingewebt ist. Eugenie, welche die Hofmeisterin „im Taumel der Freude" zu finden erwartete**), ist ganz von dem neuen Glück beseligt, was aus allen ihren Zügen spricht, dabei aber so bedrängt von ihrem Gefühle, daß sie hastig sich nach völliger Einsamkeit sehnt. Drum gedenkt sie ihres Unfalls nur ganz kurz und tröstet ihre besorgte Erzieherin etwas voreilig mit der Andeutung eines daraus entsprungenen Glückes, weist deren Mahnung, daß das Glück auch leicht in sein Gegentheil sich umwenden könne, kurz zurück, und bittet die nach Mittheilung des neuen Glückes Verlangende, sie jetzt allein zu lassen,

*) Strehlke, der mich wiederlegen will, merkt gar nicht, warum es sich handelt. Daß „eine Hoffnung" auf das Folgende gehn muß, war auch mir gar nicht zweifelhaft, aber die Verbindung mit V. 4 f. ist und bleibt anstößig. Darauf, daß auch die angeführten Worte des Sekretärs auf eine Unterredung am Morgen deuten, nicht auf die hier angenommene Tageszeit passen, beachtet Strehlke gar nicht.

**) An eine Andeutung des ihr so nah verkündeten Glückes ist nicht zu denken (davon weiß die Hofmeisterin eben so wenig als der Sekretär), sondern an Eugeniens jugendliche Heiterkeit im allgemeinen.

da sie in der Einsamkeit in ihr Glück sich zu finden lernen müsse und es sie zu dichterischer Darstellung ihrer Gefühle dränge.*) Die Hofmeisterin entfernt sich endlich, nachdem Eugenie freundlich angedeutet: wie sie heute nach einsamer Stille sich sehne, werde sich auch bald wieder das Bedürfniß nach vertraulicher Unterhaltung bei ihr einstellen. Die volle Seligkeit ihres Herzens an jenem Ehrentag, wo das Gefühl der hehren Majestät, der sie ganz sich hingibt, sie durchdringen wird, spricht sie in einem Sonette**) aus, das sie dem König zu überreichen gedenkt; als es sie aber nun weiter drängt, auch jenen Tag selbst nach Würden zu feiern***), wird sie durch die Ankunft des Boten ihres Vaters gestört. Zweifelnd, wohin sie das ihr gelungene Sonettt verbergen solle, legt sie es in einen geheimen Schrank einer Seitenwand†), im tiefen Gefühle, wie Freude und Schmerz jetzt ernster sie ergreifen als in unbekümmerter, alles rasch aus dem Sinne schlagender, nur der Gegenwart lebender Jugend.

Fünfter Auftritt. Sich überrascht zu stellen gelingt ihr besser als die Aeußerung des Zweifels, was die Sendung ihr bringen werde, und als die Hofmeisterin bemerkt, sie errathe ohne

---

*) „Vor (statt von) allen Menschen" und „laß mich nur (statt mir) sind fortgepflanzte Druckfehler der dritten Ausgabe.

**) Zuerst aus dem Gedächtnisse mitgetheilt in der Zeitung für die elegante Welt am 11. August 1803, wo V. 5 f. steht „den Blick emporgewendet, Erfreut es mich am Fuß", V. 9 „So ströme denn, du holder", V. 11 „Es ist".

***) Die Einbildungskraft malt ihr schon den Glanz des Thrones vor, wie der König sie vorstellt, wie alle Großen ihr freundlichst die Hand reichen. Aus der dritten Ausgabe ist in die letzter Hand der Druckfehler übergegangen „stellt mir (statt mich) vor".

†) In der szenarischen Bemerkung hat sich der Druckfehler „unbemerkten" statt „unbemerkbaren" seit 1816 fortgepflanzt.

Zweifel, daß es der Schmuck zur baldigen Vorstellung sei, von der sie schon vernommen habe, da glaubt sie nicht länger zum Schweigen verbunden zu sein, und trotz der Mahnung derselben, das Gebot des Vaters zu beachten, eilt sie, der Vertrauten alle die schönen Sachen zu zeigen, nachdem sie vorher durch die Schließung der Thüren sich gesichert hat. Die Hofmeisterin erkennt nur zu wohl, daß für ihre Warnungen nichts ungelegener kommen konnte als dieser ihre Sehnsucht nach der Erhebung aufreizende Schmuck, was Eugeniens Erwiederung bedeutsam bestätigt. Unwiderstehlich zieht es sie den Schrank zu öffnen*), das Prachtgewand zu entfalten und, da die Spiegel sie zu mahnen scheinen, sich ganz in dem vom Vater gesandten Putze zu schauen**), kann sie, ohne sich durch der Hofmeisterin Bemerkungen über den leichten Umschlag des Glückes***) und die Entbehrlichkeit glänzenden Prunkes irgend beirren zu lassen, ja im entschiedensten Gegensatz hierzu kann sie den Tag nicht erwarten, wo sie im Thronsaale vor allen erglänzen wird; die Hindeutungen auf den Neid und Haß, welche eine so hohe Stellung mit sich bringt, können ihr nichts anhaben, und vor Demüthigungen braucht sie nicht zu bangen. Aber auch in ihrer Erhebung will sie derjenigen nicht vergessen, die ihr mit treuer Liebe gedient, und so soll sich die Hofmeisterin, nachdem sie endlich das zu Geschenken Bestimmte

*) Nach den Memoiren schickte ihr der Vater Körbe mit verschiedenen Zeugen, aus denen er selbst den Stoff zu den Staatskleidern auswählte; die Delorme sollte sie sogleich machen lassen.

**) Der Prinz Conti wählte nach den Memoiren einen Stoff mit ganz silbernem Grunde und goldenen Blumen zum Prachtkleide, wogegen seine Tochter gern einem rosenrothen Brocart mit Silber den Vorzug gegeben hätte.

***) Sie erinnert sogar an das von Medea der Kreusa, der Gattin des Jason, gesandte Kleid, welches die Unglückliche, als sie es anzog, durch das Gift, mit dem es getränkt war, verzehrte.

aufgefunden, ganz nach Gefallen auswählen.*) Mag diese auch, um nichts zu unterlassen, auf den Haß des Bruders und der gegen den Herzog verschworenen Partei hindeuten**), sie kennt keine Furcht, sondern fühlt sich schon der hohen, ihr zukommenden Stellung ganz sicher. Was kann ihr nun noch abgehn als das Zeichen, daß sie dem Throne zunächst steht!***) In diesem vollen Schmucke fühlt sie sich kräftig, jeder Gefahr entgegenzutreten. Ist ja der Kriegsmann vor allen reich geschmückt und gerade sein Schmuck deutet auf die Gefahr hin, die er heldenmäßig zu bestehn sich vorsetzt; so begeistert auch sie die Pracht der Fürstentochter zu festem, allen Gefahren trotzendem Muthe. Die Hofmeisterin vermag hiergegen nichts mehr, sie kann nur bei sich das beherzte Mädchen bedauern, das sie dem über ihm schwebenden Verderben nicht zu entziehen vermag.

Dritter Aufzug.

Die Hofmeisterin hat Eugenien weggebracht. Dem Herzog wird auf eine Weise, die jeden Zweifel ausschließt, die Kunde vom Tode Eugeniens durch den Weltgeistlichen mitgetheilt, der

---

*) Zwischen „Hier" und „aufgeschrieben" darf das 1816 ausgefallene! nicht fehlen.

**) In der ersten Ausgabe fand sich durch offenbares Versehen „Auf ewig sie steht".

***) Die erste Ausgabe hat „Fürstentochter" statt „Fürstentöchter". Ebenso stand III, 4 tausendfaltgen statt tausendfältgen gedruckt. In den Memoiren spielt das blaue Band, das auch die Mutter des Prinzen getragen, eine Rolle.

den Eindruck von ihm zu scheiden. Der Herzog hebt sich auch, nachdem der Schmerz in ihm ausgetobt, wieder zum Leben empor, in welchem Eugeniens Bild als mächtiger Führer ihm vorschweben soll, weniger in Folge des Zuspruchs des Weltgeistlichen als durch die in ihm wirkende Thatkraft, welche der grausenhafte Schmerz niederbeugen, aber nicht unterdrücken konnte.

Je inniger der Herzog wünschen muß, vom letzten Augenblick Eugeniens, von ihren letzten Worten zu vernehmen, um so schrecklicher trifft ihn die Nachricht, daß der Weltgeistliche ihm nichts zu melden habe, als daß sie eines schmerzlichen Todes gestorben. Mit Absicht äußert dieser sich nur sehr zurückhaltend, und lehnt jede weitere Erzählung ab, wohl wissend, daß der Herzog nur um so eifriger sie verlangen werde. Den leidenschaftlichen Erguß des Herzogs, daß selbst die Liebe im Augenblick, wo in der Ferne ein Unheil den Gegenstand derselben trifft, keine Ahnung davon fühlt*), unterbricht der Weltgeistliche nicht, knüpft aber dann das Gespräch wieder mit der Bemerkung an, daß er wohl fühle, wie leer jeder Trost sei. Auch der gränzenlose Kummer vermöge nichts**), fügt der Herzog hinzu, kann aber dann nicht unterlassen, die Frage zu thun, was man zu Eugeniens Herstellung versucht, und auf die unerfreuliche Mittheilung, daß er sie bereits todt gefunden, den glühendsten Wunsch zu äußern, ihre Reste wenigstens durch Hülfe der Kunst zu erhalten.***) Hier-

*) „Sinnlich und verstockt", ganz den Sinnen hingegeben und unempfindlich für feinere Seelenregungen. — Vorher hat erst die Ausgabe letzter Hand heilges statt heiliges hergestellt.

**) Dem Kummer wird die Absicht zugeschrieben, das verlorene Glück, das er sich immer wiederholt, herzustellen. Homers Achilleus sagt zu Priamos: „Nichts richtet die Jammerklage aus" (Ilias XXIV, 524).

***) Element, die Elemente, aus denen alles Körperliche sich bildet. Vgl. die Erläuterungen zum zweiten Theil des Faust, Seite 139.

durch gibt er denn dem Weltgeistlichen Veranlassung, ein gräßliches Bild der Zerschmetterung ihres ganzen Körpers zu entwerfen, wobei der Dichter indessen die Gränzen des Schönen wohl inne zu halten gewußt. In diesem Augenblick muß die Erinnerung, daß der Weltgeistliche dem Vaterglück entsagt hat, den Herzog mit Bitterkeit gegen den Unglücksboten erfüllen, welch tief ergreifendes Gefühl dieser auch bei der Erzählung selbst an den Tag zu legen sucht; nur ein Vater, der selbst das Schreckliche solchen Verlustes durchzuempfinden vermag, sollte ihm in dieser Noth zur Seite stehn. Doch fühlt der Herzog, als jener sich entfernen will, sein Unrecht, und er entschuldigt sich mit dem gränzenlosen Schmerze, den er durch Zerstörung des herrlichen ihm vor Augen schwebenden Bildes seiner Tochter in ihm erregt habe*), wodurch er ihm sogar die Wonne der Erinnerung an die Hingeschiedene auf immer zerstört, da er diese ferner nur in jener traurigen Gestalt sich denken könne. Jener entschuldigt sich damit, dies sei das einzige Mittel gewesen, ihn vom wirklichen Anblick zurückzuhalten, wodurch er aber von neuem den Schmerz über den unglücklichen Untergang der herrlichen Gestalt**) hervorruft, da der Herzog sich an die angeregte Vorstellung der Verwesung hält. Des Weltgeistlichen nüchterner Trost, daß die Reste lange im Sarge verwahrt ruhen, läßt den Herzog die Sitte der Alten mit Begeisterung feiern, welche die Leiche zu Staub verbrannt, so

*) Hätte er jemals empfunden, welch einen unendlichen Reiz das Bild einer herrlichen Menschengestalt auf das empfängliche Gemüth übe, wodurch wir uns selbst in wundervoller Schönheit zu erschauen glauben, uns der vollen menschlichen Schönheit bewußt werden, so hätte er nicht so grausam sein können. — Erst die Ausgabe letzter Hand hat tausendfältgen statt tausendfaltgen.

**) Zu dem Ausdruck „Götterbild" vgl. Heft IX, 80*.

daß man von der Asche der Geliebten sich nie zu trennen gebraucht.*) Wie gern würde er mit der Asche Eugeniens in enger Urne**) umherwandern! Es schwebt hier wohl die Agrippina vor, welche die Asche ihres Gatten Germanicus in einer Urne aus Asien nach Rom brachte, nicht die Elektra des Sophokles, wo die Ueberbringung der Asche ihres Bruders eine Täuschung ist. Hieran schließt sich denn in innigster Verbindung der Wunsch, abgeschlossen von der Welt, ohne Ahnung der hinschwindenden Zeit, in seinen Schmerz versunken, an dem Ort zu weilen, wo Eugenie wie todt in seinem Arm gelegen. Das schon begonnene Denkmal der Genesung soll erstarren, nur ein gewaltiges Denkmal von rauhen Steinen soll dort erstehn, an welches gelehnt er selbst hinsterben möchte.***) Es ist hier der rührendste Gegensatz zur Aeußerung des Herzogs I, 6.

Der Weltgeistliche aber, der ihn nicht seinem verzehrenden Schmerz zum Raube werden lassen will, ermuntert ihn, wie andere Trauernde, auf weiten Reisen im Genuß der wechselvollen Natur sich zu erfreuen; doch auch dort, meint der Schwergetroffene, wird er immer an seinen schrecklichen Verlust erinnert werden, immer die Tochter vermissen, welcher er einst die blühen-

*) Ganz eigenthümlich denkt der von der Sitte der Alten begeisterte Herzog, diese hätten geglaubt, die Seele steige mit dem Rauche des Scheiterhaufens gleich dem Adler, dem Vogel des Zeus, als Gott in den Olymp. Dabei schwebt die Vorstellung von der Vergötterung des Herkules vor, wie sie Schiller am Schlusse seines Gedichtes das Ideal und das Leben darstellt.

**) Er bezeichnet diese als „kleines Haus", wie die griechischen Tragiker στέγος (Haus) ganz so von der Todtenurne brauchen.

***) „Aller Sorgfalt lichtgezogne Spur", die Spur des sorgfältig durch die Lichtung des Waldes gezogenen Gänge. Vgl. I, 6: „Das struppige Gebüsch soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen."

den Städte des Reichs, die reichen Wälder, die prächtigen Ströme und das unermeßliche Meer*) zu zeigen und an ihrem Staunen sich zu ergetzen gehofft. Mit der Erinnerung, daß der Herzog nie sich der Beschauung hingegeben, sondern stets für andere zu wirken sich getrieben gefühlt, fordert ihn der Tröster zu solchem Wirken auf, und als dieser auch darin keinen Reiz mehr finden will, so weist er ihn auf die drohenden politischen Zustände hin: seien ja auf ihn aller Augen gerichtet, und könne er sich tausendfachen Dank durch thätiges Eingreifen gewinnen; er deutet hierbei auf die Schwäche des mißleiteten Königs und die Gährung im Volke hin, die zu einem schrecklichen Umsturz führen werde, wenn der Herzog nicht den Thron bewahre, indem er an die Stelle der jetzigen Regierung trete. Hier geht er ganz auf die Anschauung des Herzogs ein; er selbst steht auf einem durchaus andern Standpunkt, da er zu der dem Herzog gegenüberstehenden, den König immer mehr sich unterwerfenden Partei gehört, von deren Sieg er Reichthum und Macht erwartet. Es ist ein Irrthum, wenn Strehlke meint, der Weltgeistliche wolle ihn der aristokratischen Partei wieder gewinnen; nichts liegt ihm ferner; er will ihn nur durch die Hinweisung auf seine politische Wirksamkeit trösten. Doch auch diese erinnert den Herzog wieder an seine Tochter, die ihm die traurigen Verwirrungen des Staates immer durch ihr herrliches, liebevolles Wesen verscheucht; jetzt erst treten sie drohend an ihn heran, so daß er vor ihnen fliehen muß, aus der Welt hinaus. Nein, nicht in den verworrenen Streit des Lebens, in das Kloster sollte er, als Geistlicher, ihn weisen.

*) Die Schilderung der Schönheiten der Städte und der Natur ist selbst wie mit einem düstern Schleier bedeckt, es fehlt ihr jeder frische Hauch des Lebens. Vgl. Eugeniens Erwähnung des Versprechens ihres Vaters, ihr das Meer zu zeigen, IV, 2.

Dieser muß zugeben, daß ihm selbst wenig zieme, seinen Sinn auf die Welt hinzulenken, aber doch darf er ihm vorhalten, daß der edle Mann nicht dem Verlorenen nachhängen, sondern es in sich wiederfinden solle, und als dieser fragt, wie es möglich sei, das Verlorene wieder zu gewinnen*), verweist er ihn auf den Geist, welcher jenes festzuhalten und es zu verklären wisse, so daß es als geistiges Eigenthum in uns lebe.**) Diese tief empfundene Wahrheit ist es, die den Herzog über den Kummer sich erheben läßt, die ihn mächtig aufrichtet, so daß ihm jetzt Eugenie nicht mehr entrissen ist, sondern wie ein göttliches Bild ewig vor seiner Seele schwebt, das ihn zu edlem Wirken ermuthigt. So ist der Herzog sich ganz wiedergegeben, ja Eugeniens Verlust hat ihn über sich selbst hinausgehoben, wie wenig dies auch in der Absicht des Weltgeistlichen liegen konnte. Wie aber wird die aus allen ihren Himmeln gestürzte Eugenie sich zurecht finden?

Vierter Aufzug.

Eugenie, welche von der Hofmeisterin bis ans Meer gebracht worden, erfährt, welches Schicksal ihr droht. Der Gerichts-

---

*) Der „Besitz", der sich in der Brust „so fest erhält", ist die Erinnerung, aber sie wird uns zur Qual, da wir vergeblich uns nach dem Verlorenen zurücksehnen. Der Kummer um das Verlorene wird mit dem schmerzlich nachhaltenden Gefühl des Verlustes eines Gliedes des Körpers verglichen.

**) Wenn er sagt, Eugenie habe seinen Sinn erhoben, ihm „das Anschaun herrlicher Natur lebendig aufgeregt", so deutet er auf das, was der Herzog selbst oben bemerkt hat „Nur durch der Jugend — wiederklingt". Ganz irre führt Strehlkes Bemerkung: „Durch den Anblick ihrer eigenen schönen Natur."

rath bietet sich ihr als Gatte an, sie aber glaubt den Adel ihrer Geburt nicht entehren zu dürfen und hofft Befreiung aus ihrer Noth von einem Anrufe an das Volk, das empört gegen eine solche Missethat sich zusammenscharen werde.

Erster Auftritt. Hier erst erfahren wir, welchen Auftrag die Hofmeisterin erhalten. Der Sekretär hatte im zweiten Aufzug geäußert, Eugenie müsse so aus der Welt verschwinden, daß sie als todt gelten könne, und stillschweigend hatte er zugegeben, daß man sie nach den Inseln zu entführen gedenke; die Hofmeisterin fand das einzige Rettungsmittel darin, daß sie ihrem Stand entsagen könne. Diese hat sie jetzt bis ans Meer hingeführt, indem sie ihr vergeblich angedeutet, sie folge einem höhern Gebot, welches sie zu Grunde richte, wenn sie nicht auf Namen und Geburt verzichte; die Entscheidung ist nahe. In diesem äußersten Augenblick hat sie sich an einen in der Stadt als weise und gerecht geltenden Richter gewandt, dem sie die ganze Lage der Sache mittheilt; sie ist ihn aufzusuchen gegangen, und hat ihn hierher beschieden, wo wir sie eben im Gespräch mit ihm finden, während Eugenie in der Nähe auf einer Bank im Hintergrunde verschleiert sitzt. Sie zeigt ihm, nach kurzer Einleitung, den königlichen Brief, welcher jeden anweist, der Inhaberin in allem zur Hand zu gehn, was sie über Eugenien verfüge. Da der Gerichtsrath sein Entsetzen über eine solche ihr jede Willkür gestattende allerhöchste Verfügung ausspricht, erklärt sie ihm die Sache in einem längern, durch die Zwischenreden des Gerichtsraths glücklich belebten Vortrag. Hier erfahren wir, daß zwei politische Parteien geheim für und gegen die Anerkennung Eugeniens gewirkt, bis endlich, da der Herzog dieselbe durchzusetzen sich beeilte, die gegnerische Partei gewaltsam ausbrach, wodurch sie denn auch die andere, auf der Seite des Herzogs stehende zu offener Abwehr

trieb, so daß der König, um den Gegenstand des Streites*) zu entfernen, für die gewaltsame Maßregel zum Vortheil der gegnerischen Partei sich entschied. Von einem solchen Gegensatz zweier rein politischen Parteien, als deren Häupter hier keineswegs der Herzog und dessen Sohn gelten, ist in den beiden ersten Aufzügen, welche den Streit bloß als Privatsache betrachten, nicht die Rede, ja auch im dritten findet sich noch keine Spur von einer „von beiden Seiten drohend hervorbrechenden, dem Staate selbst gefährlichen Gewalt". So hat der Dichter also hier unmerklich die Triebfeder der Ausstoßung Eugeniens nach seinem jedesmaligen Zweck anders gewendet. Die Hofmeisterin ward angewiesen, Eugenien nach den Inseln zu bringen, wenn sie sich nicht zu einem bürgerlichen Ehebund und Verzicht auf ihre Geburt verstehn sollte.**) Eine solche Ehe ihr mit gewissenhafter Ueberzeugung, daß sie in ihr wirklich ihr Glück gründe, anbieten zu können ist der Wunsch der Hofmeisterin, die keineswegs als Kupplerin erscheint; das Unglück ihres Zöglings möglichst zu mildern ist diese freundlichst bemüht, und deshalb gerade hat sie sich an den Gerichtsrath gewandt, der zunächst sein Bedenken äußert, daß bei den obwaltenden Verhältnissen sich ein würdiger Gatte finden werde, dann aber sich nach der Stimmung Eugeniens selbst erkundigt.

---

*) „Des Haders Apfel" wird sie genannt, mit Hindeutung auf den goldenen Apfel mit der Aufschrift „Der Schönsten", welchen Eris, die Göttin des Haders, bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis unter die versammelten Götter warf, dessen mittelbare Folge der trojanische Krieg war. — „Ein Gott", nach homerischem Gebrauch, wie wir Gott oder das Schicksal nennen.

**) Auch darin weicht die Darstellung hier von der frühern ab, daß dort die Hofmeisterin sogleich zurückkehren soll, während sie hier Eugenien nach den wüsten Inseln begleiten muß, wenn sie ihrem Stande nicht entsagen will.

Die Hofmeisterin dringt flehentlich in ihn*), sich in seinem eigenen Herzen umzusehn oder auf andere zu denken, die er dieses Bundes werth halte. Der Gerichtsrath fühlt sich selbst zu einem solchen wie eine Himmelsgabe ihm entgegentretenden Ehebunde**) geneigt, und will Eugenien sprechen.

Zweiter und dritter Auftritt. Schon der erste Blick zieht den Gerichtsrath wundervoll an, und auch Eugeniens Seele wird von dem „milden und edlen" Manne ergriffen, wenn sie auch, ungeachtet seines innigen Antheils, sich noch nicht recht zu finden weiß, da der jähe Sturz ihr alle Besinnung geraubt hat. Der neue Freund sucht ihr Zutrauen zu gewinnen, sie aber kann ihm von dem Grunde ihres Unglücks nichts sagen, den ihm die Hofmeisterin entdeckt haben werde. Dieser bemerkt, indem er hierauf einzugehn vermeidet, von ihrer Unschuld sei er durch ihre ganze Erscheinung überzeugt, und er könne nur das große Mißgeschick bedauern, das sie getroffen. Das einzige, was sie sich Schuld geben kann, ist, daß sie dem Verbote zuwider den Putzkasten öffnete, was sie leicht damit entschuldigen könnte, daß die Hofmeisterin von der Sache wußte, aber leidenschaftlich gibt sie sich dem Gedanken ihrer Schuld hin.***) Vergebens mahnt sie

*) Unter jeder Tugend ist jeder Drang zum Guten zu verstehn, der mächtig, besonders im ahnungsvollen, noch nicht an der Welterfahrung erkälteten Jugendalter wirkt. — Nach „O sieh dich um"! war das nothwendige Ausrufungszeichen seit der dritten Ausgabe weggefallen.

**) Er drückt sich freilich im Sinne der aufgeklärten Zeit aus. Vgl. dagegen zu Schillers Gedichten 35 Str. 2, 7. In Hermann und Dorothea (V, 69 f.) sagt der Pfarrer: „Die Gaben kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten."

***) „Unglaublich" statt „Unglaublichs" ist Druckfehler der Ausgabe letzter Hand. Strehlke hält es freilich für eine dem Wohlklang zu Liebe gemachte Aenderung. Aber Formen wie Unglaublich's finden sich bei unserm Dichter in seinen vollendetsten Dramen, Iphigenie und Tasso.

der Gerichtsrath, dem Urgrunde des Unglücks nicht nachzuforschen, was, wenn es möglich, zu nichts helfe, sie läßt sich nicht abhalten, da der edle Mann jenen Grund abzulehnen scheint, weiter vorzudringen und sich als Opfer politischer Zwietracht zu betrachten, wovon sie selbst Andeutungen von ihrem Vater und dem König empfangen; jener aber will ihre zuletzt geäußerte Furcht schrecklichen politischen Umsturzes für Einbildung ihres durch eigenes Unglück umdüsterten Sinnes erklären*) und sie auf die heitre Lust ihrer Jugend zurückführen: aber wie könnte sie hier ihres Vaters vergessen und des unendlichen ihr in ihm geraubten Glückes? Ueber das Versprechen ihres Vaters vgl. oben S. 114 f.**) Der Gerichtsrath sieht sich gedrungen, ihr den traurigen Bestimmungsort zu entdecken***), was sie mit solchem Entsetzen erfüllt, daß sie in ängstlicher Bewegung, aus welcher zugleich ihr vollstes auf ihn gesetztes Vertrauen spricht, ihn um Rettung anfleht. Die Schilderung der wüsten, aus dem Meer entstandenen, zum Aufenthalte von Verbrechern bestimmten Inseln gehört ganz der Erfindung des Dichters an. Mag auch der Gerichtsrath erklären, er vermöge nichts gegen den höhern Befehl, da die Macht der Gerichte nicht in jene oberhalb des bürgerlichen Standes schwebenden Sphären eindringe†), Eugenie kann in ihrer natürlichen Anschauung der Dinge und bei ihrem vollen auf ihn gesetzten

---

*) Wenn der Gerichtsrath sagt, sie verkünde „das Schicksal einer Welt", so hält er sich an Eugeniens letzte Worte. Der Staat ist eine kleine Welt.

**) Enger, enger, nach Goethes Gebrauch für immer enger.

***) Daß Phöbus „ein feuerwallend Lager sich bereitet", geht auf den Sonnenuntergang. Vgl. Schillers Gedicht der Abend. — Es ist „alles Nöthig-Langgewohnten" zu schreiben. Vgl. oben S. 91".

†) Oben hatte er ihrer „Höhen" gedacht, sie selbst von „jenen Gipfeln" gesprochen.

Vertrauen es nicht glauben, daß sie umsonst ihn um Rettung anflehe.*) Dieser kämpft mit sich selbst einen harten Kampf, ob des Wagnisses, ihr das einzige Mittel anzubieten, das ihn zu beglücken, sie zu retten vermag; denn muß er nicht fürchten, seinen Vorschlag als eigensüchtig und frech zurückgewiesen zu sehn? Eugenie aber liest in seinem von Furcht und Hoffnung bewegten Blicke den ernsten Entschluß, ihr einen Weg der Rettung anzugeben, wozu sie ihn wiederholt auffordert**), worauf er denn in einem ergreifenden Gleichnisse andeutet, daß sein Mittel von ihr schwerste Entsagung fordere. Doch die Noth bedrängt sie so fürchterlich, daß sie nur die Möglichkeit eines Auswegs zu sehn wünscht, und die Erinnerung an ihre Geburt liegt ihr jetzt so fern, daß sie auf die Frage des Gerichtsrathes außer dem Leben nur den heimischen Boden sich wünscht, im Gegensatz zu jener das Leben untergrabenden schrecklichen Verbannung. Seiner Hinweisung auf die ihrem Wunsch entgegenstehende gebietende obere Macht setzt sie, in ihrem schönen menschlichen Glauben***), das Recht müsse auch in jene obern Kreise dringen und selbst den Niedrigsten vor aller Unterdrückung schützen, ihr Vertrauen auf seine Hülfe entgegen, doch er fühlt nur zu sehr, wie wenig ihr die geforderte Entäußerung möglich sein werde. Nur in Räthselform wagt er ihr mit tiefster Empfindung des hohen Glückes der

*) Statt „Und ist das alles" hat sich die wohl nur auf einem Versehen beruhende Lesart der dritten Ausgabe „Und das ist alles" fortgepflanzt. — Vorher erwartet man nach „Was ist Gesetz und Ordnung" nicht Fragezeichen, sondern Komma.

**) Der Gedankenstrich nach „du denkst!" deutet eine Pause an, während welcher Eugenie vergebens eine Antwort des mit sich kämpfenden, allmählich zum Entschluß sich erhebenden Mannes erwartet.

***) Dieser Glaube ist es, der ein ernstes Lächeln ihm entlockt, das Eugenie zu ihren Gunsten deutet.

Ehe eine solche vorzuschlagen*), aber der Gedanke daran liegt ihr so fern, daß sie das Räthsel nicht zu lösen vermag, und so den Gerichtsrath zwingt, geradezu ihr den Ehestand zu bezeichnen. Ihr reiner jungfräulicher Sinn muß sich verletzt fühlen durch die Zumuthung, die Ehe, statt sie als eine von höchster und liebster Hand ihr gebotene Gabe mit kindlichem Vertrauen beschämt anzunehmen, selbst aufzusuchen, als Rettungsmittel sie zu mißbrauchen. Aber der Gerichtsrath darf von ihr Zutrauen erwarten, welches ein innigen Antheil verrathender Mann sich rasch vom Bedrängten gewinne**), und er geht dann sogleich zu dem andern Bedenken über, daß sie nicht sofort einen Gatten sich wählen könne, indem er bemerkt, in dringender Gefahr könne das Weib mit seinem tief dringenden Blick im Augenblick den Mann erkennen, dem es für sein Leben sich ganz anvertrauen dürfe. Freilich hat Eugenie Recht, ein solches Ereigniß für ein zufälliges Glück zu erklären, aber der Gerichtsrath würde sogleich sich selbst anbieten, wenn nicht jene jetzt unwillkürlich der Bedingung gedächte; daß sie nur einem Gleichen ihre Hand bieten dürfe, wozu sich schwerlich einer in ihrer Bedrängniß bereit finden werde. Des Freundes Hinweisung, das Leben gleiche viele Unterschiede leicht aus, geht unbeachtet an ihr vorüber, sein guter Wille scheint ihr ein Wunder als Möglichkeit vorzugaukeln; da er aber eine Ehe als wirklich sich ihr darbietend bezeichnet, so dringt sie auf nähere Erklärung. Sein Anerbieten will sie vergebens als eine augenblickliche Uebereilung zurückweisen; sein Herz hat gesprochen, da sie im bedeutendsten Augenblick wie durch eine himmlische Fügung

*) „Der Zukunft höchste Bilder" geht auf die Aussicht des „Stufenglücks in wohlgerathnen Kindern" (I, 1).

**) Nach den Worten „wer Theil zu nehmen weiß" steht irrig Punkt statt des geforderten Kommas.

ihm erschienen ist. Hiermit zurückgewiesen, hält sie ihm ihre Verfolgung von einer höhern Macht entgegen, welcher er, der im ruhigen Gleichmaß lebende, stillen Friedens bedürfende Mann, sich am wenigsten aussetzen dürfe.*) Statt darauf hinzuweisen, daß ihre Ehe jede weitere Verfolgung hemme, drängt es ihn zu schildern, wie sie in seinem Hause gegen jeden Andrang der Welt Ruhe und Sicherheit finden werde. Eugenie sträubt sich gegen den Gedanken der Abhängigkeit von einem bürgerlichen Gatten, sie fragt, ob er denn Herrscher in seinem Hause sei, worauf er die Nothwendigkeit dieser freilich dem Mißbrauch ausgesetzten Oberherrschaft hervorhebt. Dann aber ermannt er sich, ernst dringend sich ihr noch einmal anzubieten**), indem er darauf hindeutet, daß sie als seine Gattin höchster Sicherheit sich sorglos erfreuen werde, da selbst der König ihm seine Gattin nicht zu rauben vermöge. Doch wie könnte Eugenie den Ansprüchen auf ihre Geburt entsagen? Dankbar lehnt sie sein Anerbieten ab, das sie unmöglich annehmen dürfe; den Grund deutet sie nur leise an und gesteht zugleich dem Gerichtsrath die Berechtigung zu seinem jedenfalls großmüthigen Antrage von seinem Standpunkte aus vollkommen zu: sie denke an die ihr bestimmte Hoheit zurück, er sehe nur auf ihre Noth, aus welcher er sie als edler Mann zu erretten suche.

Die Hofmeisterin, welche den Inhalt der Unterredung ahnen muß, glaubt die glückliche Entwicklung durch die drängende Anzeige der nahen Abfahrt zu beschleunigen, doch Eugenie, statt sich dadurch einschüchtern zu lassen, erklärt auf das entschiedenste, den

*) In den Worten „ihr Hülfe bieten mag" steht mögen ähnlich wie sollen, nicht in der Bedeutung wollen.

**) Statt Geliebte muß mit der dritten Ausgabe geliebte geschrieben werden, wie III, 4 richtig „geschiedene" statt „Geschiedene" hergestellt ist.

angebotenen Ehebund unmöglich eingehn zu können, selbst dem drohenden Tode gegenüber. Bemerkenswerth ist hier, wie der Gerichtsrath sich der zur Annahme sie bereden wollenden Hofmeisterin immer anschließt.*) Als aber Eugenie deutlich zu verstehn gibt, daß sie durch das Drängen nur belästigt, nicht im geringsten in ihrem Entschluß wankend gemacht werde, da entfernt sich der Gerichtsrath mit bitterm Schmerze**), daß die Geliebte keine Neigung zu ihm fühle, doch will er nicht unterlassen, die Scheidende, mit der sein Glück hinschwinde, mit Lebensmitteln für die Fahrt zu versehn.

Vierter Auftritt. Noch hofft Eugenie die Hofmeisterin zu erweichen; als diese aber sich selbst gebunden erklärt***) und zur Vertheidigung des angebotenen Ehebundes †) das dringende Streben des edlen Mannes, sich emporzuheben, als naturgemäß rechtfertigt, da muß diese mit reiner Empfindung die Ueberzeugung aussprechen, daß der Mann ganz die Sphäre der Frau bestimme, die an seinen Kreis gebannt sei. Jene weist wiederholt darauf hin, daß, wenn sie diesen Bund verwerfe, ihr Elend unabwendbar sei, worein sie auch sie selbst mit sich ziehe. Aber Eugenie, die der Hoffnung sehnsuchtsvoll zugewandt bleibt, will dem Wahne noch nicht entsagen, ihre Rettung liege in der Hand ihrer Be-

*) In der Ausgabe letzter Hand ist du zwischen schlägst aus weggefallen. — Das Fest, das sie versäumt hat, ist der Geburtstag des Königs, an welchem dieser sie feierlich anzuerkennen versprochen hat (I, 5).

**) „Drum laßt mich scheiden." Aus der zweiten Ausgabe hat sich der Druckfehler uns fortgepflanzt.

***) Den Druckfehler der ersten Ausgabe „Du lenkest nun (statt nur)" hat schon die zweite weggeschafft, Strehlke aber den Druckfehler als richtig vertheidigt, indem er einen ganz fern liegenden Gegensatz von jetzt, seit dem Antrage des Gerichtsrathes, gegen früher annimmt.

†) Schon die zweite Ausgabe schreibt „ihn (statt ihm) lohnen."

gleiterin, welche, sie weiß nicht, wodurch, so hart gegen sie geworden, daß sie ihr solche Noth bereite, und in ihrer schrecklichen Bedrängniß sucht sie ihr Herz zu bestürmen, ja die Fürstentochter erniedrigt sich, kniefällig sie zu bitten.*) Dieser aber, die sich selbst durch Eugeniens Hartnäckigkeit, das gebotene Mittel zu ergreifen, dem Tod ausgesetzt sieht, muß eine solche Beschwörung wie Hohn klingen; deshalb reißt sie diese heftig vom Boden auf. Eugenie erkennt in solcher Härte die Gewißheit, daß die Hofmeisterin sie an ihren bösen Bruder verrathen habe. Wenn diese, die sich wieder zu fassen beginnt, dagegen bemerkt, dem Bruder fehle zwar nicht der Wille, aber die Kraft, sie zu vernichten, so müssen wir diese Aeußerung für durchaus wahr halten, was mit der frühern Erklärung an den Gerichtsrath stimmt, daß sie dem Parteikampf zum Opfer falle. Vergebens hat sie bei dem Gerichtsrath, vergebens bei der Hofmeisterin Rettung zu erflehn gesucht; in ihrer äußersten Bedrängniß greift sie zu jedem schwanken Rohre, an das sie sich halten zu können wähnt, und so will sie jetzt laut das Mitleid des Volkes aufrufen, woran die Hofmeisterin sie nicht hindern mag, wie entschieden sie ihr

*) Die dritte Ausgabe schloß hier die Rede mit anzuflehn statt anzuflehen, und die kürzere Form scheint Goethe am Ende des Verses durchweg vorgezogen zu haben. Von gehn, sehn, stehn, geschehn, flehn, wehn finden sich diese Formen am Ende von 33 Versen, wogegen nur zweimal sehen (II, 2 klar zu sehen, V, 9 Dich zu sehen), je einmal verstehen und widerstehen (I, 6. IV, 2) und unser anzuflehen. Darnach ist kaum zu zweifeln, daß Goethe überall die kürzere Form wollte. So hat er auch am Ende des Verses regelmäßig ziehn, fliehn, ruhn, nahn, dagegen einmal drohen, vertrauen neben vertraun, einmal verzeihen neben doppeltem verzeihn, nur weihen, entweihen, befreien, freuen, erfreuen, bemühen. Einmal findet sich stehn am Ende des Verses und einmal banget, während man die kürzern Formen erwartet.

auch die Nutzlosigkeit dieses Schrittes vorhersagt. Es muß auffallen, daß diese ihr nicht sogleich den Befehl des Königs vorzeigt, aber ihre herzliche Liebe zur Unglücklichen will ihr die schreckliche Gewißheit so lange vorenthalten, wie möglich; hat sie es ja auch nicht über sich gebracht, ihren Bestimmungsort ihr anzugeben, was der Gerichtsrath thut. Dadurch findet denn der Dichter Gelegenheit, Eugenien bei allen möglichen Gewalten ihre Rettung versuchen zu lassen.

Fünfter Aufzug.

Erst nachdem der Militärgouverneur und die Aebtissin, die sich ihr anfangs freundlich erweisen, bei Einsicht des von der Hofmeisterin ihnen gezeigten Papieres sich für unfähig erklärt haben, verlangt Eugenie selbst jenes verderbliche Papier einzusehn, wodurch sie denn die Ueberzeugung gewinnt, daß sie aus dem Reiche verbannt sei, wenn sie nicht durch eine bürgerliche Ehe ihrem Geburtsrecht entsage. In der Verzweiflung will sie sich ins Meer stürzen, aber die Weissagung des Mönches vom drohenden Umsturz bestimmt sie, statt nach dessen Rath, auf den jenseitigen Inseln wohlthätig zu wirken, sich dem Vaterlande zu widmen, und so entschließt sie sich, dem Gerichtsrathe, der verspricht, daß er nur die Rechte eines sie schützenden Freundes beanspruchen wolle, die Hand zu geben, in der Aussicht, so, ohne ihrer fürstlichen Geburt zu entsagen, für das bedrängte Vaterland und den König wirken zu können.

Erster bis dritter Auftritt. Die Erfolglosigkeit des Anrufes an das Volk erfahren wir im ersten Auftritt, der zugleich

die folgenden einleitet. Der Dichter hat aber dabei nicht unterlassen, gleich im Anfang noch einmal die Stellung der Hofmeisterin zu Eugeniens Unglück anzudeuten.*) Daß bald darauf der Gouverneur und die Aebtissin auftreten, wird durch die Neugierde, die zur Abfahrt sich rüstenden großen Schiffe zu sehn, motivirt; der vielen Schiffe, die alle nur auf günstigen Wind zur Abfahrt warten, ist schon IV, 3 gedacht. Nachdem der vorgezeigte königliche Befehl den Militärgouverneur von jedem Versuche zu helfen abgebracht, will Eugenie selbst das verhängnißvolle Papier sehn, aber höchst treffend hat der Dichter das Grauen vor der Gewißheit ihres schrecklichen Unglücks dazu benutzt, sie diesmal noch davon abstehn zu lassen. Daß höhere Mächte ihr Verderben wollen, kann sie jetzt nicht mehr bezweifeln, aber daß es wirklich ihr Vater oder der König sei, welcher sie verderbe, wie sie vermuthen muß, mag sie nicht glauben; verzweifelnd an der Welt will sie dieser ganz entsagen, in einem Kloster Ruhe und Frieden suchen. Trefflich ist der Kampf geschildert zwischen dem Grauen und der Neugierde. Auch jetzt legt die Hofmeisterin ihr kein Hinderniß in den Weg: mag sie alles versuchen, um sich zu überzeugen, keine Rettung sei möglich; daß der König sie ihr ganz überantwortet habe, um sie wegzuführen, wagt sie weder Eugenien selbst zu sagen noch in ihrer Gegenwart zu äußern; auch der Gerichtsrath muß es selbst lesen, erfährt es nicht durch ihren Mund.

---

*) In dem Verse „Hat mich und dich in gleiches Netz verschlungen" hat die erste Ausgabe den Druckfehler ein. Zu dem Eugenien drohenden Tode vgl. den Schluß von II, 1 und II, 2. — Mit den Worten „dies Unglück, vorgesehen oder nicht," geht die Hofmeisterin zum Beweise über, daß sie ganz unschuldig bei der Sache, da sie selbst in ihr Unglück verwickelt sei, wobei sie von Eugenien unterbrochen wird.

Vierter bis sechster Auftritt. Als Eugenie sich der eben mit zwei Nonnen aus dem Kloster kommenden Aebtissin nähert*), welche freundlich auf die nothwendige Prüfungszeit hindeutet, bemerkt die Hofmeisterin, in dieser Beziehung sowie in Bezug auf alle übrigen Bedingungen dürfte kein Hinderniß obwalten. Die Aebtissin hat freilich später von ihrem Standpunkt Recht, dieser vorzuwerfen, daß sie nicht früher den königlichen Brief ihr gezeigt**), aber diese will Eugenien zu erkennen geben, wie gern sie selbst ihre Versuche zu fördern bereit, das Hinderniß ein ihr aufgedrungenes ist.***) Jetzt erst, wo sich auch die Freistätte des Klosters ihr verschließt, will sie nicht länger über die Hand, die ihr keine Ruhe im Vaterland gönnt, in Zweifel bleiben; nur ihr Vater oder der König, die sie beide so sehr liebt, kann solche Macht über ihr Schicksal üben. Die Gewißheit, daß der König selbst sie aus dem Vaterlande stößt, macht sie erstarren, so daß sie auf die ihr Mitleid bekundenden, aber auf die Abfahrt dringenden Worte der Hofmeisterin nichts zu erwiedern vermag. Erst nach einiger Zeit, als die Hofmeisterin sich entfernt hat, faßt sie sich, um ruhiger ihre nach allen Versuchen trostlose Lage sich vorzustellen, die ihr drohende, für sie so entsetzliche, sie auf immer ausstoßende Verbannung.†) Freilich hat sich ein „einzig

*) In der ersten Ausgabe findet sich Linderung statt Lindrung, wonach der Vers ein Sechsfüßler ist, wie auch sonst durch Versehen sich mehrere in unser Stück, in Iphigenie und Tasso eingeschlichen haben, die nicht so leicht zu tilgen waren.

**) In der szenarischen Bemerkung „die ihr das Blatt abnimmt" hat die Ausgabe letzter Hand „ihr" weggelassen.

***) Die eiserne Nothwendigkeit. Eisern, hart, unempfindlich, wie im folgenden Auftritt ehern.

†) Statt des ursprünglichen „Schreckensworts" liest man jetzt „Schreckenworts", was wohl nur Druckfehler, nicht eine des Wohllauts wegen gemachte

edler"*) Mann gefunden, welcher ihr Rettung anbietet, allein es ist ihr unmöglich, ihrer hohen Geburt zu entsagen, und so gibt sie sich verzweiflungsvoll dem unerbittlichen Schicksal hin, das sie rasch erfassen möge, da der schwankende Zustand, wo ihr noch eine Wahl bleibt, größere Pein als das entschiedene Unglück bereitet, an dem sie nicht den geringsten freien Antheil hat. Als aber nun alles ihr die baldigste Erfüllung ihres Schicksals verkündet, als sie schon den Augenblick vor sich sieht, wo man sie abrufen wird (bereits ist ihr Gepäck abgeholt), muß sie die Unerbittlichkeit des Himmels verzweiflungsvoll anklagen.**) Da bietet sich ihr, dem drängenden Uebel zu entgehn, nur der freiwillige Tod als Rettungsmittel an, und entschlossen will sie diesen ergreifen, wobei sie nur den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß ihr „bleichendes Gebein" im Vaterland eine geweihte Stätte finden möchte.***) Und doch, als sie nun den letzten Schritt thun will, hält sie die Lust zum jungen Leben unwillkürlich zurück, worauf die rührende, besänftigende Erinnerung an die Bestattung ihrer

---

Aenderung. Gleich darauf hat die dritte Ausgabe den Druckfehler Taumel statt Traume.

*) Die an Abtheilungszeichen überreiche erste Ausgabe hat vor und nach „einzig edel" ein Komma; beide sind zu streichen oder beide beizubehalten. Die spätern Ausgaben haben sich hierin große Willkür erlaubt, deren Spur ich getilgt.

) Ehern steht hier in der Bedeutung unempfindlich, unerbittlich. Homer nennt den Himmel im eigentlichen Sinne ehern. Oben hießen die unbezwinglichen Fäuste der Göttin der Gewalt (die Dämonen Kratos und Bia schuf Aeschylus im Prometheus) ehern. Vgl. zur Iphigenie S. 67. — Nach dem folgenden Verse („Dringt — hindurch"?) sollte wohl ein Gedankenstrich zur Andeutung einer Pause stehen.

***) Homer nennt die vom Fleische entblößten Knochen der Todten „weißes Gebein" (ὀστέα λευκά). Hier ist wohl an die Folge des langen Liegens im Wasser zu denken wie in Freiligraths Todten im Meere.

Gebeine im Vaterlande nicht ohne Einfluß geblieben. So sieht sie denn jetzt drei Wege vor sich liegen, von denen jeder sie mit Schauer ergreift. Völlig rathlos, möchte sie sich ganz dem Zufall überlassen; sie wünscht, daß ein beziehungslos gesprochenes Wort*) sie entscheide oder der Flug eines Vogels**) ihr deute, wohin sie solle. Den Gedanken an den Tod hat sie ganz aufgegeben; nur des Vogels Fliegen nach dem Meer zu oder von ihm her soll entscheiden. Aber wie könnte sich Eugenie dem blinden Zufall aus bloßer Noth überlassen, wie könnte die Stimme ihres Herzens ganz verstummen? Diese muß doch zuletzt entscheiden und sie mit frischem Muth und erhebender Aussicht in die Zukunft erfüllen. Vortrefflich ist es vom Dichter erfunden, daß selbst der heilige Mann wider Willen nur als zufällige Stimme wirkt, welche in ihrem Herzen die rechte Saite erklingen läßt.

Siebenter und achter Auftritt. Eugenie will den plötzlich, da sie einige Zeit vor sich hingeschaut hatte, vor ihr stehenden Mönch nur als ein „Orakel", ein „heilig Loos" angehn, welches ihr, wie sie von dem anzeigenden Vogel gewünscht, den Weg weise, ob hierher oder dorthin. Dieser gesteht denn freilich zu, daß es Augenblicke gebe, wo eine geheime Ahnung uns treibe, dem rathlosen Unglücklichen eine solche Auskunft zu geben, aber gerade jetzt fühlt er keine solche Ahnung in sich, und so kann er ihren flehenden Wunsch nicht erfüllen. Als sie ihm aber mittheilt,

---

*) Schon bei den Römern hat die vox opportune emissa besondere Bedeutung. Vgl. Liv. V, 55. Cic. de div. I, 45. II, 40.

**) Auf eigenthümliche Weise denkt sich hier Eugenie die Deutung des Vögelfluges, der praepetes, alites, oder, wie es im deutschen Aberglauben heißt, des Anganges; sie will nach der Seite hin, wohin der Vogel fliegt, der „Friedensvogel" heißt, insofern er ihr Ruhe und Frieden bringt, ihren ängstlichen Zweifel bestimmt.

daß sie zwischen der Verbannung nach jenen Inseln der Verbrecher und einer ihr widerstrebenden Ehe zu wählen habe, da muß er der Ahnung des Herzens jeden Antheil an der Entscheidung absprechen und sie auf den Zweck des Lebens hinweisen, durch fromme Thaten zu wirken, wonach sie die Bestimmung zu wählen habe, die ihr den meisten Raum dazu gestatte. Hier kann keine Wahl sein. Eine widerstrebende Ehe ist ein Unglück, und wie die Kirche eine solche nicht segnen kann, so muß der Mönch davon entschieden abrathen, dagegen die Verbannung als eine heilige Sendung der ohne Schuld ins Elend gerathenen Jungfrau betrachten, die gerade als solche, „wie ein überirdisch*) Wesen, der Unschuld Glück und Wunderkräfte" mit sich führe. Er selbst kann aus eigener Erfahrung die Wonne eines solchen heiligen Wirkens preisen, ja er bedauert, ins Vaterland zurückgekehrt zu sein, wo ihn nun das Alter fesselt, und in wundervoll ergriffener Ahnung spricht er die schreckliche Gewißheit eines baldigen Umsturzes des Reiches aus**), dessen sittliches Verderben er scharf bezeichnet. Aber seine Erwartung, Eugenien durch diese Verkündigung zur Auswanderung zu bestimmen, täuscht ihn; gerade die von ihm als Bestimmungsgrund gedachte Hinweisung auf den Sturz des Reiches zeigt dieser ihren wahren Beruf, so viel als sie vermag, zum Heil des unglücklichen Vaterlandes***), und selbst zum Besten

*) Die Lesart der ersten Ausgabe „überirdsches" ist schon in der zweiten verbessert, dagegen II, 1 „ein geduldges Opfer" beibehalten. Aehnlich stand in der ersten Ausgabe der Iphigenie I, 2 „ein blutges (statt blutig) Opfer".

**) Die Ausgabe letzter Hand schreibt „klarer" statt „klärer", welche Form sie sonst hat. — Durchglimmt ist ein seit 1840 in mehrere Ausgaben übergegangener neuerer Druckfehler statt durchklimmt. — Unter dem „wenig Lebenden" sind einzelne Menschen und Thiere gemeint, die sich gerettet.

***) Der edle, kräftige Sinn der Urahnen erschien in vollendetster Aus-

derjenigen zu wirken, die sie verbannt haben*), wobei der fro
Glaube sie belebt, daß der Himmel ihr Stärke und Glück z
edlem Wirken verleihen werde. So will sie dem Gerichtsrath si
anvertrauen, der (dessen ist sie jetzt voll überzeugt) ihrem Herze
keinen Zwang anthun, sondern sie frei nach ihrer Neigung i
Verborgenen leben lassen wird; die Ahnung, daß der Himm
über ihr walte und alles zum glücklichen Ende führen werde, ha
sie mächtig durchdrungen.

Neunter Auftritt. Den zum Abschiede kommenden un
die versprochene Reisezehrung bietenden Gerichtsrath, der seine
innig ängstlichen Antheil nicht verbergen kann, überrascht Eugen
mit der Entdeckung, daß sie sich zum Bleiben entschlossen hab
und ihm in seine Wohnung zu folgen bereit sei, wenn er sie al
Freundin betrachten wolle. Den edlen Grund ihres veränderte
Entschlusses, wozu sie keineswegs Furcht vor dem drohenden Zu
stand getrieben, muß sie ihm verbergen und ihm Entsagung au
legen, indem sie ihn um einen stillen verborgenen Aufenthalt a
dem Lande bittet**), wo er nur auf ihren Ruf sich einfinden dürf
wobei sie die Möglichkeit einer spätern engern Verbindung i

prägung im Könige, der zuerst alle einzelnen Großen zu vereintem Wirke
unter seiner Herrschaft verband; der Gegenwart fehlt nicht der Wille, sonder
die Kraft, wie dem Gespenste, das, wie es Gespenster nach ihren früher
Zuständen zurückzieht, um die verlassenen Schätze schwebt, die es vergebens z
fassen sich quält. Wie sie kurz vorher die allgemeine Selbstsucht bezeichn
hat, so hier die Kraftlosigkeit. — In den Worten „zu einem Zweck" ist ei
als Zahlwort zu schreiben.

*) Auch ihren Vater nennt sie unter „denjenigen, die sie verkannt, ver
stoßen, vergessen", da sie nicht ahnen kann, wodurch dieser abgehalten worde
sie dem Verderben zu entreißen.

**) In den Worten „Laß mich — mich begraben" ist „mich" keineswe
unnöthig wiederholt, sondern sie bittet, der Gerichtsrath möge zulassen, da
sie sich begrabe. Der Ausdruck ist freilich etwas hart.

Aussicht stellt. Da dieser aber mit der ganzen selbstbewußten Sicherheit eines die schwersten Pflichten sich aus innigster Liebe auflegenden Mannes zur treuen Befolgung ihres Wunsches sich bereit erklärt, so gibt ihm Eugenie ein unverkennbares Zeichen ihres Vertrauens durch den Entschluß, ihm sofort zum Altar zu folgen*) und sich als seine Gattin darzustellen, wobei die vorausbedungene Entsagung und das schwesterliche Verhältniß sich von selbst versteht. Wie man darüber ernstlich in Zweifel stehn, ja glauben konnte, der Dichter habe dies selbst mit Absicht zweifelhaft gelassen, ist schwer zu begreifen. Was ihr bis dahin unmöglich geschienen, dem Range ihrer Geburt zu entsagen, dazu bestimmt sie jetzt der reine Edelmuth des gemüthlichen Mannes, der den Regungen ihres Herzens keinen Zwang anlegen, ihre Noth nicht unedel mißbrauchen will. So hat sie jetzt ihren Beruf gefunden und zugleich eine freie, ihr eine gewisse Thätigkeit darbietende Stellung, worin sie den Tag der Gefahr des Vaterlandes ruhig erwarten kann; sie hat sich als sittliche Heldin bewährt und darf sich der Hoffnung hingeben, einst zum Heile des Vaterlandes zu wirken, und so endlich von König und Vater als würdige Tochter ihres Stammes anerkannt zu werden. Die Hofmeisterin hat in dieser Szene eben so wenig noch eine Stelle wie am Schlusse der Iphigenie Pylades und Arkas.

*) Vorher hieß es: „Sobald ich mich die Deine nenne", was keineswegs auf die Ehe geht, sondern auf den Abschluß ihres Freundschaftsbundes. Der Gerichtsrath hatte vorher geäußert: „So bedinge dein Herz allein das Bündniß, das wir schließen."

V. Die Charaktere.

Sollte die vollste Entfaltung der Charaktere der auftretenden Personen auch erst in der vollendeten Trilogie gegeben werden (denn wir würden sie sämmtlich in den folgenden Stücken wiedergefunden haben), so erscheinen sie doch auch in unserm Stücke schon in klar bezeichnender Selbständigkeit, als feste, sich entschieden herausstellende Wesen. Nach der bisherigen Entwicklung dürften wenige Hinweisungen genügen.

Eugenie ist eine durchaus edle, mit Geist, Gemüth und Charakterstärke ausgerüstete Natur, die, wie ausgebildet sie auch in geistigen und körperlichen Uebungen erscheint, doch in der Zurückgezogenheit von der Welt sich ihren unschuldigen Kindersinn rein erhalten hat. Ganz unerfahren mit dem äußern Leben, wird sie in die äußerste Noth hinausgestoßen, in den bittersten Kampf, aber gerade hier bricht die Blüthe ihrer Seele in voller Pracht hervor. Ihre vornehme Natur kann sich zu nichts hergeben, was ihr eine Entwürdigung ihrer Geburt und des ihr zustehenden Ranges scheint, ihr zieht sie Tod und Verbannung vor; erst als die Pflicht, für das Vaterland zu wirken, sich ihr vor die Seele stellt, vermag sie von ihrer Höhe herabzusteigen, aber nur in einen Zustand, der nichts ihrer Unwürdiges verlangt, und ihr Entschluß, dem Gerichtsrath ihre Hand, aber ohne Anerkennung von Rechten

auf sie, zu bieten, fließt aus der hohen Achtung und Neigung, welche seine wahrhaft edle Gesinnung ihr einflößt. Die Liebe zum Vaterlande, die mit ihrer Verehrung fürstlicher Hoheit und Würde auf derselben Vornehmheit ihres ganzen Wesens ruht, liegt unerschlossen in ihr, bis die Nothwendigkeit an sie herantritt, den heimischen Boden zu verlassen, und ganz besonders als sie für die Zukunft des Vaterlandes ernstlich fürchten muß. Bei aller frischen Heiterkeit und allem kindlichen Frohsinn liegt eine ernste, nach innen gekehrte Stimmung in ihrer Seele, die durch die äußern Verhältnisse genährt ward. Der Vater hing mit unendlicher Liebe an dem holden Kinde, aber nur geheim durfte er sich ihrer Kindheit freuen; der Stolz ihrer Mutter, die, durch sie an ihre Schwäche gemahnt, sich ganz von ihr zurückzog, trübte seinen Sinn, nicht weniger der bittere Verdruß, den ihm sein Sohn bereitete, und die traurigen Verhältnisse des Vaterlandes, von denen einzelne Andeutungen auch zu Eugenien gelangten. Freilich wachte die Hofmeisterin mit ängstlicher mütterlicher Liebe über sie, aber wußte sie auch ihr ganzes Vertrauen, ihre innigste Anhänglichkeit zu gewinnen, die Mutter konnte sie ihr nicht ersetzen. Freilich verwandte der Vater auf die Leitung ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung die größte Sorgfalt, aber sie entbehrte eines Kreises von Jugendgespielinnen, die sie gesellig und vertraulich aufgeregt und sie mehr nach außen gewandt hätten. Ihre Jugenderinnerungen gedenken keiner Freundin, nur der Vater und die Hofmeisterin sind die lichten Sterne derselben, die reiche Fülle des Genusses, welche die verschwenderische Liebe des Vaters schuf, ihr Jugendparadies. Außer der Hofmeisterin finden wir eines alten Lehrers gedacht, der zur Zeit unseres Stückes, in Trübsinn versunken, sich zurückgezogen, ohne Zweifel derselbe „weise Mann", den der Herzog als Leiter ihrer Kindheit erwähnt; auch

angebotenen Ehebund unmöglich eingehn zu können, selbst dem drohenden Tode gegenüber. Bemerkenswerth ist hier, wie der Gerichtsrath sich der zur Annahme sie bereden wollenden Hofmeisterin immer anschließt.*) Als aber Eugenie deutlich zu verstehn gibt, daß sie durch das Drängen nur belästigt, nicht im geringsten in ihrem Entschluß wankend gemacht werde, da entfernt sich der Gerichtsrath mit bitterm Schmerze**), daß die Geliebte keine Neigung zu ihm fühle, doch will er nicht unterlassen, die Scheidende, mit der sein Glück hinschwinde, mit Lebensmitteln für die Fahrt zu versehn.

Vierter Auftritt. Noch hofft Eugenie die Hofmeisterin zu erweichen; als diese aber sich selbst gebunden erklärt***) und zur Vertheidigung des angebotenen Ehebundes†) das dringende Streben des edlen Mannes, sich emporzuheben, als naturgemäß rechtfertigt, da muß diese mit reiner Empfindung die Ueberzeugung aussprechen, daß der Mann ganz die Sphäre der Frau bestimme, die an seinen Kreis gebannt sei. Jene weist wiederholt darauf hin, daß, wenn sie diesen Bund verwerfe, ihr Elend unabwendbar sei, worein sie auch sie selbst mit sich ziehe. Aber Eugenie, die der Hoffnung sehnsuchtsvoll zugewandt bleibt, will dem Wahne noch nicht entsagen, ihre Rettung liege in der Hand ihrer Be-

*) In der Ausgabe letzter Hand ist du zwischen schlägst aus weggefallen. — Das Fest, das sie versäumt hat, ist der Geburtstag des Königs, an welchem dieser sie feierlich anzuerkennen versprochen hat (I, 5).

**) „Drum laßt mich scheiden." Aus der zweiten Ausgabe hat sich der Druckfehler uns fortgepflanzt.

***) Den Druckfehler der ersten Ausgabe „Du lenkest nun (statt nur)" hat schon die zweite weggeschafft, Strehlke aber den Druckfehler als richtig vertheidigt, indem er einen ganz fern liegenden Gegensatz von jetzt, seit dem Antrage des Gerichtsrathes, gegen früher annimmt.

†) Schon die zweite Ausgabe schreibt „ihn (statt ihm) lohnen."

gleiterin, welche, sie weiß nicht, wodurch, so hart gegen sie geworden, daß sie ihr solche Noth bereite, und in ihrer schrecklichen Bedrängniß sucht sie ihr Herz zu bestürmen, ja die Fürstentochter erniedrigt sich, kniefällig sie zu bitten.*) Dieser aber, die sich selbst durch Eugeniens Hartnäckigkeit, das gebotene Mittel zu ergreifen, dem Tod ausgesetzt sieht, muß eine solche Beschwörung wie Hohn klingen; deshalb reißt sie diese heftig vom Boden auf. Eugenie erkennt in solcher Härte die Gewißheit, daß die Hofmeisterin sie an ihren bösen Bruder verrathen habe. Wenn diese, die sich wieder zu fassen beginnt, dagegen bemerkt, dem Bruder fehle zwar nicht der Wille, aber die Kraft, sie zu vernichten, so müssen wir diese Aeußerung für durchaus wahr halten, was mit der frühern Erklärung an den Gerichtsrath stimmt, daß sie dem Parteikampf zum Opfer falle. Vergebens hat sie bei dem Gerichtsrath, vergebens bei der Hofmeisterin Rettung zu erflehn gesucht; in ihrer äußersten Bedrängniß greift sie zu jedem schwanken Rohre, an das sie sich halten zu können wähnt, und so will sie jetzt laut das Mitleid des Volkes aufrufen, woran die Hofmeisterin sie nicht hindern mag, wie entschieden sie ihr

*) Die dritte Ausgabe schloß hier die Rede mit anzuflehn statt anzuflehen, und die kürzere Form scheint Goethe am Ende des Verses durchweg vorgezogen zu haben. Von gehn, sehn, stehn, geschehn, flehn, wehn finden sich diese Formen am Ende von 33 Versen, wogegen nur zweimal sehen (II, 2 klar zu sehen, V, 9 Dich zu sehen), je einmal verstehen und widerstehen (I, 6. IV, 2) und unser anzuflehen. Darnach ist kaum zu zweifeln, daß Goethe überall die kürzere Form wollte. So hat er auch am Ende des Verses regelmäßig ziehn, fliehn, ruhn, nahn, dagegen einmal drohen, vertrauen neben vertraun, einmal verzeihen neben doppeltem verzeihn, nur weihen, entweihen, befreien, freuen, erfreuen, bemühen. Einmal findet sich stehn am Ende des Verses und einmal banget, während man die kürzern Formen erwartet.

auch die Nutzlosigkeit dieses Schrittes vorhersagt. Es muß auffallen, daß diese ihr nicht sogleich den Befehl des Königs vorzeigt, aber ihre herzliche Liebe zur Unglücklichen will ihr die schreckliche Gewißheit so lange vorenthalten, wie möglich; hat sie es ja auch nicht über sich gebracht, ihren Bestimmungsort ihr anzugeben, was der Gerichtsrath thut. Dadurch findet denn der Dichter Gelegenheit, Eugenien bei allen möglichen Gewalten ihre Rettung versuchen zu lassen.

Fünfter Aufzug.

Erst nachdem der Militärgouverneur und die Aebtissin, die sich ihr anfangs freundlich erweisen, bei Einsicht des von der Hofmeisterin ihnen gezeigten Papieres sich für unfähig erklärt haben, verlangt Eugenie selbst jenes verderbliche Papier einzusehn, wodurch sie denn die Ueberzeugung gewinnt, daß sie aus dem Reiche verbannt sei, wenn sie nicht durch eine bürgerliche Ehe ihrem Geburtsrecht entsage. In der Verzweiflung will sie sich ins Meer stürzen, aber die Weissagung des Mönches vom drohenden Umsturz bestimmt sie, statt nach dessen Rath, auf den jenseitigen Inseln wohlthätig zu wirken, sich dem Vaterlande zu widmen, und so entschließt sie sich, dem Gerichtsrathe, der verspricht, daß er nur die Rechte eines sie schützenden Freundes beanspruchen wolle, die Hand zu geben, in der Aussicht, so, ohne ihrer fürstlichen Geburt zu entsagen, für das bedrängte Vaterland und den König wirken zu können.

Erster bis dritter Auftritt. Die Erfolglosigkeit des Anrufes an das Volk erfahren wir im ersten Auftritt, der zugleich

die folgenden einleitet. Der Dichter hat aber dabei nicht unterlassen, gleich im Anfang noch einmal die Stellung der Hofmeisterin zu Eugeniens Unglück anzudeuten.*) Daß bald darauf der Gouverneur und die Aebtissin auftreten, wird durch die Neugierde, die zur Abfahrt sich rüstenden großen Schiffe zu sehn, motivirt; der vielen Schiffe, die alle nur auf günstigen Wind zur Abfahrt warten, ist schon IV, 3 gedacht. Nachdem der vorgezeigte königliche Befehl den Militärgouverneur von jedem Versuche zu helfen abgebracht, will Eugenie selbst das verhängnißvolle Papier sehn, aber höchst treffend hat der Dichter das Grauen vor der Gewißheit ihres schrecklichen Unglücks dazu benutzt, sie diesmal noch davon abstehn zu lassen. Daß höhere Mächte ihr Verderben wollen, kann sie jetzt nicht mehr bezweifeln, aber daß es wirklich ihr Vater oder der König sei, welcher sie verderbe, wie sie vermuthen muß, mag sie nicht glauben; verzweifelnd an der Welt will sie dieser ganz entsagen, in einem Kloster Ruhe und Frieden suchen. Trefflich ist der Kampf geschildert zwischen dem Grauen und der Neugierde. Auch jetzt legt die Hofmeisterin ihr kein Hinderniß in den Weg: mag sie alles versuchen, um sich zu überzeugen, keine Rettung sei möglich; daß der König sie ihr ganz überantwortet habe, um sie wegzuführen, wagt sie weder Eugenien selbst zu sagen noch in ihrer Gegenwart zu äußern; auch der Gerichtsrath muß es selbst lesen, erfährt es nicht durch ihren Mund.

---

*) In dem Verse „Hat mich und dich in gleiches Netz verschlungen" hat die erste Ausgabe den Druckfehler ein. Zu dem Eugenien drohenden Tode vgl. den Schluß von II, 1 und II, 2. — Mit den Worten „dies Unglück, vorgesehen oder nicht," geht die Hofmeisterin zum Beweise über, daß sie ganz unschuldig bei der Sache, da sie selbst in ihr Unglück verwickelt sei, wobei sie von Eugenien unterbrochen wird.

Vierter bis sechster Auftritt. Als Eugenie sich der eben mit zwei Nonnen aus dem Kloster kommenden Aebtissin nähert*), welche freundlich auf die nothwendige Prüfungszeit hindeutet, bemerkt die Hofmeisterin, in dieser Beziehung sowie in Bezug auf alle übrigen Bedingungen dürfte kein Hinderniß obwalten. Die Aebtissin hat freilich später von ihrem Standpunkt Recht, dieser vorzuwerfen, daß sie nicht früher den königlichen Brief ihr gezeigt**), aber diese will Eugenien zu erkennen geben, wie gern sie selbst ihre Versuche zu fördern bereit, das Hinderniß ein ihr aufgedrungenes ist.***) Jetzt erst, wo sich auch die Freistätte des Klosters ihr verschließt, will sie nicht länger über die Hand, die ihr keine Ruhe im Vaterland gönnt, in Zweifel bleiben; nur ihr Vater oder der König, die sie beide so sehr liebt, kann solche Macht über ihr Schicksal üben. Die Gewißheit, daß der König selbst sie aus dem Vaterlande stößt, macht sie erstarren, so daß sie auf die ihr Mitleid bekundenden, aber auf die Abfahrt dringenden Worte der Hofmeisterin nichts zu erwiedern vermag. Erst nach einiger Zeit, als die Hofmeisterin sich entfernt hat, faßt sie sich, um ruhiger ihre nach allen Versuchen trostlose Lage sich vorzustellen, die ihr drohende, für sie so entsetzliche, sie auf immer ausstoßende Verbannung.†) Freilich hat sich ein „einzig

*) In der ersten Ausgabe findet sich Linderung statt Lindrung, wonach der Vers ein Sechsfüßler ist, wie auch sonst durch Versehen sich mehrere in unser Stück, in Iphigenie und Tasso eingeschlichen haben, die nicht so leicht zu tilgen waren.

**) In der szenarischen Bemerkung „die ihr das Blatt abnimmt" hat die Ausgabe letzter Hand „ihr" weggelassen.

***) Die eiserne Nothwendigkeit. Eisern, hart, unempfindlich, wie im folgenden Auftritt ehern.

†) Statt des ursprünglichen „Schreckensworts" liest man jetzt „Schreckenworts", was wohl nur Druckfehler, nicht eine des Wohllauts wegen gemachte

edler"*) Mann gefunden, welcher ihr Rettung anbietet, allein es ist ihr unmöglich, ihrer hohen Geburt zu entsagen, und so gibt sie sich verzweiflungsvoll dem unerbittlichen Schicksal hin, das sie rasch erfassen möge, da der schwankende Zustand, wo ihr noch eine Wahl bleibt, größere Pein als das entschiedene Unglück bereitet, an dem sie nicht den geringsten freien Antheil hat. Als aber nun alles ihr die baldigste Erfüllung ihres Schicksals verkündet, als sie schon den Augenblick vor sich sieht, wo man sie abrufen wird (bereits ist ihr Gepäck abgeholt), muß sie die Unerbittlichkeit des Himmels verzweiflungsvoll anklagen.**) Da bietet sich ihr, dem drängenden Uebel zu entgehn, nur der freiwillige Tod als Rettungsmittel an, und entschlossen will sie diesen ergreifen, wobei sie nur den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß ihr „bleichendes Gebein" im Vaterland eine geweihte Stätte finden möchte.***) Und doch, als sie nun den letzten Schritt thun will, hält sie die Lust zum jungen Leben unwillkürlich zurück, worauf die rührende, besänftigende Erinnerung an die Bestattung ihrer

---

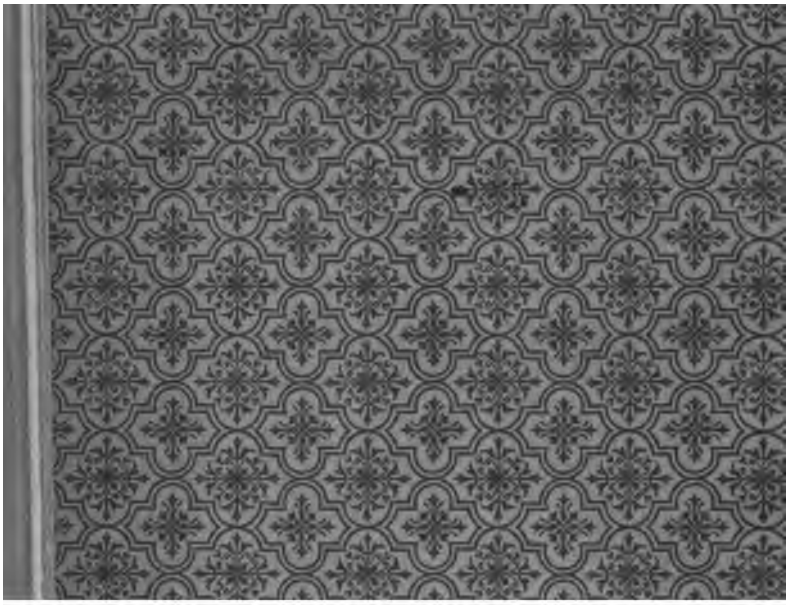
Aenderung. Gleich darauf hat die dritte Ausgabe den Druckfehler Taumel statt Traume.

*) Die an Abtheilungszeichen überreiche erste Ausgabe hat vor und nach „einzig edel" ein Komma; beide sind zu streichen oder beide beizubehalten. Die spätern Ausgaben haben sich hierin große Willkür erlaubt, deren Spur ich getilgt.

) Ehern steht hier in der Bedeutung unempfindlich, unerbittlich. Homer nennt den Himmel im eigentlichen Sinne ehern. Oben hießen die unbezwinglichen Fäuste der Göttin der Gewalt (die Dämonen Kratos und Bia schuf Aeschylus im Prometheus) ehern. Vgl. zur Iphigenie S. 67. — Nach dem folgenden Verse („Dringt — hindurch"?) sollte wohl ein Gedankenstrich zur Andeutung einer Pause stehen.

***) Homer nennt die vom Fleische entblößten Knochen der Todten „weißes Gebein" (ὀστέα λευκά). Hier ist wohl an die Folge des langen Liegens im Wasser zu denken wie in Freiligraths Todten im Meere.

Druck von G. Reusche in Leipzig.



SPRING 1980

APR 25 '85

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

PRINTED IN U.S.A.